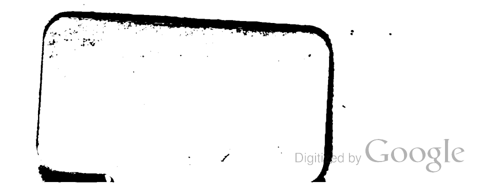




Geschichte

der

Religion Jesu Christi.

Von

Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg,

fortgesetzt

von

Friedrich v. Kerz.

Fortsetzung dreißigster Band.

Mainz, 1846.

Bei Kirchheim, Schott und Thielmann.

Geschichte

der

Religion Jesu Christi.

Von

Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg,

fortgesetzt

von

Friedrich v. Kerz.

Drei und vierzigster Band.

Mainz, 1846.

Bei Kirchheim, Schott und Thielmann.

Inhalt.

Geschichte Deutschlands, Italiens und des großen, von Friederich I. veranlaßten Kirchenschisma.

Von

dem Jahre 1152 bis 1192.

Erster Abschnitt.

Zweiter Abschnitt.

Friederichs I. erste Heerfahrt nach Italien.

Dritter Abschnitt.

Friederichs Wirken in Deutschland.

Vierter Abschnitt.

Friederichs I. zweite Heerfahrt nach Italien.

Fünfter Abschnitt.

Neue Händel zwischen dem Papst und dem Kaiser.

Sechster Abschnitt.

Tod Hadrians IV. — Anfang des Schisma.

Siebenter Abschnitt.

Kaiser Friederich I. wieder in Deutschland.

Achter Abschnitt.

Friederich zum dritten Male in Italien.

Neunter Abschnitt.

Wirrnisse in Deutschland. — Des Kaisers Ankunft im Reiche.

Zehnter Abschnitt.

Zustand Deutschlands in der Zeit der Abwesenheit des Kaisers. — Dessen Wirken während seines jetzigen siebenjährigen Aufenthalts im deutschen Reiche.

Elfter Abschnitt.

Kaiser Friederichs fünfte Heerfahrt nach Italien.

Zwölfter Abschnitt.

Achtserklärung des Herzogs Heinrich des Löwen. — Frieden von Constanz. — Großer Reichstag in Mainz.

Dreizehnter Abschnitt.

Friedrichs letzter Aufenthalt in Italien.

Des zweiten Zeitlaufes zwei und dreißigster Zeitraum.

Von der Thronbesteigung Friederichs I. 1152 bis zum Ende des dritten Kreuzzuges 1192.

Erste Abtheilung.

Geschichte Deutschlands, Italiens und des großen, von Friederich I. veranlaßten Kirchenschisma.

Deutschland*).

I.

Wahl und Krönung Friederichs I. — Dessen erste Regentenhandlungen.

1. In der Regierung Deutschlands folgte auf König Conrad III. dessen Neffe Friederich, Herzog

*) Quellenschriften erster Klasse sind: Chron. Urspergense. — Ferner *Otton. Frising.* de Gestis Friderici I. imperatoris Lib. II., unstreitig die wahrhafteste und zuverlässigste Quelle. Aber der ehrwürdige Bischof Otto starb schon im Jahre 1159, und seine beiden Bücher gehen nur bis auf 1156 und befassen sich daher blos mit den sechs ersten Regierungsjahren Friederichs. — Radevicus, Domherr in Freisingen und Secretär des Bischofes Otto, fügte zu Otto's zwei Büchern de Gestis Friderici noch ein drittes und viertes Buch hinzu, die bis in das Jahr 1160 reichen. — *Rudolphi,*

von Schwaben. Die Thronerhebung dieses Fürsten war jedoch nicht das Werk einer gewöhnlichen, nach vorhergegangener Berathung geschehenen förmlichen Wahl, sondern offenbar blos Folge einer, auf Friederichs Verdiensten und dessen Persönlichkeit beruhenden, allgemeinen Anerkennung seiner Tüchtigkeit, und daß keiner von allen übrigen Fürsten, gleich ihm, die Hoffnungen der Nation erfüllen und deren Erwartungen zu entsprechen im Stande sey. Schon als Jüngling hatte Friederich der Welt gezeigt, was er einst als Mann seyn werde. Von dem Augenblicke an, wo er die Rittersporen erhalten und wehrhaft war gemacht worden, hatte er sich durch eine beinahe ununterbrochene Reihe von Heldenthaten ausgezeichnet. Kaum neunzehnjährig, befehdete er die beiden mächtigen Grafen von Wolframshausen und Dachau in Bayern, schlug beide in einem blutigen Treffen, führte selbst, im Angesicht des feindlichen Heeres, den Letztern gefangen fort, und als dieser ihm ein sehr bedeutendes Lösegeld anbot, wies er dieses Anerbieten großmüthig zurück, setzte jedoch seinen Gefangenen sogleich wieder in Freiheit; denn, sagte er: nicht um mich zu

---

de Gestis Friderici in Italia commentarius. Eine der vorzüglichsten und ganz besonders zu beachtende Quellenschrift. Dieser Commentar umfaßt einen Zeitraum von dreiundzwanzig Jahren. Rudolph beschreibt als Zeitgenosse und größtentheils auch als Augenzeuge die vom Kaiser Friederich von 1154 bis 1177 in Italien verrichteten Thaten. Was seine Erzählung hie und da verdächtigen könnte, ist der Umstand, daß Rudolph wahrscheinlich ein Mailänder war. — Annalista Saxo (ap. Eccard. corpus historicum Medii Aevi. T. II.). — *Wibaldi* Epistolae CCCCXLI. (edit. *Martene* Coll. ampliss. T. II.) — Muratori's Geschichte von Italien. Th. 7. — Die vorzüglichsten der neuesten Geschichtswerke von Deutschland sind unseren Lesern größtentheils schon bekannt.

bereichern, sondern zum Besten des Reiches habe ich die Waffen ergriffen, und vollkommen genügt mir schon die Ehre des Sieges. Aus einem noch weit schwereren Kampfe mit dem Herzoge von Zähringen war Friederich ebenfalls als Sieger hervorgegangen, hatte den Zähringer in zwei mörderischen Treffen besiegt, alle seine Städte und Burgen erobert, sogar jene erstürmt, die bis dahin für unüberwindlich gehalten wurden, und endlich den, durch so vielen und großen Verlust tiefgebeugten Herzog gezwungen, bei dem Herzoge von Schwaben, Friederichs Vater, wie auch bei dessen Oheim, dem Könige Conrad, um Frieden zu bitten und allen ihren Foderungen sich schweigend zu unterwerfen. Aber noch weit mehr auffallende Beweise von persönlicher Größe und seltener Characterstärke gab Friederich auf dem zweiten so unglücklichen Kreuzzuge. Die deutschen wie die französischen Ritter bewunderten nicht blos Friederichs persönliche Tapferkeit, sondern vorzüglich noch dessen ausdauernden, durch nichts zu erschütternden Muth, dessen schnellen Blick, raschen Entschluß, und endlich jene nicht gewöhnliche, aber den wahren Feldherrn characterisirende Gegenwart des Geistes, die ihn auch in den gefährlichsten Lagen und den entscheidendsten Momenten nicht verließ. Beide Heere erblickten in Friederich das Muster eines vollendeten Feldherrn. Zudem hatte er auch in friedlichen Verhältnissen Klugheit, Mäßigung, Liebe zur Gerechtigkeit und zum Frieden gezeigt, auch als Vermittler zwischen seinen beiden Oheimen, der noch längern Fortsetzung des ohnehin schon so lange dauernden Krieges zwischen den Welfen und Hohenstaufen ein Ende gemacht. Keiner von allen Fürsten Deutschlands konnte demnach, als Thronbewerber, sich Friederich an die Seite stellen. Sehr wohl fühlte dieses auch der sterbende König; denn mit Umgehung seines eigenen Sohnes empfahl

er den ihn zahlreich umgebenden Fürsten seinen Neffen und ließ diesem hierauf auch sogleich die Reichsinsignien überliefern*). Schon in Bamberg, bevor als noch von einer neuen Wahl die Rede seyn konnte, war Friederich seiner Sache so gewiß, daß er, wie wenigstens erzählt wird, sich gegen einige seiner Vertrauten verlauten ließ: er fühle sich mächtig und stark genug, das Reich zu gewinnen, wenn auch alle Fürsten ihm entgegen seyn sollten**).

*) Auch die Abstammung Friederichs mag nicht wenig zu dessen Erhebung beigetragen haben. Väterlicher Seits war Friederich ein Hohenstaufe (Waiblinger oder Ghibelline) und mütterlicher Seits ein Welf. Friederichs Vater war Friederich mit dem Beinamen Ein-Auge, ein Sohn des mit Agnes, einer Tochter Kaiser Heinrichs des Vierten, vermählten Friederichs von Hohenstaufen, der von seinem Schwiegervater, dem Kaiser, das Herzogthum Schwaben erhielt, und dessen Sohn, der so eben erwähnte Friederich Ein-Auge, vermählte sich mit Judith, einer Schwester des welfischen Herzogs Heinrichs des Stolzen von Bayern, und zeugte mit dieser welfischen Gemahlin den Friederich, der jetzt auf den Thron Deutschlands erhoben werden sollte. Dieser vereinte demnach in seiner Person beide, bisher gegen einander so feindliche Familien, und berechtigte zu der Hoffnung, daß eben dadurch auch der nun schon lange dauernde und für Deutschland so verderbliche Zwist zwischen beiden mächtigen Familien auf immer erloschen seyn würde.

**) Ueber diese Aeußerung ward der Erzbischof Heinrich von Mainz so aufgebracht, daß er kaum von seinem Bruder im bischöflichen Amte, dem Erzbischofe von Cöln, wieder besänftiget werden konnte. Aber demungeachtet konnte Heinrich kein Herz mehr zu Friederich fassen, zeigte sich auch bei dieser Gelegenheit demselben nicht sehr günstig, verscherzte aber dadurch auch Friederichs Gunst, deren er bald darauf sehr bedürftig gewesen wäre, als er nämlich zuerst fälschlich in Rom angeklagt, dann verrathen von seinem Kanzler Arnold,

2. König Conrad, obgleich sein persönlicher Charakter über jeden Vorwurf erhaben ist, auch alle ihm von gleichzeitigen wie bald darauf folgenden Geschichtschreibern ertheilten Lobsprüche in vollem Maaße verdient, konnte doch seinem Nachfolger, wer derselbe auch seyn mochte, nichts weniger als ein sehr blühendes Reich überlassen. Durch sein hartnäckiges Streben, das Haus Welf nicht nur zu demüthigen, sondern völlig zu vernichten, hatte er das geheime Streben der Fürsten nach Unabhängigkeit in mancher Hinsicht nur noch mehr befördert, die südlichen deutschen Provinzen lange Jahre der Verheerung preisgegeben, und während dieses blutigen Kampfes und der diesfalls oft angeknüpften und bald wieder abgebrochenen Unterhandlungen sich in so viele Händel verwickelt, daß er gar nicht mehr Zeit hatte, den Nebenländern Deutschlands

---

den er zu seiner Vertheidigung nach Rom geschickt hatte, und endlich von den päpstlichen Legaten seines Erzbisthums entsetzt ward. Die Unschuld des Erzbischofes Heinrich ist außer allem Zweifel. Der größte Beweis davon liegt schon darin, daß der heilige Bernhard mit der größten Wärme sich seiner annahm, wegen dieser Angelegenheit nach Rom schrieb und, obgleich fruchtlos, sich die größte Mühe gab, Heinrich auf seinem erzbischöflichen Stuhle zu erhalten. Wenn auch der Kanzler Arnold nicht gerade zum Verräther an seinem Erzbischofe ward, so spielte er doch wenigstens in Rom eine sehr zweideutige Rolle; statt die Angelegenheiten seines Herrn mit Thätigkeit zu betreiben, sorgte er vielmehr mit dem größten Eifer für sein eigenes Interesse und ward daher auch des entsetzten Erzbischofes Heinrichs unmittelbarer Nachfolger auf dem Stuhle von Mainz. Unter diesen Umständen würde es für König Friederich ein Leichtes gewesen seyn, den Heinrich, wenn dessen Entfernung ihm selbst nicht angenehm gewesen wäre, gegen seine Feinde zu schützen und ihn in seiner erzbischöflichen Würde zu erhalten.

auch nur die mindeste Aufmerksamkeit zu schenken. In Böhmen, Polen, Dänemark, und vorzüglich in Italien kannte man die Oberhoheit des deutschen Reiches nur noch dem Namen nach. Die Italiener benahmen sich, als wenn sie gar keinen König hätten, mithin auch der Beherrscher Deutschlands nicht mehr König von Italien wäre. Die Römer hatten endlich selbst die Päpste aus Rom vertrieben, eine neue, dem Geiste der Zeit längst schon nicht mehr anpassende Verfassung sich eigenmächtig gegeben, und wenn auch ihr ganzes Unwesen, und besonders ihre mehr als aberwitzige Briefe, die sie nach Deutschland schickten, an Conrads Hoflager nichts als ein verächtliches Lachen erregten, so benahm ihnen doch Conrad, als er diesen Unsinn beantwortete, nichts weniger als alle Hoffnung auf seinen Schutz; gerieth aber eben dadurch, wie durch seine, ebenfalls zu nichts führenden Unterhandlungen mit dem griechischen Kaiser, in ein äußerst zweideutiges Verhältniß zu dem Papste und dem römischen Hofe, so daß es noch eine Frage seyn möchte, ob seine Heerfahrt nach Italien, wenn sein Tod sie nicht verhindert hätte, für Kirche und Staat, und den Frieden zwischen Beiden von sehr ersprießlichen Folgen würde gewesen seyn. Was endlich die letzte Scene von Conrads Leben betrifft, nämlich jenen berüchtigten Zug nach dem Orient, so hatte er zwar auf demselben seine Rittterehre rein und unbefleckt erhalten, den Preis persönlicher Tapferkeit, Kühnheit und Furchtlosigkeit mit König Ludwig von Frankreich getheilt, war aber auch an Unklugheit, Mangel an Vorsicht, strategischem Ueberblick und ächtem Feldherrntalent nicht einen Schritt hinter Ludwig zurückgeblieben. Unstreitig war die Aufgabe nicht klein, welche der unmittelbare Nachfolger Conrads III. zu lösen hatte. Die ehemalige deutsche

Reichsverfassung wiederherzustellen, war eine nicht mehr mögliche Sache. Das alte, seit dem Tode Kaiser Heinrichs III. immer morscher und morscher gewordene Staatsgebäude war unter Lothar und Conrad endlich völlig zusammengebrochen. Friederich mußte dem Reiche eine neue Form geben. Vor allem mußte er das rohe, jede Blüthe wie jeden Aufschwung der Nation niederdrückende Vasallenthum nach und nach in allen seinen Wurzeln und Fasern ausrotten, das Lehnverhältniß wieder auf seine primitiven, naturgemäßen und daher so wohlthätigen Grundsätze zurückführen, die stolze und mächtige Aristokratie in die ihr geziemenden Schranken zurückweisen, daher in die für das Wohl und die innere Ruhe Deutschlands so durchaus nothwendige Abhängigkeit von der höchsten Staatsgewalt herabdrücken, dafür aber die große Masse des Volkes, den Kern der Staatskraft, aus der auf ihr lastenden schmähligen Knechtschaft erlösen, Ackerbau und alle Zweige der Ruralindustrie von den sie so drückenden Fesseln befreien, Städte und städtische Betriebsamkeit auf alle Weise ermuntern und befördern, und endlich auch in den, bisher völlig vernachläßigten deutschen Nebenländern das darin beinahe völlig erloschene Ansehen des deutschen Reiches wieder herstellen. Friederich fühlte sehr wohl, wozu er jetzt berufen sey. Vielleicht noch fester, als irgend einer, selbst der größten seiner Vorfahren, hatte auch er die Größe des Reiches, die Festigkeit des Thrones und den Glanz der deutschen Krone im Auge. Zudem fehlte es ihm weder an Geist, Verstand und dem, einem Beherrscher eines großen Reiches so nothwendigen Ueberblick, noch auch an hinreichender Kenntniß der Geschichte und deren für den Staatsmann so wichtigen Lehren, und endlich noch viel weniger an Muth und Kraft, einen einmal aufgefaßten Plan,

trotz aller sich ihm entgegensetzender Hindernisse, mit ruhigem und kräftigem Schritte bis zum Ende zu verfolgen *). Vollkommen gegründet waren daher auch die Erwartungen, die jeder, dem das Wohl und die Ehre Deutschlands, seines Vaterlandes, wahrhaft am Herzen lag, von dem künftigen Beherrscher desselben sich machte, und sicher würde auch Friederich das Ziel, das er sich setzen mußte und gewiß in seinem Herzen sich schon gesetzt hatte, erreicht haben, hätte leider nicht seine unmäßige Ruhmliebe und seine eben so unbegrenzte Herrschsucht ihn nur zu bald auf ganz falsche Bahnen verlockt. Er wollte Italien vorzüglich zum Schauplatze seiner künftigen Heldenthaten machen. Hier sollten ihm unvergängliche Lorbeern blühen. Aber anstatt in Italien die Oberhoheit des deutschen Reiches nicht blos dem Namen, sondern auch der That nach und in ihrer ganzen Fülle wieder einzuführen und für immer zu befestigen, wollte er die zahlreiche, durch ihre Industrie und ihren ausgebreiteten Handel unermeßlich reich gewordene, und

*) Ueberhaupt war der, obgleich so unglückliche Kreuzzug eine treffliche Schule für Friederich gewesen. Derselbe hatte ihm eine Menge belehrender Vergleichungspuncte dargeboten; denn er hatte auf demselben viele, ihm bisher ganz fremde Naturen mit allen ihren Vorzügen und Gebrechen kennen und sie gehörig zu würdigen gelernt, jeden Augenblick Gelegenheit gehabt, über Länder, Völker, deren Verfassungen, Gesetze und Sitten die gründlichsten Bemerkungen zu machen und sich mit einer Menge von Erfahrungen zu bereichern, die gewöhnlich nur die Früchte einer langen Reihe von Jahren sind. Wirklich kann man auch von Friederich sagen, daß, nach seiner Rückkehr aus dem Orient, zu seiner persönlichen Tapferkeit, Kühnheit und Muth sich nun auch Klugheit, Besonnenheit und weise Vorsicht gesellten.

durch ihren Reichthum eben so stolze, kühne und unternehmende Nation einem ganz blinden Despotismus unterwerfen. Eben so war es sein ungemein hochfahrender Geist, der ihn frühzeitig auch mit dem römischen Stuhle in einen Conflict verwickelte, der anfänglich blos an den äußersten Grenzen der Gebieten beider Gewalten, und zwar über die erbärmlichsten, unbedeutendsten Dingen sich entzündete, aber durch kleinliche Leidenschaften immer mehr genährt, endlich in einen hartnäckigen Kampf ausartete, der, nachdem Friederich Mißgriffe auf Mißgriffe gehäuft hatte, sich mit dem blutigen, schon so lange dauernden lombardischen Kampfe verschmolz und so dem gewaltigen Monarchen alle Vortheile, die er in einer langen Reihe von Jahren durch wiederholte Siege errungen zu haben glaubte, plötzlich wieder entriß. Friederichs Leben ist eine Kette der kühnsten und schimmernsten Wagnissen, die größtentheils von dem Glücke anfänglich begünstiget zu seyn schienen, und am Ende doch wieder völlig mißlangen, ohne daß jedoch — was gewiß nicht wenig merkwürdig ist und von Friederichs Personalgröße und dem ungemeinen Eindruck zeuget, den dieselbe auf alle Gemüther gemacht hatte — er von seinem persönlichen Ansehen sowohl in Deutschland als auch in allen übrigen Reichen Europa's nur das mindeste verloren hätte*).

*) Als Friederich das Reich übernahm, stand er in dem ein und dreißigsten Jahre seines Alters, mithin gerade in der vollen Blüthe männlicher Kraft. Ueber seine körperliche Gestalt, seine Manieren und sein ganzes äußere Wesen geben uns gleichzeitige Schriftsteller folgende Notizen. Friederich war von mehr als mittlerer Größe, aber schlanken Wuchses. Der Bau seines Körpers war stark und kräftig. Er hatte blaue Augen, ungemein liebliche Gesichtszüge und einen seelenvollen

3. Da bei dem Tode Conrads in Bamberg beinahe alle Fürsten Deutschlands wegen des Römerzu-

Blick. Obgleich seine Haare, die er abgeschnitten und nur über der Stirne gekräuselt trug, vollkommen blond waren, war doch sein Bart von hellbrauner, röthlicher Farbe. Friederichs Gang war fest und sicher, sein Anstand voll Würde und seine ganze Haltung verkündeten den mächtigen, gewaltigen Herrscher. Gegen Jedermann war er freundlich, gütig und herablassend, aber desto furchtbarer in den Aufwallungen seines Zornes. In allen ritterlichen Uebungen kam ihm nur selten einer gleich, keiner aber ihm je zuvor. An der Tafel, obgleich sehr mäßig, war er ungemein fröhlich, und seine Heiterkeit ermunterte auch die Gäste zu zwangloser Freude und froher geselliger Mittheilung. Er war ein treuer Anhänger der Religion seiner Väter, andächtig in den Kirchen und den der Andacht gewidmeten Stunden. Den Dienern der Kirche erwies er daher stets große Ehrerbietung, außer wenn sein Stolz und sein Ehrgeiz dabei in das Spiel kamen und dieses wieder trübten. Obgleich nicht selten freigebig und nichts weniger als ein Knecht des Mammons, verschmähete er doch allzugroße Pracht und übertriebenen äußeren Pomp. Seine Kleidung war daher auch einfach und prunklos, ganz nach altem Herkommen; überhaupt liebte er väterliche Sitte und wich, so viel er nur konnte, nie von derselben ab. Obgleich die Natur ihn, gleichsam verschwenderisch, mit ihren schönsten inneren und äußeren Gaben geschmückt hatte, so erregte doch sein ungeheueres, scharfes Gedächtniß allgemeines Erstaunen. Alles, was dieses einmal gefaßt hatte, hielt es fest und nichts konnte ihm davon mehr entfallen. Wenn dem Kaiser z. B. einer vorgestellt ward, dieser jedoch sich unmittelbar darauf auf viele Jahre entfernte, aber nach langer Zeit endlich doch wieder kam, so erkannte ihn sogleich Friederich und wußte ihn bei seinem Namen zu nennen. — Da, wie wir so eben bemerkten, die Farbe von Friederichs Bart hellbraun war und in das röthliche spielte, so gaben ihm die Italiener den Beinamen: Barbarossa; aber erst ungefähr dreihundert Jahre nach ihm, nämlich vom Anfange des

ges versammelt waren, so bedurfte es auch zur neuen Königswahl weder einer Menge, viele Zeit erfodernder Einladungsschreiben, noch auch anderer weitläufiger Vorbereitungen. Sämmtliche Fürsten eilten nach Frankfurt am Main, wo am fünften März, also am siebenzehnten Tage nach Conrads Tod, Friederich einstimmig zum König der Deutschen ausgerufen ward. Ungeheuer war das Zuströmen des Volkes und einer Menge von Fremden aus allen Gegenden. Auch viele italienische Ritter, Mannen und Bürger waren gegenwärtig, jedoch ohne an der Wahl den mindesten Antheil zu nehmen, sondern blos angelockt durch das sich nicht oft wiederholende Schauspiel einer neuen feierlichen Königswahl; jedoch ebenfalls unter lautem Jubel der neuen Wahl beistimmend *). Fünf

fünfzehnten Jahrhunderts an. Aber unbegreiflich ist es, daß auch alle folgenden Geschichtschreiber Friederich I. auf diese Weise bezeichneten; so daß endlich der höchst abgeschmackte, nichts sagende Beiname Rothbart in der Geschichte durchaus heimathlich geworden ist.

*) In dem Schreiben, in welchem Friederich von seiner Wahl und Krönung dem Papste Eugen III. Nachricht ertheilt, heißt es: «cum ingenti *divinitus* data concordia ipsi principes et ceteri proceres cum totius populi favore et alacritate nos in regni fastigium elegerunt.» Dies kann doch unmöglich ganz allein die Wirkung von Conrads Empfehlung gewesen seyn, auf welche die Ursperger Chronik ein so großes Gewicht legt, daß sie sagt: Friederich habe das Reich durch Uebertragung von seinem Oheim, dem König Conrad, erhalten. Mit dieser Behauptung steht jedoch der ehrwürdige Abbas Urspergensis ganz allein und geräth mit allen übrigen Geschichtschreibern, und besonders mit Otto von Freisingen, in offenbaren Widerspruch. Immerhin mag des sterbenden Königs Empfehlung in so weit einigen Eindruck gemacht haben, weil Conrad dabei seinen eigenen Sohn zurücksetzte, woraus sich schließen ließ, daß er, der doch seinen Sohn und seinen Neffen am besten kennen mußte, den Letztern zur Re-

Tage nachher ward Friederich in Aachen mit außerordentlicher, ja wohl größerer Feierlichkeit, als seit lange geschehen, von dem Erzbischof von Cöln gekrönt. Auch hier überstieg der Zulauf des Volkes und zahlloser Fremden alle Vorstellung. Aus allen Gegenden drängte man sich herbei, den neuen jungen Monarchen zu sehen und ihn zu begrüßen. Wohin Friederich seine Blicke richtete, schallten ihm Segenswünsche und froher Zuruf entgegen; kurz Alles, was ihn umgab, war in der Farbe des Jubels und der allgemeinen Freude gekleidet; nur Schade, daß dennoch ein unvermutheter Vorfall den Glanz dieses schönen Tages trüben mußte. Ein alter Diener nämlich, der vor mehreren Jahren eines, uns unbekannten Vergehens wegen, bei Friederich in Ungnade gefallen und seines Amtes entsetzt worden war, aber jetzt hoffte, daß unter dem rauschenden Jubelrufe des Tages und bei der allgemeinen Freude auch Friederichs Herz sich erweichen und den Gefühlen der Milde, des Wohlwollens und der Verzeihung sich öffnen würde, trat plötzlich in dem Gewande eines Büßenden aus dem Volke hervor und warf sich mitten in der Kirche zu den Füßen des Königs, flehentlichst bittend, seines ehemaligen Vergehens nicht mehr zu gedenken, ihm zu verzeihen und seine Gnade ihm wieder zu schenken. Die Scene war rührend, daher auch allgemein die Theilnahme an dem Schicksal des Flehenden. Aber

---

gierung für ungleich tüchtiger als den Erstern hielt. Uebrigens stand der junge Conrad, obgleich derselbe nachher, nachdem ihm Friederich das Herzogthum Schwaben abgetreten hatte, ein trefflicher Fürst ward, dessen Verdienste allgemeine Anerkennung fanden, noch nicht in dem Alter, daß er sogleich die Regierung hätte übernehmen können. Es würde also eine, obgleich nur kurze Zeit dauernde, doch das Wohl des Reiches nicht sehr befördernde Vormundschaft eingetreten seyn.

Friederich, ungerührt bei dem Anblicke der Thränen des tief gebeugten, vor ihm im Staube sich krümmenden Mannes, erwiederte mit finsterer Stirne: „Nicht aus Haß gegen dich, oder aus Unwillen gegen deine Person, habe ich dir meine Gnade entzogen und dich deines Amtes entsetzt, sondern deines Verbrechens wegen. Deine Bestrafung foderte die Gerechtigkeit, welcher ihr Opfer jetzt wieder zu entziehen ich keinen hinreichenden Grund einsehe.“ Beinahe alle, den König umgebenden Fürsten und Herren legten Fürbitten für den armen Mann ein, aber umsonst; der Unglückliche blieb seinem Elende überlassen *). Auf alle Anwesende machte dieser Vorgang einen äusserst unangenehmen Eindruck, und manche der Fürsten und Herren, denen ihr Bewußtseyn wohl sagen mochte, daß vielleicht eine Zeit kommen könnte, wo sie selbst der Verzeihung bedürftig, doch diese von dem unerbittlichen Kaiser nicht erhalten würden, kehrten ziemlich übel gelaunt wieder auf ihre Burgen zurück.

4. Friederich ordnete nun eine aus mehreren Bischöfen bestehende Gesandtschaft nach Rom, um dem

*) Unstreitig ist Gerechtigkeit eine höchst lobenswerthe fürstliche Tugend. Aber eine, aus reiner Quelle fließende Gerechtigkeitsliebe wird nicht immer in der menschlichen Brust gerade die edelsten und süßesten Gefühle ersticken; ihr wird stets auch die Barmherzigkeit zur Seite stehen und diese dann nach Lage der Umstände und den Erfordernissen der Menschheit, statt dem kalten, starren Rechte, auch Milde und Gnade eintreten lassen. Wäre Gott nur gerecht und nicht auch barmherzig und zwar unendlich barmherzig, wie übel würde es nicht mit Kaisern und Königen, mit Fürsten, Grafen, Edeln, Freien und Unfreien, mit Reichen und Bettlern stehen? Alle, vom ersten bis zum letzten sind ohne Unterschied in den Augen Gottes sämmtlich — arme Sünder.

heiligen Vater seine Wahl und Thronbesteigung bekannt zu machen. In seinem Schreiben an den Papst sagt Friederich, daß er alle Gegner und Feinde des römischen Stuhles als seine eigenen Gegner und Feinde betrachten werde. Mehrere Bischöfe, der Erzbischof von Cöln an iher Spitze, äusserten den Wunsch, daß Friederich den von dem verstorbenen Könige Conrad beabsichtigten und schon vorbereiteten Römerzug sogleich antreten möge; und als dieser Wunsch unmöglich jetzt schon in Erfüllung gehen konnte, drangen sie in den König, daß er alle anwesende Vassallen durch einen Eid zur Theilnahme an dieser Heerfahrt, weil zur Entfernung aller Gefahren, welche die noch immer empörten Römer dem römischen Stuhle droheten, verbindlich machen sollte. Aber auch dieser Foderung widersprachen die weltlichen Fürsten, und zwar aus dem ganz vernünftigen Grunde, daß man vorher in Deutschland selbst die Herrschaft befestigen, mancherlei noch schwebende Streitigkeiten entscheiden oder beilegen, und überhaupt künftigen Unruhen noch zuvorzukommen suchen müsse. „Ein neuer König," sagten unter anderm die Fürsten, „dürfe nicht jetzt schon durch ein so schweres Gelübde sich fesseln lassen. Die Verwegenheit seiner Feinde würde auf das höchste steigen, sobald sie erführen, daß er sich so schnell wieder aus Deutschland entfernen müßte." — Friederich ging demnach von Aachen zuerst nach Utrecht. Hier hatte Conrad kurz vor seinem Tode eine strittige Bischofswahl entschieden. Die königliche Entscheidung war aber von den Einwohnern nicht befolgt worden, sie nun mit Gewalt geltend zu machen, war für Friederich ein Leichtes; daß er aber noch überdieß, um die Utrechter ihrer Widerspenstigkeit wegen zu züchtigen, die Stadt zu einer sehr bedeutenden, schweren Geldbuße verdammte, dieß war offenbar viel zu hart, in gewisser Hinsicht so-

gar ungerecht; denn nicht aus Uebermuth, nicht aus Widersetzlichkeit gegen des Königs Gebote, sondern blos aus Gehorsam gegen den Papst, der jener Entscheidung seine Bestätigung verweigerte, hatten auch Utrechts Einwohner dieselbe nicht befolgt. — Von Utrecht ging Friederich den Rhein hinauf. Aber weder die Rheingegenden, noch Franken, und noch viel weniger Schwaben, Friederichs Erbland, bedurfte seiner Gegenwart, desto dringender erfoderten sie die sächsischen Angelegenheiten. Dahin begab sich also jetzt Friederich, und hielt noch in demselben Jahre einen Reichstag in Merseburg.

5. Dieser Reichstag, der erste, den der neue König hielt, verbreitete einen ungemeinen Glanz über den Anfang der Regierung Friederichs. Willkommen war es dem jungen Monarchen schon, daß sich ihm jetzt eine Gelegenheit darbot, des deutschen Reiches beinahe erloschene Oberhoheitsrechte über Dänemark wieder geltend zu machen. Nach dem im Jahre 1147 erfolgten Tode des dänischen Königes Erichs II. ward dessen Sohn Sueno von den Seeländern, aber Kanut, Sohn des in dem Treffen bei Lund erschlagenen dänischen Prinzen Magnus *), von den Jüten zum Könige gewählt. Die Folge dieser gespaltenen Wahl war ein blutiger Bürgerkrieg, der zwar durch den Kreuzzug gegen die heidnischen Slaven auf einige Zeit unterbrochen ward, aber nachher mit verdoppelter Heftigkeit wieder ausbrach. Mit Hülfe des schleswigschen Herzogs Waldemar, eines Sohnes des von dem Prinzen Magnus meuchelmörderisch erschlagenen Königs Kanut des Frommen *), schlug Sueno den Kanut in mehreren Treffen und besiegte ihn endlich bei Wiborg so vollkommen, daß

*) Man sehe der Fortsetzung sieben und zwanzigsten Band, Abschnitt 6. §. 11. in der Note S. 111.

*) Fortsetz. B. 27. Abschn. 6. §. 9. S. 101 und 102.

er aus dem Königreiche entfliehen mußte. Nachdem nun Kanut lange Zeit in Schweden, Polen und Sachsen, überall Hülfe suchend und nirgends sie findend, herumgeirrt war, wandte er sich an König Friederich und versprach dessen Lehnsmann zu werden, wenn er ihm zum Besitze Dänemarks behülflich seyn wollte. Diese Gelegenheit, seinen Einfluß über das nordische Königreich geltend zu machen, ließ natürlicher Weise Friederich nicht unbenutzt vorübergehen. Beide, Sueno und Kanut, wurden nun vorgeladen und erschienen auf dem Reichstage in Merseburg. Der Eine wie der Andere ward mit seinem Gefolge freundlich aufgenommen und, nachdem beide ihre Ansprüche auf den Thron und die Gründe, worauf diese beruheten, vorgetragen hatten, gab Friederich, nach vorhergegangener Berathung mit den anwesenden Fürsten, folgende Entscheidung: Sueno sollte das dänische Reich, als alleiniger König, aber als Vasall des deutschen Königs, Kanut hingegen die Insel Seeland, als ein Afterlehen, das heißt als ein Lehnsmann Königes Sueno, erhalten. Kanut, von Land und Leuten vertrieben, völlig hülflos und ohne alle Hoffnung, unterwarf sich mit Freude dieser Entscheidung; aber nicht so König Sueno. Dieser war im Besitze sämmtlicher dänischer Länder und sollte nun das ihm so treu ergebene Seeland aufgeben, durch dessen Anstrengungen er alle seine Siege über seinen Nebenbuhler erkämpft hatte. Indessen hatte Sueno in der Lage, in der er sich befand, keine andere Wahl. Friederich hatte nicht nur die Drohung hinzugefügt, daß er, wenn Sueno der erlassenen Entscheidung sich widersetzen sollte, ein ansehnliches, schon in Bereitschaft stehendes Heer nach Dänemark senden würde, um den Kanut auf den Thron zu erheben; sondern Sueno, der sich jetzt mitten in Deutschland, mithin ganz in der Gewalt Friederichs befand, mußte

auch befürchten, daß dieser ihm die Rückkehr in sein Reich und zu seinem Volke nicht gestatten würde*). Mit scheinbarer Bereitwilligkeit unterwarf er sich daher ebenfalls, behielt sich jedoch die Güter bevor, welche sein Vater eigenthümlich in Seeland besessen hatte, leistete hierauf dem König Friederich den Eid der Treue, worauf dieser ihm mit eigenen Händen die königliche Krone auf das Haupt setzte und, um die Feier des Pfingstfestes zu verherrlichen, trug nun Sueno, mit der Königskrone geschmückt, dem deutschen Könige auf dessen feierlichem Zuge nach der Kirche das Schwert vor. Indessen geschah, was vorauszusehen war. Kaum war Sueno wieder in Dänemark angelangt, so erklärte er den in Merseburg geschlossenen Vertrag für erzwungen, mithin auch für ihn nicht verbindlich. Nur durch vieles Bitten seines Freundes, des schleswigischen Herzogs Waldemar, ließ er sich bewegen, dem Kanut sehr bedeutende Güter zu übergeben, die ihn auch in Ansehung der Einkünfte vollkommen entschädigten, ihm aber, wegen

*) Was höchst wahrscheinlich auch geschehen seyn würde; denn eine Heerfahrt nach Dänemark würde der, jetzt in seinen Gedanken schon so sehr mit Italien beschäftigte Friederich schwerlich unternommen haben. Aus diesem Grunde hatte er sich auch einer List bedient, um den Sueno nach Merseburg zu locken. Sueno hatte früher als Jüngling, ritterlicher Uebungen wegen, sich lange an dem Hofe Conrads III. aufgehalten und in dieser Zeit mit Friederich, ebenfalls ein Jüngling und von gleichem Alter mit ihm, herzliche Freundschaft geschlossen. — In dem Vorladungsschreiben erinnerte Friederich den Sueno an die frohen Tage, die sie einst mit einander verlebt hatten und äußerte sehr lebhaft den Wunsch, den Freund seiner Jugend einmal wieder umarmen zu können; kurz das ganze Schreiben war so eingerichtet, daß Sueno glauben mußte, jener Wunsch Friederichs sey das Hauptmotiv seiner Vorladung und die Beschwerde Kanuts nur Nebensache.

ihrer unzusammenhängenden, weithin zerstreuten Lage weder eine kriegerische Macht, noch überhaupt das Ansehen eines wahrhaft regierenden Fürsten geben konnten. Man weiß nicht, ob Kanut diesfalls bei König Friederich Klage führte; aber sollte er es auch gethan haben, so hatte es doch keine Folgen, indem Friederich nicht nur in Deutschland, sondern bald darauf in Italien so viel zu thun bekam, daß er die nordischen Angelegenheiten völlig aus dem Auge verlor. Indessen würde man sich doch sehr irren, wenn man glauben wollte, daß bei dem, den Thron von Dänemark betreffenden, in Merseburg zu Stande gebrachten Werke Friederich keinen anderen Zweck sollte gehabt haben, als blos dadurch auf seine Regierung einen zwar neuen, aber schnell vorübergehenden Glanz zu verbreiten. Friederichs Blicke reichten in die Zukunft. Zu Merseburg war jetzt des Reiches Oberhoheit über Dänemark durch eine auffallende Thatsache auf das neue anerkannt und bestätiget worden, und nun konnte Friederich mit Zuversicht hoffen, daß, wann er seine Plane in Italien glücklich, woran er nicht zweifelte, ausgeführt und in diesem Reiche alles nach seinem Wunsche geordnet haben würde, er alsdann sehr bald einen nicht schwer zu suchenden Vorwand würde finden können, auch das nordische Königreich seiner Herrschaft zu unterwerfen.

6. Indessen wäre es vielleicht zu wünschen gewesen, daß Friederich, statt seinen Ruhm und die Größe Deutschlands in Italien zu suchen, seine Augen auf Dänemark gerichtet hätte. Er würde ohne Zweifel jetzt schon seine Pläne auf dieses Reich und leichter als zu jeder andern Zeit ausgeführt und im Norden Das gefunden haben, was er nachher eine so lange Reihe von Jahren hindurch, mit einem ungeheuern Aufwand von Geld und Menschen, in Italien

suchte, und am Ende, wie wir zu seiner Zeit sehen werden, doch nicht fand. Bei dem äußerst jammervollen Zustande, in welchem Dänemark sich damals befand, würde es für Friederich nicht schwer gewesen seyn, dieses Reich mit Deutschland zu vereinigen. Die schon so lange dauernden Kriege dänischer Fürsten und deren nicht auszugleichende Ansprüche auf die Krone hatten das Land mit Blut und Gräueln jeder Art angefüllt, und das Ende dieses Jammers war auch jetzt noch nicht abzusehen. Hätte also Friederich, den gegenwärtigen Augenblick benutzend, alle dänischen Länder, die Halbinsel wie die Nebeninseln, mit dem deutschen Reiche vereiniget, so würde er beide Völker sich zum Danke verpflichtet haben. Von den Dänen hätte er grenzenloses Uebel abgewandt, ihnen einen dauerhaften Frieden gegeben, und Ruhe, Ordnung und Sicherheit unter ihnen wieder hergestellt. Eben so groß, oder noch größer würden die Vortheile für Deutschland gewesen seyn. Dieses wäre im Norden zu seinen natürlichen Grenzen vorgerückt worden; hätte eine, mit seiner Größe und Ausdehnung in gehörigem Verhältnisse stehende Meeresküste gewonnen, durch diese mehrere Zugänge zu der Welt und den Erzeugnissen fremder Länder gefunden, mithin seinen Handel ganz ungemein erweitert. Die Dänen selbst, ohnehin ein germanisches Volk, würden mit ihren Brüdern, den Deutschen, sich um so leichter vermischt und vereiniget haben, als es alle, aus der Vereinigung beider Reiche hervorfließende Vortheile nicht nur mit den Deutschen getheilt hätte, sondern gerade diese Vortheile zu allererst an sie gekommen und erst durch ihre Hände zu den Deutschen gelangt seyn würden *).

*) Beinahe alle neueren Geschichtschreiber sind dieser Ansicht, und es ist gleichsam nur eine Stimme darüber.

Aber Friederich, wie es scheint, verschmähete einen Gewinn, der, obwohl sicher, bleibend und für Deutschland und die nordischen Völker wohlthätig und segenvoll, doch keinen so schimmernden Glanz auf ihn und seine Thaten werfen konnte, um einem höchst unsichern, entfernten Phantom nachzujagen, und mit diesem sich in einen beinahe endlosen Kampf einzulassen, den er jedoch zuletzt nur auf eine, weder für ihn noch für das deutsche Reich sehr ehrenvolle Weise wieder endigen konnte.

7. Aber noch weit mehrere, verwickeltere und für die Ruhe Deutschlands viel wichtigere Streitigkeiten, als jene zwischen den dänischen Thronbewerbern, waren auf dem Reichstage von Merseburg zu entscheiden. Kurz vor dem Tode Conrads III. war Graf Hermann von Winzenburg nebst seiner Gemahlin ermordet worden. Man weiß nicht von wem, auf welche Weise und auf welche Veranlassung dieser doppelte Mord geschehen war. Der Graf hinterließ keine Kinder, daher der junge Herzog Heinrich der Löwe von Sachsen und der Markgraf Adalbert von Brandenburg sogleich Anspruch auf die Besitzungen des ermordeten Grafen machten; und da das Recht des Einen nicht gegründeter als jenes des Andern war, so griffen beide auch sogleich zu den Waffen. Die Feindseligkeiten und die damit verbundenen Verwüstungen hatten auch wirklich schon ihren Anfang genommen, wurden aber jetzt durch die Thronbesteigung Friederichs und den von ihm nach Merseburg ausgeschriebenen Reichstag unterbrochen. Aber obgleich dem Könige, der den künftigen, in dem jungen Herzog Heinrich schlummernden Heldengeist ahnete, mithin ihn für sich bei Zeiten zu gewinnen, daher auch jetzt schon so viel als möglich zu begünstigen suchte, es in Merseburg noch nicht gelang, die beiden mit

einander kämpfenden Fürsten zum Frieden zu bringen; so brachte er diesen doch auf dem wenige Monate darauf in Würzburg gehaltenen Reichstage zu Stande. Was das Friedenswerk erleichterte, war der Tod des Grafen Bernhards von Plözko, der ebenfalls keine Kinder hinterließ, und mit Zuziehung der auf dem Reichstage anwesenden Fürsten entschied nun König Friederich, daß Markgraf Adalbert die plözkoische Erbschaft und Heinrich der Löwe die winzenburgische Hinterlassenschaft erhalten sollten.

8. Auf dem Reichstage in Merseburg erschien auch der Erzbischof Hartwig von Bremen und klagte gegen Heinrich den Löwen, daß dieser sich über die jenseits der Elbe gelegenen Bisthümer die Investitur anmaße, daher die neu gewählten oder ernannten Bischöfe nicht eher zum Besitze der Güter ihrer Kirchen gelangen lasse, als bis sie die Belehnung darüber mit dem Scepter von ihm erhalten hätten, ein Recht, das jedoch offenbar nur dem Könige oder Kaiser zustehe. Darauf erwiderte der Herzog: die Anzahl der jenseits der Elbe zum Christenthum bekehrten Slaven sey noch sehr gering und würde von den Heiden bald wieder vertilgt werden, wenn diese sein Schwert nicht schreckte. Auf dieser Grenzmark dürfte nicht zweierlei Gewalt und Recht zwiespaltig nebeneinander wirkend eingeführt werden. Alle die Rechte, welche weltliche Regenten in den altchristlichen Staaten in Beziehung auf Gründung und Dotirung der Kirchen und Besetzung deren geistlichen Aemter ausübten, begehre er daher auch in den, mit seinem Schwerte eroberten, wie auch in denen, die er in der Zukunft erobern werde. Diese letztere Rede mußte den König aufmerksam machen, denn Heinrich gab dadurch ganz klar zu verstehen, daß er alle, theils von seinen Vorfahren, theils von ihm selbst

schon eroberten oder noch in der Zukunft zu erobernden Länder als eigene, ihm angehörigen, von dem Kaiser und dem Reiche unabhängigen Landschaften betrachte. Friederich fand sich in einer nicht kleinen Verlegenheit. Den jungen Herzog Heinrich wollte er nicht kränken, suchte im Gegentheil ihn zu begünstigen und für seine eigenen, weit aussehenden Plane zu gewinnen. Aber auch den Erzbischof von Bremen, auf dessen Seite offenbar das Recht stand, durfte er nicht beleidigen und noch viel weniger etwas von seinem Ansehen vergeben. Aus dieser Verlegenheit zog sich der König mit Klugheit und entschied auf eine Art, die alle Theile zufrieden stellen mußte. In der wegen dieser Angelegenheit von ihm ausgestellten Urkunde erklärt er nämlich: „Er habe seinem geliebten Heinrich, Herzog von Sachsen, aufgetragen, in dem Lande jenseits der Elbe, welches der Herzog durch seine, nämlich des Königes Freigebigkeit und Gnade im Besitze habe, zur Verbreitung der Herrschaft des christlichen Namens Bisthümer und Kirchen zu gründen und zu errichten, und habe ihm freie Gewalt überlassen, diese Kirchen mit so vielen Reichsgütern auszustatten, als ihm nach den Verhältnissen des Landes gut dünke. Und damit er diesen Auftrag mit desto eifrigerm und frommern Sinne erfülle, habe er ihn und dessen Nachfolger ermächtiget, das Recht der Investitur der in diesen Landschaften gelegenen Bisthümer in seinem, des Königes Namen, auszuüben, so daß jeder, der zu diesen Bisthümern gelange, die Regalien aus der Hand des Herzogs wie aus seiner, des Königes, Hand empfangen sollte.“ — Durch diese Entscheidung konnten und mußten alle Theile zufrieden gestellt werden. Die Abhängigkeit der Länder Heinrichs diesseits der Elbe war darin deutlich ausgesprochen; die Rechte des Königes blieben demnach, wo nicht

der That, doch den Worten nach ungekränkt und anerkannt. Der Wunsch des Herzogs Heinrich war ebenfalls erfüllt, und der Erzbischof von Bremen und die hohe Geistlichkeit konnten sich nicht beklagen, daß sie um ihre alte Ehre gebracht und unter einen weltlichen Reichsfürsten wären gestellt worden, indem ja dieser nicht in seinem, sondern des Königs Namen die Investituren ertheilte, mithin die Bischöfe auch ihre Regalien, obschon nur mittelbar, doch immer noch aus den Händen des Königes erhielten.

9. Da seit einiger Zeit streitige Bischofswahlen immer häufiger wurden, so ergab sich auch bald nach Friederichs Regierungsantritt derselbe Fall. In Magdeburg nämlich war der erzbischöfliche Stuhl erledigt worden. Aber bei der Wahl hatte sich die Geistlichkeit in zwei Partheien getheilt, wovon die eine den Gerard, ihren Probst, die andere den Hazzo, Dechant der magdeburgischen Kirche, zu ihrem Erzbischofe gewählt. Friederich eilte, das bei strittigen Wahlen den Königen durch das callixtinische Concordat zustehende Recht geltend zu machen. Er erklärte zwar, daß dieser Vertrag für ihn die Richtschnur sey, von welcher er nie abweichen werde, vergaß aber, wie es scheint, daß König Lothar schon auf einige, in dem wormser Vertrage den Königen gemachten Zugeständnisse für sich und seine Nachfolger in den Händen des Papstes feierlich Verzicht geleistet habe. Aber auch davon abgesehen, verletzte Friederich trotz seiner Erklärung schon bei dieser ersten, sich ihm darbietenden Gelegenheit das so eben erwähnte Concordat auf eine durchaus nicht zulässige Weise. Statt zu Folge der Bestimmungen des callixtinischen Vertrages, mit Zuziehung einiger Bischöfe, die Ansprüche der beiden Gewählten zu untersuchen, hierauf sich für denjenigen zu erklären, auf

dessen Seite das Recht stünde und diesen sogleich mit den Regalien zu belehnen, beredete Friederich den Dechant Hazzo zu einer ganz neuen Wahl zu schreiten, und lenkte diese so, daß sie auf den Bischof Wichmann von Zeiz fiel, einen noch nicht einmal zum Manne gereiften, völlig verdienstlosen Jüngling, der jedoch das in Friederichs Augen nicht unbedeutende Verdienst hatte, der Sprößling eines alten und vornehmen Geschlechtes zu seyn. Aber dagegen protestirte der Probst Gerard, und da dieser sah, daß alle edle Seelen an der, blos durch Fürstengewalt bewirkten Erhebung eines völlig verdienstlosen Jünglings großen Anstand nahmen, so eilte er nach Rom zu dem Papste Eugen III. und führte vor demselben bittere Klage über diese unerlaubte Einmischung der weltlichen Macht in die Angelegenheiten der Kirche, wie über die elenden Künste, mit denen man einen Jüngling, zum Aergerniß aller treuen Anhänger der Kirche, dem Erzstifte von Magdeburg als Bischof aufgedrungen habe. Der Papst staunte über diese Eingriffe des neuen deutschen Königes eben so sehr, als er darüber erschrack. Er betrachtete sie als eine, für die Kirche höchst üble Vorbedeutung der Herrschaft des neuen Königes, und in der Ueberzeugung, daß man den Anmaßungen dieses Monarchen bei Zeiten Einhalt thun müsse, würde er demselben das Gesetzwidrige seines, die Freiheit der Kirche so gröblich verletzenden Verfahrens auf eine sehr ernste, ja wohl strafende Weise haben fühlen lassen, wenn die kritische Lage, in der er sich, den Römern gegenüber, befand, ihn nicht für jetzt noch von einem solchen Schritte zurückgehalten hätte. Aber der unter dem gebietenden Einfluß Friederichs geschehenen Wahl versagte er durchaus seine Bestätigung, erkannte daher auch Wichmann nicht als Erzbischof von Magdeburg an; und als bald dar-

auf, um dem Könige sich gefällig zu erweisen, drei Erzbischöfe und acht Bischöfe, unter welchen sich auch der ehrwürdige Otto von Freisingen befand, an den Papst schrieben und ihm den neuen Erzbischof empfahlen, gab ihnen Eugen in seinem Rückschreiben sehr scharfe, aber gewiß nicht unverdiente Verweise, und gebot ihnen unter harter Strafe, Wichmanns Sache auf keine Art mehr zu befördern und zu begünstigen. Indessen war Wichmann in dem Besitze des Erzstiftes, zweifelte auch keineswegs daran, sich mit Hülfe des Königes darin behaupten zu können, und so hatte es bei dieser Lage der Dinge einstweilen sein Bewenden *).

---

*) Auch an die magdeburgische Geistlichkeit hatte der Papst geschrieben und unter scharfer Strafe ihr befohlen, den Wichmann nicht als Erzbischof anzuerkennen, sondern von ihm, als einem Eingedrungenen, sich ferne zu halten. Aus Furcht vor dem Könige ward jedoch diese päpstliche Weisung nur dem Scheine nach befolgt. Aber in desto stärkern, strafenden Ausdrücken war das an die Bischöfe gerichtete Schreiben. „Ihr habt nicht," schrieb Eugen, „das Wohl der Kirche Gottes vor Augen gehabt, sondern nur was weltlichen Fürsten gefällt. Ihr habt nicht das Rechte angerathen; Ihr seyd nicht wie eine Mauer vor dem Hause Israel gestanden; auch seyd Ihr des Apostels Worte, Gott mehr als den Menschen zu gehorchen, nicht eingedenk gewesen, sondern habt lediglich die Gunst des Königes gesucht. Wir aber, auf dem unerschütterlichen Felsen stehend, auf welchen die Kirche gegründet ist, Wir dürfen und wollen uns nicht wie Wetterfahnen hin und her drehen, und nicht durch irgend einen Anstoß von dem Wege heiliger Satzungen hinwegdrücken lassen. Deßwegen befehlen wir Euch durch dieses Schreiben, daß Ihr jene Sache nicht mehr fördert, vielmehr sollt Ihr bei unserm geliebten Sohne Friederich, welchen gegenwärtig, damit er die Rechte und Freiheiten der Kirche schütze, Gott zur Herrlichkeit des Reiches er-

10. Aber eine noch weit schwerer zu ordnende, aber für die Ruhe Deutschlands ungemein wichtige Angelegenheit beschäftigte jetzt ganz vorzüglich den König. Es war nämlich der Streit zwischen Herzog Heinrich dem Löwen und dem Herzog Heinrich Jasomirgott von Oestreich wegen des Herzogthums Bayern. Die Sache brachte der junge Herzog von Sachsen schon in Merseburg in Anregung, aber nicht vor den versammelten Fürsten, sondern erst nach beendigtem Reichstage trat er vor den König und begehrte die Zurückgabe des seinem Vater, Heinrich dem Stolzen, unrechtmäßig entrissenen Herzogthums. Friederich fühlte wohl, daß Heinrichs Forderung gerecht wäre, und da es ihm vorzüglich darum zu thun war, den jungen Löwen auf alle Weise für seine Ansichten zu gewinnen, so versprach er ihm, daß sein Wunsch erfüllt und er das Herzogthum wieder erhalten sollte; jedoch unter der Bedingung, daß er sich zur Theilnahme an dem Zuge über die Alpen verpflichte, eine Verpflichtung,

---

hoben hat, durch eure Ermahnungen zu bewegen suchen, daß er von seinem Vorhaben abstehe, daß er nicht gegen Gott, gegen die heiligen Satzungen und gegen seine eigene Pflicht und Würde jene Sache weiter begünstige, sondern daß er der Kirche von Magdeburg, so wie allen Kirchen seines ihm von Gott anvertrauten Reiches, völlige Wahlfreiheit gestatte, und alsdann dem frei Gewählten, wie es der königlichen Würde geziemt, seine Gunst zuwende und ihn mit den Regalien belehne." — Am Ende seines Schreibens macht Eugen diesen Bischöfen auch noch den Vorwurf, daß sie die Versetzung Wichmanns von dem bischöflichen Stuhle von Zeiz auf jenen von Magdeburg gutgeheißen hätten, eine Versetzung, die vermöge heiliger Kirchensatzungen nur in den äußersten Nothfällen und wenn das Wohl der Kirche es gebieterisch verlange, welches jedoch jetzt nicht der Fall gewesen wäre, erlaubt sey.

die Heinrich mit Freuden übernahm. Indessen wollte jedoch Friederich auch seinen Oheim, den Herzog Jasomirgott, nicht kränken, wünschte vielmehr zwischen beiden Fürsten auf gütlichem Wege ein Abkommen zu treffen. Er ging also nach Regensburg, um seinen Oheim unter Versprechung hinreichender Entschädigung zu bewegen, Bayern an den Heinrich von Sachsen abzutreten. Aber der Oheim lehnte alle Anträge seines königlichen Neffen von sich ab, und stützte sein Recht auf die von König Conrad erhaltene Belehung mit Bayern. Indessen war es doch klar, daß, wenn Heinrichs Vater ungerechter und ungesetzlicher Weise das Herzogthum war genommen worden, auch Conrads Belehnung aufhörte ein Rechtsgrund zu seyn, worauf Heinrich von Oestreich seine Ansprüche auf Bayern stellen konnte. Da Friederich sah, daß er bei seinem Oheim nichts ausrichten könnte, jedoch den ganzen Handel beendiget zu sehen wünschte, so entschloß er sich zu einem entscheidenden Schritt. Er berief nämlich einen Reichstag nach Würzburg, auf welchem beide Fürsten erscheinen sollten. Heinrich von Sachsen erschien, aber nicht Heinrich von Bayern; und da dieser nach mehreren an ihn erlassenen Vorladungen dennoch nicht kam, so ward ihm das Herzogthum ab- und Heinrich dem Löwen zugesprochen. In Besitz desselben sollte er jedoch erst nach Friederichs Rückkehr aus Italien gesetzt werden. Immer lebhafter ward jetzt in Friederich der Wunsch, auch den Italiänern sich in dem Morgenglanze seiner Hoheit zu zeigen und sein Haupt mit der Kaiserkrone geschmückt zu sehen. Noch mehr entflammt ward dieses Verlangen, als jetzt auf eben diesem Reichstage in Würzburg verschiedene Grafen und Herren aus Unteritalien erschienen, sich im Angesicht der Fürsten dem Könige zu Füßen warfen, und um

Schutz und Hülfe gegen den König Roger von Sicilien fleheten, der sie ihrer Güter beraubt und aus ihrem Vaterlande vertrieben hätte. Zugleich stellten sie eine Heerfahrt nach Italien als ein sehr leichtes Unternehmen vor, das, mit keiner bedeutenden Gefahr verbunden, nur Ruhm, Ehre und große Vortheile bringen könnte. Für den Augenblick vermochte zwar Friederich die aus Apulien Vertriebenen blos auf eine, und zwar nicht mehr sehr entfernte Zukunft zu vertrösten, benutzte aber diese Gelegenheit, besonders die von den Apuliern gemachte Beschreibung des zerrissenen Zustandes Italiens, um alle anwesenden Fürsten eidlich zu verpflichten, nach Ablauf einer gewissen Zeit an einer Heerfahrt über die Alpen Antheil zu nehmen.

11. Offenbar hatte Friederich bei seinem Römerzug auch ganz vorzüglich die römische Kaiserkrone im Auge. Diese konnte er jedoch nur aus den Händen des Papstes erhalten, sah daher die Nothwendigkeit ein, sich unverzüglich dem heiligen Vater, ungeachtet der wegen der magdeburgischen Angelegenheit zwischen Beiden eingetretenen Spannung, wieder freundlich zu nähern. Aber das nämliche Bedürfniß fühlte auch Eugen. Er war zwar um dieselbe Zeit auf Bitten der Römer wieder nach Rom zurückgekehrt, durfte aber dennoch den noch immer von republikanischem Schwindelgeiste bethörten Römern nicht trauen. Das Volk hatte er zwar größtentheils auf seiner Seite, aber nicht so den neu entstandenen Senat, der sich fortwährend Eingriffe in die weltlichen Rechte des Papstes erlaubte, und unter günstigern Verhältnissen, die sich jeden Augenblick leicht bilden konnten, seine frechen Anmaßungen noch viel weiter würde getrieben haben. Auf seinen Lehnsmann, den König Roger von Sicilien, dessen

eigene Stellung jetzt nicht gesichert war, konnte der Papst eben so wenig rechnen, und fühlte nun sehr wohl, daß, wenn er wieder zu einer vollkommenen Herrschaft über Rom gelangen wollte, er durchaus dazu der Hülfe und des Schutzes des weit mächtigern deutschen Königes bedürfte. Da jetzt Beide dasselbe Interesse leitete, so erreichten nun auch Beide in kurzer Zeit den gemeinschaftlichen Zweck; und als Friederich im folgenden Jahre sich nach Konstanz begab, langten bald darauf auch zwei päpstliche Legaten allda an. Friederich empfing sie ungemein wohlwollend, und nach kurzen, gar keine lange Zeit erfordernden Unterhandlungen kam nun folgende, von beiden Seiten auf das feierlichste bestätigte Uebereinkunft zu Stande. Friederich verpflichtete sich, zuvörderst, ohne Vorwissen und Genehmigung des Papstes, keinen Frieden mit den Römern zu schließen, im Gegentheil diese dem Papste so vollkommen wieder zu unterwerfen, wie sie nur jemals demselben unterworfen gewesen seyn konnten. Zweitens mit dem Könige von Sicilien keinen Frieden ohne die Einwilligung des Papstes oder seiner Nachfolger einzugehen; und endlich Drittens nicht zu gestatten, daß der griechische Kaiser festen Fuß in Italien gewinne und im Falle, daß derselbe schon eingedrungen sey, ihn wieder aus dem Lande zu vertreiben. Dafür versprach auch nun der Papst dem Könige, als den theuersten Sohn des heiligen Petrus zu ehren, ihm, sobald er nach Rom kommen würde, die Kaiserkrone ohne alle Zögerung auf das Haupt zu setzen, ihm zur Erhaltung, Vermehrung und Ausbreitung der Ehre seines Reiches behülflich zu seyn und Jeden, der es wagen würde, die Ehre und Rechte des römischen Reichs zu verletzen, sogleich auf Verlangen des Kaisers durch die strengsten kirchlichen Mittel zur Genugthuung zu zwingen,

ja nöthigen Falles sogar den Bannstrahl gegen denselben zu schleuden. Ueber den Abschluß dieses Vertrages waren die Legaten ungemein erfreut; und damit Friederich selbst jetzt sogleich die wohlthätige Wirkung des zwischen ihm und dem Papste wiederhergestellten freundschaftlichen Verhältnisses empfinde, eilten auch nun die Legaten, einen der Lieblingswünsche des Königs unverzüglich zu erfüllen, nämlich aus eigener Vollmacht und im Namen der Kirche das Eheband zu lösen, das bisher Friederich an seine Gemahlin Adelheid, einer Tochter des Markgrafen Theobald von Vohburg, geknüpft hatte, und zwar mit der Ermächtigung, zu einer neuen Ehe zu schreiten *). Aber auch von seiner Seite ließ Friederich ihnen freie Hand, sich ihrer in Beziehung auf einige in Rom angeklagten deutschen Bischöfe er-

---

*) Der Grund dieser, großes Aufsehen erregenden Ehescheidung ist unbekannt. Wahrscheinlich war es kein Anderer, als derselbe, den damals alle Großen, wenn sie sich von der Gattin und Gefährtin ihrer Jugend, von der Mutter ihrer Kinder trennen und entweder aus Sinneslust oder anderer zeitlichen Vortheile wegen eine andere heirathen wollten, vorzugeben pflegten, nämlich: allzunahe Verwandtschaft. Mit Recht geht Otto von Freisingen nur kurz und flüchtig über einen Umstand hinweg, der von dem Umfange der religiösen und moralischen Begriffe Friederichs uns keine sehr große Meinung beibringen kann. Friederich vermählte sich einige Jahre nachher mit Beatrix, Tochter des Grafen Rainalds von Hochburg und einzige Erbin aller Besitzungen ihres Vaters. Durch diese Verbindung brachte Friederich Burgund und die Provence an sein Haus, ohne jedoch die wahre Macht desselben bedeutend zu vermehren. Was er eigentlich dabei gewann, war blos ein glänzender Titel und ein paar Schilde mehr in seinem ohnehin schon so reich ausstaffirten Wappenschilde.

haltene Aufträge ganz nach ihrer Willkühr zu vollziehen. Sie setzten daher Bischöfe ab oder entfernten sie von ihren Stühlen, ohne daß Friederich sich nur im mindesten darein mischte. Als sie aber auch die Angelegenheit Wichmanns zur Sprache bringen wollten, that Friederich ihnen Einhalt und gab ihnen den Rath, da der Zweck ihrer Mission erreicht sey, ohne fernere Zögerung über die Alpen zurückzukehren. Bald darauf starb der durch Heiligkeit des Wandels und den Glanz jeder höheren Tugend ausgezeichnete Papst, und hatte zu seinem Nachfolger einen höchst ehrwürdigen, neunzigjährigen Greis, Namens Anastasius IV. Allem Ansehen nach war der neue Papst mit dem Betragen der von Eugen nach Deutschland gesandten Legaten nichts weniger als zufrieden; er soll sogar die Ehescheidung Friederichs für unrechtmäßig erklärt haben. Wegen des Magdeburger Erzbisthums schickte Anastasius, gleich nach seiner Erhebung, einen neuen Legaten, Namens Gerhard Gäetani aus Pisa, nach Deutschland. Dieser von Natur aus etwas rauhe, mit den Hofsitten wenig bekannte, aber durch sein reineres Bewußtseyn desto kühnere Legat, führte vor dem König eine sehr starke Sprache, worüber Friederich so ungehalten ward, daß er ihm in herrischem Tone befahl, seinen Hof und Deutschland augenblicklich zu verlassen und dahin, woher er hergekommen, eiligst wieder zurückzukehren. Aber dem Wichmann gebot jetzt Friederich, alsogleich in Begleitung einiger Geistlichen seiner Kirche nach Rom zu gehen und dort seine Sache in eigener Person zu führen; ordnete auch selbst einen Gesandten dahin, um in seinem Namen dem heiligen Vater Wichmanns Angelegenheit zu empfehlen. Anastasius, der, gleich seinem heiligen Vorfahrer, wohl einsah, daß beide höchste Gewalten sich gegenseitig bedürften und daß ihre Einigkeit beiden Theilen

größere Vortheile gewährte, als ein, diese Innigkeit störendes, hartnäckiges Beharren bei gewissen, nicht gerade durchaus nothwendigen Forderungen, nahm jetzt um so weniger Anstand, dem Wichmann die erzbischöfliche Weihe zu ertheilen, als bisher noch kein Ankläger gegen Wichmann in Rom aufgetreten war und auch jetzt nicht gegen denselben auftrat. Als aber der königliche Bevollmächtigte nun das Pallium für den neuen Erzbischof begehrte, wollte zwar Anastasius auch diese Bitte nicht ablehnen, jedoch das Pallium nicht mit eigenen Händen demselben übergeben. Er legte es auf den Altar und sagte zu Wichmann: „Wenn du in deinem Gewissen überzeugt bist, daß du auf canonischem Wege warst gewählt worden, so nimm diesen erzbischöflichen Schmuck von heiliger Stätte." — Wichmann ward betroffen und zögerte, worauf zwei von den ihn begleitenden Geistlichen kühn hinzutraten, das Pallium von dem Altare nahmen und es ihrem Erzbischofe überreichten. Ueber diese so seltene Nachgiebigkeit eines Papstes erstaunte ganz Deutschland; aber eben dadurch ward auch Friederichs Ansehen ganz ungemein erhöhet, so daß er nicht nur in weltlichen, sondern auch in Angelegenheit der Kirche sich vieles erlauben konnte, was seit Jahrhunderten keiner seiner Vorfahren sich hätte erlauben dürfen.

12. Aber jemehr Ruhm und Ehre Friederich durch seine bisherige kluge, umsichtige und streng gerechte Verwaltung des Reiches sich erworben hatte, um so höher stieg auch sein Ehrgeiz, den jetzt nur die Kaiserkrone und die völlige Unterwerfung der Nebenländer, besonders Italiens, befriedigen konnten. Die Vorbereitungen zu dem längst besprochenen Römerzuge waren bisher noch nicht mit sehr großer Lebhaftigkeit betrieben worden. Aber nun traten noch

verschiedene äußere Umstände hinzu, die selbst einen weit minder mächtigern und weniger thätigen Monarchen hätten in Bewegung setzen müssen. Wir haben gesehen, daß schon auf dem Reichstage von Würzburg mehre aus Apulien vertriebene vornehme Männer kniefällig zu dem Könige um Schutz gegen ihren Unterdrücker, den König von Sicilien fleheten., Aber einen noch weit tiefern Eindruck machte das, was während Friederichs und seiner Fürsten Aufenthalt in Konstanz allda geschah. In Konstanz befanden sich nämlich zwei, wegen besonderer Geschäfte von dem Bischofe der Stadt dahin berufene Bürger von Lodi. Der Eine war ein Deutscher und hieß Albernando Alemanno (Albernand der Deutsche), der Andere Omobono. Als diese beiden Männer sahen, wie Jedermann, arm und reich, vornehm und gering, sich mit seinem Anliegen an den König wandte, stets huldvolles Gehör und schleunige Hülfe fand, so fielen sie ebenfalls auf den Gedanken, den gegenwärtigen günstigen Augenblick zu benutzen, um auch für ihre Stadt den Schutz des Königes gegen die Bedrückungen Mailands zu erflehen. Lodi war, wie dem Leser schon bekannt ist, nach einem langjährigen, hartnäckigen Kampfe mit Mailand von dieser Stadt nicht nur besiegt, sondern völlig überwunden und unterworfen worden. Aber die Sieger mißbrauchten auf das erbarmungsloseste ihren errungenen Sieg. Sie plünderten Lodi rein aus, rissen die Mauern ein und zerstörten von Grund aus die Stadt. Nur die sechs Vorstädte ließen sie stehen und erlaubten den aus der eigentlichen Stadt vertriebenen Bürgern nur in jenen, die aber jetzt in sechs Burgen, jedoch ohne Mauern, umgewandelt wurden, sich niederzulassen und wieder anzubauen. Vor seiner Unterwerfung hatte Lodi einen großen, ungemein besuchten Markt, der alle Dienstage ge-

halten ward und welchen die Einwohner als die Hauptquelle ihres Wohlstandes und Reichthums betrachteten. Nach ihrer Unterwerfung und der Zerstörung ihrer Stadt verlegten sie diesen Markt in die bevölkerteste der sechs Vorstädte, die placentinische genannt. Bald ward dieser Markt eben so berühmt und besucht als der ehemalige. Aus einer Menge Städte der Lombardei, aus Pavia, Cremona, Piacenza, Crema, Bergamo, ja aus Mailand selbst kamen Käufer und Verkäufer dahin. Diese brachten den Lodensern natürlicher Weise sehr bedeutenden Gewinn, vermehrten mit jedem Tage den Wohlstand der Einwohner, und zwar so sehr, daß es das Ansehen hatte, Lodi werde in kurzer Zeit eben so blühend und wohlhabend, als vorher, aus seinen Trümmern wieder hervorgehen. Aber gerade dies erregte die Besorgnisse der Mailänder. Sie befürchteten, mit dem zunehmenden Wohlstande der Einwohner von Lodi werde bei diesen auch bald der Gedanke an ihre ehemalige Freiheit und Unabhängigkeit wieder erwachen. Um den Lodensern also jene so reich fließende Quelle zu verstopfen, erließen die Mailänder an dieselben den Befehl, daß sie zwar ihren Markt behalten, diesen aber außer der Burg, in einer gewissen Entfernung von derselben auf freiem Felde halten sollten. Dieser Befehl war für die Lodenser ein furchtbarer Schlag; ein Markt auf freiem Felde, fern von der Stadt, wo niemand wohnte, weder Käufer noch Verkäufer erscheinen würden! Alle ihre Hoffnungen sahen die Unglücklichen jetzt auf immer vernichtet.

13. Um diesen Schlag, der die völlige Verarmung der Einwohner von Lodi herbeiführen mußte, von ihrer Vaterstadt abzuwenden oder ihn wenigstens zu mildern, naheten nun die beiden Bürger aus

Lodi sich Friederichs Throne. Aber vorher eilten sie in eine Kirche, nahmen dort zwei Kreuze, traten weinend mit denselben vor den König und warfen sich zu den Füßen desselben. Friederich, wie die ihn umgebenden Fürsten, gerührt bei dem Anblicke dieser in Thränen zerfließenden und von dem tiefsten Schmerz durchdrungenen Männer, hießen sie sogleich aufstehen, worauf Albernand, der, weil ein Deutscher, auch der deutschen Sprache vollkommen kundig war, das Wort nahm. Er entwarf ein jammervolles Gemälde von allen den schweren Leiden und Bedrückungen, die sie schon so viele Jahre hindurch von den Mailändern hätten erdulden müssen, die, nachdem sie ihre Stadt geplündert, zerstört und viele Einwohner getödtet, sie sogar gezwungen hätten, einzeln und einsam zu leben, und jetzt, ihrer Grausamkeit noch keine Grenze setzend, auch ihren Markt, diese ihre einzige Nahrungsquelle, gänzlich zerstören, nämlich denselben auf einen von menschlichen Wohnungen entblößten Platz verlegen wollten, wo offenbar kein Markt auch nur mit der schwächsten Aussicht auf einigen Gewinn gehalten werden könnte *). Allgemein war die Theilnahme, als der Redner aufgehört hatte zu sprechen, an seinem und seiner unglücklichen Vaterstadt traurigen Schicksal; und Friederich, stets bereit, jedem Hülfsbedürftigen Hülfe zu leisten, befahl sogleich, an die Mailänder ein ihrem Verfahren gegen Lodi Einhalt thuendes Schreiben zu

*) Bemerken müssen wir jedoch, daß der Bericht über diesen Vorgang wie über die Klagen der beiden Bürger von Otto Morena herrührt, einem Rechtsgelehrten von Lodi und unversöhnlichem Feinde von Mailand, der daher der Rede des Albernands gar leicht noch manches beigefügt haben mag, woran vielleicht der Redner und dessen Gefährte nicht gedacht haben mögen.

erlassen. Dieses war voll Drohungen und harten Vorwürfen über ihre, bisher an Lodi verübten Grausamkeit und ihre harte, erbarmungslose Behandlung der unglücklichen Einwohner dieser Stadt. Er ernannte hierauf den Schwicker von Aspermont zu seinem Gesandten, der das erwähnte Schreiben den Mailändern überbringen, aber vorher nach Lodi gehen und den Einwohnern die nahe Aussicht auf Hülfe und gänzlicher Befreiung aus den Händen ihrer bisherigen Unterdrücker eröffnen sollte. In dem frohen Bewußtseyn, sich um das Wohl ihrer Mitbürger große Verdienste erworben zu haben, eilten die beiden Bürger dem Abgesandten Friederichs voran. Aber wie groß war nicht ihr Erstaunen, als sie, nachdem sie erzählt hatten, was sie in Konstanz zum Besten der Stadt bewirkt hätten, nur kalte Aufnahme fanden; als man ihnen sogar die härtesten Vorwürfe machte, daß sie durch ihren Unverstand die Stadt neuen, und zwar noch weit größeren Gefahren ausgesetzt hätten. Unter der Drohung lebenslänglicher Verbannung, ja selbst unter Todesstrafe ward ihnen geboten, über Alles, was in Konstanz vorgefallen wäre, das strengste Stillschweigen zu beobachten. Bald darauf kam auch Friederichs Abgeordneter, Schwicker von Aspermont, in Lodi an. Aber wie sehr erstaunte auch dieser, als er sah, daß die Vorsteher von Lodi, statt über die glückliche Botschaft, die er ihnen brachte, sich hoch zu erfreuen, von dem tiefsten Schmerz durchdrungen und von Besorgnissen jeder Art gequält, in die bittersten Klagen gegen jene beiden Bürger ausbrachen: „Es seyen,“ sagten sie, höchst thörichte Männer, die, ohne Auftrag und Beistimmung ihrer Mitbürger, diese der größten Gefahr ausgesetzt hätten; denn so sehr sie auch dem Könige für seine gnädigen Gesinnungen dankbar seyn müßten, so sey jedoch Friederich jetzt

noch jenseits der Alpen weit von ihnen entfernt; die Mailänder aber seyen ganz in der Nähe und von ihnen wäre zu befürchten, daß, sobald sie von dem Vorgefallenen Kunde erhielten, sie sogleich, bevor noch die Hülfe des Königes anlangen könnte, auf das schonungsloseste sich an ihnen rächen würden." Die Vorsteher von Lodi baten hierauf den Schwicker, er möchte das an die Mailänder gerichtete Schreiben denselben nicht abgeben, sondern bei ihnen zurücklassen, bis man, wann der König mit seinem Heere in Italien angekommen seyn würde, ganz gefahrlos davon Gebrauch machen könnte. Schwicker sah wohl ein, daß diese Besorgnisse der Einwohner von Lodi nicht ungegründet wären, wagte es jedoch nicht, dem ausdrücklichen Befehle seines Herrn zuwiderzuhandeln. Er ging also nach Mailand und überbrachte den Consuln das königliche Schreiben. In einer allgemeinen Volksversammlung ward dasselbe vorgelesen. Aber man ließ die Consuln kaum damit zu Ende kommen. Schon der Eingang des Schreibens erregte eine heftige, auf allen Gesichtern sich kundgebende Gemüthsbewegung, die, weil jetzt immer noch höher gesteigert, endlich in wahre Wuth überging. Es entstand ein fürchterlicher Tumult; der König ward geschmähet, das königliche Schreiben in Stücken zerrissen, auf die Erde geworfen, mit Füßen getreten und Friederichs Gesandte vermochte nur durch nächtliche Flucht sein Leben zu retten.

14. Als die Nachricht von dem, über das königliche Schreiben entstandenen Tumult in Lodi ankam, gerieth die ganze Stadt in die größte Bestürzung. Ihre schon länger als vierzig Jahre dauernde Unterwürfigkeit unter dem harten Joche der Mailänder hatte nach

und nach den Einwohnern von Lodi allen Muth benommen, an dessen Stelle ein völlig knechtischer Sinn getreten war, und Furcht und Angst bemächtigten sich daher nun auch sogleich aller Gemüther. Viele Einwohner zogen mit ihrer Habe hinweg. Andere blieben nur bei Tage in der Stadt, zerstreuten sich aber bei heranbrechender Nacht in der umliegenden Gegend und suchten, so viel sie konnten, sich dort zu verbergen; während im Gegentheil wieder Andere bei Tage die Stadt verließen und nur in der Nacht, gleich Diebesgesindel, sich wieder hineinschlichen. Diese große Angst war jedoch völlig unnöthig. Die Mailänder waren bald wieder zur Besinnung zurückgekehrt. Die Consuln und alle Verständigen bedauerten, was von dem so leicht zu entflammenden Volke geschehen war, und hatten daher gar keine Lust, durch irgend ein feindliches Unternehmen gegen Lodi den Zorn des Königes noch mehr zu reizen. Alles blieb daher ruhig in Mailand. Als nun die Lodenser hörten, daß die Bürger von Mailand, ohne an ein kriegerisches Unternehmen zu denken, ruhig ihren Geschäften nachgingen und blos über ihre, der Lodenser, Zaghaftigkeit und ängstliches Wesen lachten und darüber spotteten, wurden auch sie wieder getröstet und gingen in ihre Wohnungen zurück. Indessen war Schwicker aus Italien zurückgekommen. Friederich befand sich mit vielen der ersten Fürsten, vielen großen und kleinen Vasallen in Bamberg, wo er mit ungemeiner Pracht das Osterfest feierte. Als nun Schwicker dem Könige, in Gegenwart der Fürsten, von seiner Sendung nach Lodi und Mailand Bericht erstattete, von der unerhörten Verachtung, welche die Mailänder gegen die königlichen Siegel und Befehle gezeigt hätten, und von der schnöden Behandlung seiner Selbst, der er doch ein Gesandter des Königes gewe-

sen wäre, gerieth Alles, vom Könige bis auf den letzten Vasall, in den heftigsten Zorn *). In dem damaligen Geiste des Vasallenthums konnten die Herren gar nicht begreifen, wie die Mailänder, die sie, wie alle Einwohner der Städte, noch als Unfreie, als Knechte betrachteten, und auf deren Gewerbe und städtische Betriebsamkeit sie mit Hohn und Verachtung herabblickten, sich eines so schrecklichen Frevels hätten erkühnen können. Man hätte glauben mögen, die Ehre, Würde und das Wohl des ganzen deutschen Reiches stünden auf dem Spiele, so sehr zürnte und tobte der ganze, den König in Bamberg umgebende hohe und niedere Adel. Dem bürgerlichen Uebermuthe der Mailänder sollte demnach die verdiente Züchtigung auf dem Fuße folgen; und so ward nun, zu Friederichs großer Zufriedenheit, der einstimmige Beschluß gefaßt, daß die Heerfahrt über die Alpen noch vor Ende des laufenden Jahres (1154) unternommen werden sollte.

---

*) Aber wer verbürgt uns die Aechtheit des Berichts, den Schwicker erstattete, der, weil ihm in Lodi die Geschenke entgangen waren, die er wegen der glücklichen Botschaft, die er zu überbringen glaubte, von den Vorstehern der Stadt erwartet hatte, nun auch wahrscheinlich den Mailändern nicht sehr hold war? Daß die Mailänder das königliche Schreiben sollen zerrissen und mit Füßen getreten haben, darüber möchte man wirklich nicht ohne Grund sich einige Zweifel erlauben dürfen. Uebrigens hat der so streng gerechte Friederich diesmal doch offenbar ungerecht gegen die Mailänder gehandelt; denn auf jeden Fall hätte er doch, bevor er jenes drohende, mit so harten Vorwürfen gefüllte Schreiben an die Mailänder erließ, diese doch ebenfalls erst hören müssen. Welcher gerechte Richter verdammt sogleich einen Angeklagten, ohne diesen erst über die gegen ihn gerichtete Anklage zu vernehmen.

15. Aber seit der letzten fränkischen Kaiser, wovon keiner sich eine, auch nur einigermaßen bedeutende Zeit in Italien aufhalten und mit einer gewissen Ueberlegenheit auf dieses Reich wirken konnte, hatte der, unsern Lesern schon bekannte republikanische Sinn der Städte Italiens alle seine Plane zu völliger Reife gebracht. Das Lehnwesen war im Grunde und Boden vernichtet. Markgrafen, Grafen, Barone wie geringere Vasallen hatten ihre frühere Bedeutung völlig verloren. Alles, was früher unter der geistlichen Gerichtsbarkeit eines Bischofes stand, hatten die Städte an sich gezogen. Von dem hohen Adel in der Lombardei war blos die Familie Montferrato noch der Botmäßigkeit der Städte entgangen und behauptete sich in ihrer frühern Würde und Unabhängigkeit. Der ganze Adel mußte, um nicht von der anschwellenden Macht der Städte erdrückt zu werden, seine Burgen verlassen, in die Städte ziehen, das Bürgerrecht annehmen und sich den von den Volksgemeinden gegebenen Gesetzen und getroffenen Einrichtungen unterwerfen. Indessen wurden doch die Stände nicht vermischt. Es gab in allen Städten noch einen hohen Adel, deren Mitglieder Capitanei hießen, einen niedern Adel, Valvassores genannt, die von dem hohen Adel Lehen hatten, und einen Bürgerstand. Aber dieser letztere Stand war weit ehrwürdiger geworden; er hatte jetzt nicht nur das Recht Waffen zu führen, wodurch sein Muth und das Gefühl seines eigenen Werthes geweckt ward, sondern auch an dem Stadtregiment Antheil zu nehmen. Auch die den Bischöfen ehemals zustehenden Regalien waren an die Städte übergegangen. Indessen standen die Bischöfe in geistlichen und kirchlichen Dingen doch immer noch als die Häupter der Gemeinden da, hatten aber auf die Leitung weltlicher Angelegenheiten keinen andern Einfluß mehr, als blos den sie durch ausgezeichnete

persönliche Eigenschaften, hervorleuchtende Frömmigkeit und die Liebe und das Zutrauen der Bürger gewonnen hatten. Zudem wurden auch noch in manchen Städten die gemeinschaftlichen Berathungen in der Gegenwart des Bischofes oder in dem bischöflichen Palaste gehalten. Hie und da wurden sogar die Consuln, wenigstens dem Scheine nach, noch von den Bischöfen investirt, was jedoch blos leere Form und eine ganz unbedeutende äußere Ceremonie war. Ihre innere Verfassung hatten die Städte nach dem Muster jener der alten Römer zu bilden gesucht, daher von ihnen die Würde der Consuln entlehnt, wozu jedoch aus jedem der drei Stände: des hohen Adels, des niedern Adels und dem Bürgerstande Einer mußte erwählt werden, deren Amt aber, ebenfalls nach dem Muster der ehemaligen Römer, nur die Dauer von einem Jahre hatte. Aber durch eben diese gemäßigte, jedem Gemüthe so sehr zusprechende Regierungsform, so wie durch ihre immer zunehmende Industrie, durch ihren Handel, städtische Betriebsamkeit und fleißige und verständige Betreibung des Ackerbaues, in Verbindung mit einfachen Sitten, Nüchternheit und Sparsamkeit, hatte sich die Bevölkerung der italienischen Städte ganz ungemein vermehrt; und da jeder Bürger in den Waffen geübt ward, so war auch eine einzelne Stadt oft im Stande, ein zahlreiches Heer, bisweilen von mehr als vierzig tausend Mann, in das Feld zu stellen, das um so furchtbarer war, als die in dem Gebrauche der Waffen unaufhörlich geübten Bürger an Muth, Kühnheit und kriegerischem Geiste selbst den tapfersten Rittern nicht mehr nachstanden. Was den italienischen Städten leider noch fehlte, war blos Einigkeit unter ihnen selbst, die doch um so nöthiger war, da sie alle noch gegen das, auch in Italien noch nicht völlig unterdrückte Vasallenthum zu kämpfen, mithin einen gemeinsamen Zweck zu errei-

chen hatten. Aber Handelseifersucht, dann eben so große Habsucht, aus der unaufhörliche Grenzstreitigkeiten entstanden, und endlich, bei dem Gefühl ihrer Stärke und ihres Reichthums, eine ganz zügellose Herrschsucht, und die bei jeder mächtig gewordenen Stadt hervorspringende Neigung, auch andere Städte zu unterdrücken und sie zu unterwerfen, erzeugten endlose, blutige, gewöhnlich mit wenig Schonung geführte Fehden. Aber durch Gewaltthätigkeit, Stolz und Herrschsucht soll sich keine so sehr ausgezeichnet haben, als Mailand, das wirklich auch schon mehrere andere italienische Städte theils seiner unmittelbaren, theils mittelbaren Herrschaft unterworfen hatte, auch bei jeder sich ihm darbietenden Gelegenheit kein Geheimniß daraus machte, daß es zwar das königliche Ansehen anerkenne und es ehre, aber doch auch der Meinung wäre, daß Italien jetzt gar keines Königes mehr bedürfte oder doch wenigstens, wenn wirklich ein König nothwendig wäre, dieser von der italienischen und nicht von einer fremden Nation müßte erwählt werden *).

---

*) Diese Behauptung ist zwar durchaus geschichtswidrig, denn Otto der Große hatte Italien erobert und es dem deutschen Reiche unterworfen, und dieses Verhältniß des italienischen Reiches zu dem deutschen ward auch nachher durch die allgemeine Anerkennung, die es selbst in Italien fand, vollkommen staatsrechtlich begründet. Auch übten von dieser Zeit an alle deutsche Könige, wenn sie über die Alpen gingen, was jedoch nicht immer und überhaupt nur selten geschah, stets königliche Rechte in Italien aus. Aber gewöhnlich ward ihnen nur so lange gehorcht, als sie mit einer bedeutenden Macht auf italienischem Boden stunden; waren sie wieder jenseits der Alpen, so blieb auch jedesmal Italien sogleich wieder sich selbst überlassen. Aber auf der andern Seite muß man auch bemerken, daß Italien seit Otto dem Großen, also in einem Zeitlaufe von zwei hundert Jahren, eine ganz andere, den Zeiten Otto's

II.

Friederichs I. erste Heerfahrt nach Italien.

1. Gegen Ende Octobers des Jahres 1154 war das zum Römerzuge bestimmte Heer bei Augsburg versammelt und lagerte auf dem Lechfelde. Zu diesen hier versammelten Schaaren stieß nun wenige Tage darauf Friederich mit seiner ganzen Hausmacht. Die nummerische Stärke des Heeres ist unbekannt*), aber es war furchtbar durch die überall bekannte Tapferkeit der deutschen Krieger und deren gegenwärtigen, nicht blos durch Kühnheit und persönliche Tapferkeit, sondern auch durch Erfahrung und kriegerische Einsicht ausgezeichneten Anführer. Kurz vor

---

völlig fremde Gestalt gewonnen und eine neue, nunmehr nicht nur zu ihrer völligen Reife gelangte, sondern auch schon fest wurzelnde Verfassung sich gegeben hatte, die zu jenem ehemaligen Verhältniß durchaus nicht mehr paßte. Unstreitig machten zwar die unaufhörlichen, Oberitalien zerfleischenden blutigen Fehden unter den vielen lombardischen Städten die Wiederherstellung und Befestigung des königlichen Ansehens im höchsten Grade nothwendig; da aber die deutschen Könige gewöhnlich nur nach langen Zwischenzeiten nach Italien kamen und nie sehr lange sich darin aufhielten, mithin auch dem italienischen Reiche offenbar keinen Segen bringen konnten, so war gewiß nichts gerechter, als der Wunsch der Nation, nämlich aus ihrer Mitte einen König zu haben, der ununterbrochen in Italien bleiben und, weil nicht durch die Regierung anderer weitschichtiger Länder zu sehr beschäftiget, ja oft ausschließlich von diesen in Anspruch genommen, nun auch seine ungetheilte Aufmerksamkeit wie seine ganze Thätigkeit dem Wohle des italienischen Reiches schenken könnte.

*) Es wird blos gesagt, daß die Schaaren, welche Heinrich der Löwe mitgebracht hatte, beinahe die Hälfte des ganzen Heeres ausmachten und an Zahl der Hausmacht des Königes völlig gleich waren.

dem Feste des heiligen Michaels brach das Heer auf. Der Marsch ging über Brixen und Trident, die Etsch hinab nach den Ebenen von Verona. Aber leider hatte man vorher wieder nicht an die Beischaffung der nöthigen Lebensmittel gedacht, oder wenn man daran gedacht hatte, nicht gehörig dafür gesorgt. Bei dem Heere trat alsbald großer Mangel ein, der noch größere Gewaltthätigkeit der Soldaten, die nun plünderten und raubten, weder Kirchen, Klöster noch andere heilige Orte schonten, zur Folge hatte. Damit nun nicht Raub und Ungerechtigkeit den Anfang seiner großen Unternehmung beflecke und ihr den Beistand des Himmels entziehe, befahl Friederich, sobald das Heer die Gebirge überstiegen und am Gardasee sein Lager aufgeschlagen hatte, daß unter den Fürsten und höhern Officieren seines Heeres eine Sammlung freiwilliger Beiträge angestellt und mit deren Ertrage den Kirchen und Klöstern der ihnen zugefügte Schaden ersetzt werden sollte. Die Summe, die dadurch einging, war wirklich nicht unbedeutend und ward nun unverzüglich den Bischöfen von Brixen und Trident zur verhältnißmäßigen Vertheilung unter die Beschädigten gesandt. Im Monat November stand Friederich mit seinem Heere schon in den roncalischen Ebenen bei Piacenza. Dem Herkommen gemäß ward hier das königliche Schild, Allen sichtbar, auf einem hohen Pfahle befestiget und ein Herold foderte die höhern unmittelbaren Lehnträger auf, in der folgenden Nacht, wie es Recht und Sitte gebieten, bei dem Könige Wache zu halten. Dieselbe Auffoderung erging nun auch von Seite der Fürsten und Herren an ihre niedern Lehnträger. Wer ungeachtet einer solchen, zweimal wiederholten Vorladung ohne Erlaubniß des Lehnherrn ausblieb, sey es ein Laie oder ein Geistlicher, ward mit dem Verluste seiner Lehen bestraft.

Wie es scheint, ward keiner von den weltlichen Herren diesmal schuldig befunden, denn keiner wird genannt, und die erwähnte Strafe traf jetzt nur den Erzbischof Hartwig von Bremen und den Bischof Ulrich von Halberstadt. Diese Bischöfe büßten jedoch blos auf Lebenszeit den Genuß weltlicher Güter ein, ihren Nachfolgern wurden dieselben wieder zurückgegeben, weil kein persönlicher Fehler den Kirchen und Stiftungen das Ihrige auf immer entziehen konnte. Fünf bis sechs Tage hielt sich Friederich in seinem Lager auf den roncalischen Feldern auf. Die Consuln und obersten Vorsteher beinahe aus allen Städten fanden sich ein, trugen ihm ihre Angelegenheiten und Beschwerden vor, huldigten ihm und schwuren ihm den Eid der Treue. Von den italienischen weltlichen Fürsten, da es deren keine mehr gab, konnte also auch nur der Markgraf Wilhelm von Montferrato, der einzige, den die Städte noch nicht gezwungen hatten, ihre Oberherrschaft anzuerkennen, vor dem Könige erscheinen. Er klagte über die Stadt Asti und Chieri. Dasselbe that auch der Bischof von Asti, deren Einwohner dem Bischof nur zu viele Ursachen zu sehr gegründeten Klagen gegen sie gegeben hatten. Aber auch die Abgeordneten vieler, durch Neid und Eifersucht getriebener und gegen einander erbitterten Städte brachten eine Menge gegenseitiger Klagen vor den König. Am größten waren die Beschwerden der Städte Como und Lodi gegen Mailand, worauf jedoch die beiden anwesenden mailändischen Consuln, Obertus ab Orto und Gerhardus, mit dem Beinamen der Schwarze, das Betragen ihrer Mitbürger völlig zu rechtfertigen suchten. Auch von Genua waren Gesandte angekommen, um ihrem Oberherrn die gebührende Huldigung und Ehrerbietung zu erzeigen und ihm ein Geschenk von zwei Löwen, mehreren

Straußen und Papageien, nebst andern kostbaren Produkten des Orients zu überreichen *).

2. Ueberhaupt hatten die Consuln sämmtlicher Städte und deren Aeltesten reiche Geschenke mitgebracht. Die Lodenser z. B. hatten durch den Markgrafen von Montferrato, der sich sehr warm für sie interessirte, einen Thorschlüssel von dem feinsten Golde überreichen lassen. Aber auch die Mailänder waren nicht zurückgeblieben und hatten durch ihre Consuln dem Könige ein großes goldenes, mit Geld gefülltes Becken überreicht, auch durch ihre Abgeordneten ihm huldigen und ihn ihrer Treue versichern lassen. Friederich nahm dieses Geschenk als einen Beweis gebührender Ehrerbietung sehr wohlgefällig an; und da die Mailänder, nach dem Wunsche oder auf das Gebot des Königes, ihm alle unlängst zu Gefangenen gemachten Pavenser unverzüglich ausliefer-

*) Friederich behandelte die genuesischen Gesandten mit ausgezeichneter Aufmerksamkeit. Caffaro, einer dieser Gesandten, erzählt (*Murat.* res. ital. T. VI. L. 1.).: „Der König habe ihnen ungemein viele Ehre erwiesen, sogar von den Reichsangelegenheiten mit ihnen sehr vertraut gesprochen und Genua die ehrwürdigste Stadt von allen italienischen Städten genannt." Der Grund dieser gnädigen, für Genua so äußerst schmeichelhaften Aeußerungen ist leicht zu errathen. Friederich hatte nämlich damals im Sinne, den König Roger von Sicilien anzugreifen, auch diesfalls schon Unterhandlungen mit dem Hofe von Constantinopel angeknüpft. Aber zu einem Kriege gegen den König von Neapel und Sicilien bedurfte Friederich einer Flotte, welche er um weit wohlfeilern Preis von Genua als von Venedig erwarten konnte. Uebrigens stand diese Stadt jetzt, in Ansehung ihres ausgebreiteten Handels, ihres Reichthums und ihrer Macht, mit Venedig auf gleicher Linie.

ten *), so hatte es auch das Ansehen, als wenn Friederich jetzt so ziemlich wieder mit Mailand ausgesöhnt sey. Doch diese, ohnehin nur scheinbare Zufriedenheit des Königes hatte keine lange Dauer. Als Friederich mit seinem Heere bei Roncaglia aufbrach und über den Po zurück nach dem oberen Italien ging, wollte er den Weg durch das mailändische Gebiet nehmen, behielt daher auch die beiden Consuln bei sich, um sich ihrer als Wegweiser zu bedienen. Da man jedoch zu diesem Dienste nur Leute von weit geringerem Stande verpflichtet und nicht die vornehmsten und höchsten obrigkeitlichen Personen einer so mächtigen Stadt, wie Mailand, dazu zwingt, so konnten auch natürlicher Weise die beiden mailändischen Consuln durch diese ihnen aufgedrungene Dienstleistung sich nicht sehr geschmeichelt fühlen. Wenn nun auch die mailändischen Consuln jetzt sich darin verfehlten, daß sie das Heer nicht durch das Gebiet ihrer

*) In demselben Jahre, im Monat, August war nämlich wieder eine sehr blutige Fehde zwischen Mailand und Pavia ausgebrochen. Nachdem die mailändischen und pavensischen Schaaren einige Wochen mit wechselndem Erfolge, also mit gleichem Verluste und gleicher Verwüstung der Gegenden mit einander gekämpft hatten, kam es endlich bei Lardiraga am Olonne zu einer Hauptschlacht, wodurch jedoch ebenfalls nichts entschieden ward. Der Verlust war auf beiden Seiten gleich groß. Aber am folgenden Tage entstand im Lager der Mailänder ein blinder Lärm, wodurch sie so sehr in Verwirrung gebracht wurden, daß sie sich in aller Eile zurückzogen und von ihrem Heergeräthe vieles verloren, was nun den Pavensern zur Beute ward. Friederichs Ankunft in Italien machte diesem Kriege ein Ende, worauf er beiden Städten befahl, die gemachten Gefangenen sich gegenseitig zurückzugeben, und damit dies mit aller Treue geschehe, mußten die Gefangenen von beiden Seiten an ihn ausgeliefert werden.

Stadt, sondern auf andern Wegen führten, so war dies doch gewiß nur ein sehr verzeihlicher Fehler. Der Marsch des Königes über den Po nach Oberitalien mußte ihnen schon sehr verdächtig scheinen, wie derselbe auch offenbar nur ein, gegen Mailand in geheimer feindlicher Absicht gerichtetes Unternehmen war. Zudem war es ihnen auch sehr verzeihlich, daß sie den, stets so verderblichen Durchzug eines Heeres von ihrer Vaterstadt ferne halten wollten. Unglücklicher Weise trat nun auch eine höchst ungünstige Witterung ein. Ein mehrere Tage hindurch ununterbrochener, oft stromweise sich herabgießender Regen verdarb die Wege und erschwerte und verzögerte den Marsch des Heeres, und als nun gleich am ersten Tage des Zuges alle mailändischen Verkäufer von Brod und andern Lebensmitteln von den Deutschen geplündert, mißhandelt und nackt und blos waren zurückgeschickt worden, mithin keine neuen Verkäufer sich mehr einfanden, so entstand auch bald großer Mangel an Lebensmitteln, besonders als das Heer in die Gegend kam, welche kurz vorher durch den zwischen Mailand und Pavia ausgebrochenen Krieg sehr verwüstet war, zudem auch die Zufuhren durch den noch immer anhaltenden Regen nur äußerst langsam und mühsam ankommen konnten. Ueber alles dies gerieth Friederich in den heftigsten Zorn, warf alle Schuld davon auf die beiden Consuln, beschuldigte dieselben, das Heer vorsätzlich drei Tage in Gegenden herumgeführt zu haben, wo weder durch Kauf noch Lieferung die nöthigen Lebensmitteln zu erhalten gewesen wären, machte dabei den Mailändern überhaupt, jedoch blos im Allgemeinen, den Vorwurf von Treulosigkeit und Wortbrüchigkeit, und um ihnen sogleich seine Ungnade recht empfindlich fühlen zu lassen, setzte er alle, von den Mailändern zu Gefangenen gemachten Pavenser in Freiheit, ließ aber die von den letztern gefangenen Mailänder an

Pferdeschweife binden und auf diese schmachvolle Weise auf dem Marsch durch den Koth mit fortschleppen. Einigen von diesen gelang es jedoch durch Flucht sich zu retten; Andere wurden losgekauft, so daß die Meisten blos durch Geld ihre Freiheit wieder erhielten. Von dieser Zeit an fing Friederich feindlich gegen die Stadt Mailand zu handeln an; obgleich er dieselbe jetzt noch nicht in die Reichsacht erklärte, mithin ihr förmlich den Krieg ankündigte. Als man aber in Mailand erfuhr, wie sehr der König der Stadt zürnte und sich unter dem gemeinen Volke das Gerücht verbreitete, daß blos die Consuln durch ihr Betragen den Zorn des Königes der Stadt zugezogen hätten, rottete sich der Pöbel zusammen und riß das Haus des einen Consuls, nämlich Gerards des Schwarzen, nieder und machte es dem Erdboden gleich. Dieser Vorgang ward dem Könige sogleich angezeigt. Man hoffte, daß er durch diese Genugthuung einigermaßen besänftiget werden würde. Aber auch diese Hoffnung war eitel. Als Friederich auf seinem Marsch mit seinem Heere bei der, nahe bei Mailand gelegenen Burg Rosate ankam, schlug er vor derselben sein Lager auf. Die Burg war mit fünfhundert mailändischen Reitern besetzt. Friederich schickte den Mailändern den Befehl, ihre Besatzung in Rosate unverzüglich zurückzuziehen und die darin befindlichen Vorräthe, deren er und sein Heer bedürften, ihm zu überlassen. Auch hierin erfüllten die Mailänder den Wunsch des Königes, schickten der Besatzung Befehl, Rosate zu verlassen und es dem Könige zu übergeben. Noch am Abend desselben Tages zogen die fünfhundert Reiter aus Rosate ab; aber auch die Einwohner, die Gewaltthätigkeiten der Deutschen fürchtend, schlossen sich unter Jammer und Klagegeschrei dem Zuge an; von ihrer ganzen Habe durften sie nichts mitnehmen. Zudem war es zur Winterzeit; ein

starker Regen fiel ununterbrochen herab, auch fing es schon an Nacht zu werden.

3. Am Morgen des folgenden Tages zog das Heer in die Burg, bemächtigte sich der Vorräthe und Gebäude, und that sich, bei dem Ueberflusse an Lebensmitteln, mehrere Tage ungemein gütlich. Damit aber auch die Mailänder über Friederichs Gesinnungen gegen sie außer allem Zweifel wären, streiften deutsche Ritter bis an die Thore von Mailand, verwundeten oder tödteten die, welche ihnen in die Hände fielen, oder schleppten sie als Gefangene mit sich fort *). Bevor das Heer aus Rosate wieder auszog, ließ der König die Burg plündern, die Mauern niederreißen und alle Gebäude niederbrennen. Friederich hatte also jetzt den Krieg gegen Mailand begonnen, obgleich bisher auch nicht ein einziges mailändisches Schwert feindlich gegen ihn war gezogen worden, und die Mailänder von dem ersten Augenblicke der Erscheinung Friederichs in Italien es nie an Aufmerksamkeit, bereitwilligem Zuvorkommen und der größten Ehrerbietung hatten fehlen lassen. Alle gleichzeitigen Geschichtschreiber stimmen darin mit einander überein, daß Friederich zu einem Krieg gegen Mailand keine andere Ursache hatte, als blos weil er ihn durchaus wollte **). Da Friederich,

*) So erzählt selbst Otto Morena, dessen Zeugniß, als eines erklärten Feindes der Mailänder, nicht wohl in Zweifel gezogen werden kann; und selbst der ehrwürdige Bischof von Freisingen geht wieder darüber, wie über Alles, was seinem gekrönten Neffen wenig oder gar keine Ehre bringen kann, nur kurz und flüchtig hinweg.

**) Der wahre Grund davon war offenbar blos Friederichs und des deutschen Adels unversöhnlicher Haß gegen das jetzt so sehr emporstrebende, freie, bürgerliche Leben der italienischen Städte. Er dachte sich

wie es scheint, während seines Aufenthalts in der Nähe von Mailand sich überzeugt hatte, daß er mit den Kriegskräften, die ihm jetzt zu Gebote stünden, Mailand noch nicht angreifen und mit Waffengewalt sich der Stadt bemächtigen könnte; so verließ er einstweilen das mailändische Gebiet und zog nach Novarra, einer gegen Mailand feindlich gesinnten Stadt. Die Mailänder hatten über den Fluß Ticino zwei hölzerne Brücken erbaut und diese, wegen

Italien gerade noch so, wie es zu den Zeiten Otto des Großen war, wo unter der Alleinherrschaft des Feudalismus die Städtebewohner noch größtentheils Unfreie, das heißt, Knechte waren, und die eigentliche Nation blos aus der Geistlichkeit und dem Adel bestand. Ohne also auf die, in dem Laufe von zweihundert Jahren aus dem Charakter der Nation und ihres Jahrhunderts, aus gebieterischen Zeitereignissen, aus der immer mehr zunehmenden Industrie und dem wachsenden Reichthum der Städte, deren gegenseitigen Verhältnissen; kurz ohne auf die, aus Zeit, Menschen und Boden, mithin aus der Natur selbst hervorgegangene, völlige Umgestaltung Italiens auch nur die mindeste Rücksicht zu nehmen, glaubte Friederich sich berufen, den ehemaligen alten Zustand des italienischen Reiches, als es von Kaiser Otto erobert ward, wieder herzustellen. Alle städtische freie Verfassung schien ihm ein frevelhafter Eingriff in die Rechte eines Königes von Italien, die, in seiner Einbildungskraft, keine anderen Grenzen hatten, als welche sein despotischer Sinn ihnen setzen wollte. Da Mailand die mächtigste Stadt der Lombardei war, und er von ihr am meisten in der Ausführung seiner Entwürfe gehemmt und gehindert zu werden befürchten mußte, so lastete auch am schwersten auf ihr sein Haß; und ein Krieg auf Tod und Leben gegen Mailand schien ihm um so nothwendiger, als er wohl einsah, daß nach der völligen Unterwerfung und Entwaffnung dieser mächtigen Stadt alle übrigen weit minder mächtigen Städte ihren Nacken willig und geduldig unter sein Joch beugen würden.

ihrer bisherigen Händel mit Pavia und Novarra, auf das beste befestiget. Friederich bemächtigte sich durch Ueberfall der Brückenköpfe, ging mit dem Heere über den Fluß und gab dann Brücken und Befestigungen den Flammen Preis. Auf seinem Marsch nach Novarra bemächtigte er sich auch noch dreier schöner, den Mailändern gehörigen Burgen, ließ sie plündern und von Grund aus zerstören, zog hierauf in Novarra ein und feierte allda mit vieler Pracht das Weihnachtsfest. Indessen hatten die Mailänder noch einen Versuch gemacht, den König wo möglich zu versöhnen und wieder für sich zu gewinnen, daher eine Gesandtschaft mit sehr ansehnlichen Geschenken an ihn abgeordnet. Die Gesandten trafen ihn in der Burg Blandrate. Aber Friederich fuhr sie ungemein hart an, ließ sie gar nicht zum Worte kommen, überhäufte sie mit Schmähworten und den gröbsten Vorwürfen, befahl ihnen unverzüglich seinen Hof zu verlassen, und schrie ihnen endlich noch nach, daß zwischen ihm und Mailand keine Unterhandlungen möglich wären, so lange nicht die Mailänder in der Sache von Lodi und Como sich ganz unbedingt ihm unterworfen hätten.

4. Im Anfange des folgenden Jahres ging Friederich wieder über den Po und wandte sich über Vercelli nach Turin. Seine Absicht war jetzt, alle mit Mailand befreundete Städte zu zerstören oder zum Abfall von Mailand zu zwingen, diese dadurch völlig zu isoliren und auf ihre eigenen Kräfte zu beschränken, dafür aber sein Heer mit der in den Waffen wohlgeübten Miliz aller gegen Mailand feindlich gesinnten Städte zu verstärken, und alsdann erst mit desto gewisserem Erfolge Mailand selbst anzugreifen. Auf diesem Zuge durch Oberitalien sandten ihm mehrere Städte ansehnliche Ge=

schenke und öffneten freiwillig ihre Thore; die, welche diesem Beispiele nicht folgten, wurden entweder auf der Stelle erstürmt oder auch durch förmliche Belagerung gewonnen. Das Loos solcher Städte war gewöhnlich völlige Zerstörung durch Feuer und Schwert. Dieses Schicksal traf auch die Städte Chieri und Asti. Gegen diese hatten schon auf den roncalischen Feldern, wie man sich erinnern wird, der Markgraf von Montferrato und der Bischof von Asti Klage geführt, die Einwohner aber, ungeachtet des vom Könige erhaltenen Befehls, noch keine Genugthuung geleistet. Da sie den Zorn Friederichs fürchteten, wollten sie auch nicht die Ankunft des deutschen Heeres abwarten, sondern flüchteten und zerstreueten sich sämmtlich in das Gebirge. Die beiden menschenleeren Städte wurden also jetzt geplündert, ihre Mauern und Thürme niedergerissen und dann den Flammen übergeben. Asti ward jedoch nicht ganz, sondern nur zur Hälfte niedergebrannt, und zwar auf Bitte des Markgrafen Wilhelm, dem Friederich, als seinem Anverwandten, die Herrschaft über die Stadt Asti versprochen hatte, sie ihm jetzt nun wirklich einräumte, auch den Bischof von Asti wieder einsetzte. Das Heer stand noch in seinem Lager bei Asti, als Gesandten aus Pavia bei dem König erschienen und schwere Klagen gegen die Stadt Tortona führten, die, weil im Bunde mit Mailand, ihnen schon großen Schaden zugefügt und sie noch immer zu beunruhigen und zu ängstigen fortführen. Hierauf schickte der König sogleich den Einwohnern von Tortona den Befehl, sich unbedingt zu unterwerfen, daher dem Bunde mit Mailand zu entsagen und ein Bündniß mit den Pavensern zu schließen. So sehr auch die Einwohner von Tortona die Befehle des Königes ehrten, so schien ihnen doch dieser zu hart. Alte bewährte Freunde, deren Hülfe sie

schon so oft erfahren hatten, zu verlassen und mit deren erklärten Feinden in Verbindung zu treten, schien ihnen eine Zumuthung, die selbst ein nur wenig edel denkendes Herz empören müßte. Die Belagerung von Tortona ward also beschlossen und der Vortrab des deutschen Heeres rückte, unter der Führung des Herzogs Berthold von Zähringen und des Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach so schnell herbei, daß von der Verstärkung, welche Mailand sandte, nur hundert Reiter und ein paar hundert Bogenschützen, und von den mit Mailand in Verbindung stehenden Baronen nur wenige, und unter diesen der Markgraf Obitius Malaspina sich mit einigen Schaaren in die Stadt werfen konnten. Aber ein desto glücklicheres Ereigniß für Tortona war es, daß der Tanaro plötzlich so stark anschwoll, daß Friederich mit dem Hauptheere drei Tage lang auf der linken Seite des Flusses aufgehalten ward. Diese Zeit wußten die Einwohner trefflich zu benutzen. Sie verließen die untere Stadt, die, obgleich mit Mauern und Thürmen umgeben, dennoch am Ende gewonnen werden konnte und flüchteten mit ihrer ganzen Habe in die eigentliche Burg, die auf hohen und steilen Felsen erbaut, durch Natur und Kunst befestiget, wirklich unbezwingbar war. Sobald der König mit dem Heere vor der Stadt ankam, ward dieselbe sogleich von allen Seiten berennt. Der untern Stadt, da diese nicht vertheidiget ward, konnten sich die Deutschen leicht bemächtigen. Aber damit war nichts gewonnen. Mit der größten Thätigkeit und Eile wurden nun alle, zu einer Belagerung nöthigen Maschinen und Werkzeuge verfertiget oder herbeigeschafft; auch ward im Angesichte der Stadt ein hoher Galgen errichtet, um den Tortonesen anzuzeigen, daß jeder, der den Deutschen in die Hände fallen würde, sogleich als ein Majestätsverbrecher

sollte aufgehangen werden. Aber dies schlug den Muth der Einwohner nicht nieder, brachte sie im Gegentheil zur Verzweiflung, und von beiden Seiten ward nun mit gleicher Kühnheit und Anstrengung gefochten. Ungeheure Steine, vielmehr ganze Felsblöcke wurden gegen die Mauern und Thürme, ja selbst bis in die Stadt hineingeschleudert. Aber diese Begrüßungen erwiederten die Einwohner mit gleich ungeheuern Steinen, die sie gegen die Maschinen und das Belagerungszeug der Deutschen und ebenfalls bisweilen bis in das Lager derselben schleuderten. Täglich wagten die Belagerten kühne Ausfälle und oft mit vielem Erfolge, besonders wenn sie dieselben gegen jene Seite machten, wo das Hülfscorps der Paveser stand. Aus dem Kampfe mit diesen kehrten die Tortonesen größtentheils als Sieger wieder in ihre Stadt zurück. Die Belagerten versuchten endlich, den Boden unter den Mauern und Thürmen zu untergraben und so den Einsturz derselben zu bewirken. Aber die Einwohner suchten den Minen durch Gegenminen zu begegnen und mit solchem Glücke, daß sie bald auf die feindlichen Minirer stießen und diese sämmtlich in den unterirdischen Gängen erstickten, worauf die Deutschen die Lust verloren, noch ferner ähnliche Versuche zu machen. Uebrigens wurden auf beiden Seiten die kühnsten Unternehmungen gewagt und die tapfersten Thaten vollbracht. So z. B. versuchte ein deutscher Soldat, blos mit Schwert und Schild bewaffnet, den Felsen gerade in der Gegend, wo der größte Thurm stand, zu ersteigen, und mit einer kleinen Art Fußtritte einzuhauen. Trotz aller gegen ihn geschleuderten Steine kam er glücklich bis zur Höhe des Thurms, erschlug dort einen feindlichen Soldaten und kehrte dann unversehrt zu den Seinigen zurück. Friederich wollte diesen tapfern Mann in den Ritterstand er-

heben, allein er lehnte diese Ehre von sich ab, weil Tapferkeit nicht gerade die einzige Eigenschaft sey, womit ein Ritter geschmückt seyn müsse, und er keine zu dem Ritterstande erforderliche Erziehung genossen hätte. Aber ungeachtet aller Tapferkeit der Deutschen war dennoch die Belagerung nicht weiter vorgerückt, die hohen und steilen Klippen blieben unersteiglich, und höchst wahrscheinlich würde das deutsche Heer unverrichteter Dinge wieder habe abziehen müssen, hätte sich nicht bei den Tortonesen ein innerer, noch weit gefährlicherer Feind eingestellt. Die Einwohner litten nämlich Mangel an Lebensmitteln, und besonders an Wasser; dieses hatte man ihnen völlig abgeschnitten, bis auf einen Brunnen, der an jener Seite der Festung sich befand, wo die Krieger aus Pavia standen. Mit diesen mußten nun die Einwohner täglich um Wasser kämpfen und es gleichsam mit ihrem Blute erkaufen. Da die Tortonesen, von Durst getrieben, gleich Verzweifelten fochten, so trugen sie stets den Sieg davon. Die Belagerer suchten nun den Brunnen zu verderben, warfen menschliche Leichen und allerlei schon in Fäulniß übergegangenes Aas hinein. Aber die Heftigkeit des Durstes überwand allen Ekel und natürlichen Widerwillen. Da auch dieses Mittel nicht anschlug, so kamen die Belagerer endlich auf den Gedanken, eine Menge Pech und Schwefel in den Brunnen zu werfen, wodurch wirklich das Wasser durchaus ungenießbar ward. Noth und Elend erreichten jetzt in Tortona den höchsten Grad. Schon seit ein paar Wochen wütheten pestartige Krankheiten in der Stadt; und jetzt auch noch völliger Mangel an Wasser, in Verbindung mit der traurigen Aussicht, daß es in wenigen Tagen auch an den übrigen Lebensmitteln fehlen würde, zwangen endlich die Einwohner zur Uebergabe. Auf Bitte der Geistlichkeit der Stadt

und selbst mehrerer Fürsten in seinem Heere schenkte Friederich den Unglücklichen das Leben, gewährte ihnen freien Abzug und erlaubte auch, daß ein jeder von seiner Habe so viel mitnehmen durfte, als er tragen konnte. Die Belagerung hatte zwei Monate gedauert; mehr als die Hälfte der Bevölkerung war umgekommen und die übrigen zogen nun paarweise, mit bleichen, abgezehrten Gesichtern, gleich Schatten, aus ihrer unglücklichen Vaterstadt, um sich in der weiten Welt zu zerstreuen; jeder dahin, wo er eine Unterkunft zu hoffen finden konnte. Friederich nahm nun mit seinem Heere von Tortona Besitz, ließ es rein ausplündern, hierauf in Brand stecken und übergab die Trümmer davon den Pavesanern, welche die Thürme und Mauern und was der Wuth des Feuers entgangen war, in einen Schutthaufen verwandelten. Friederich zog hierauf nach Pavia, wo er unter dem lautesten Jubel von dem Volke empfangen ward, und wenige Tage darauf, wie solches damals an allen hohen Festtagen zu geschehen pflegte, an dem Feste des heiligen Michaels, mit der deutschen Königskrone auf dem Haupte, sich dem Volke in seiner ganzen Herrlichkeit zeigte. Nach einem dreitägigen Aufenthalte in Pavia zog Friederich tiefer in Italien hinein und, man möchte sagen, in lauter Eilmärschen nach Rom.

5. Aber Anastasius der Vierte saß nicht mehr auf dem Stuhle des heiligen Petrus. Er war im December des vorigen Jahres gestorben und hatte zu seinem Nachfolger den, schon gleich am folgenden Tage zum Papste gewählten Adrian IV., einen durch Charakterstärke und die seltensten Eigenschaften des Geistes wie des Herzens ausgezeichneten Mann. Adrian hieß vor seiner Erhebung Nicolaus; sein Familienname war Breach-Spear, er selbst ein geborner Engländer

und die Burg St. Albans seine Vaterstadt. Schon von früher Jugend an mußte Nicolaus mit Armuth und Elend kämpfen, denn sein Vater, der Robert hieß, hatte seine Gattin und seinen Sohn, und diesen noch in sehr zarter Jugend verlassen und war Mönch in der Abtei von St. Albans geworden. Nicolaus genoß nun auch keine ordentliche Erziehung und lebte mehrere Jahre von dem Almosen, das ihm das erwähnte Kloster reichte. Endlich ward der Vater böse, daß sein jetzt schon dem Jünglingsalter heranreifender Sohn sich nicht so viele Kräfte zutraue, um durch sich selbst und ohne fremde Hülfe in der Welt fortzukommen. Nicolaus kam nun, man weiß nicht unter welchen Umständen und durch welche Mittel, nach der Provence, wo er in einem angesehenen Kloster von regulären Chorherren Schutz und Aufnahme fand. Hier studirte er sehr emsig und zeichnete sich bald durch seine Kenntnisse so sehr aus, daß die Chorherren selbst ihn baten, Einer der Ihrigen zu werden. Nicolaus that diesen Schritt. Durch gründliche Gelehrsamkeit und tugendhaften reinen Wandel erwarb er sich bald allgemeine Achtung, während er durch seine feine Manieren, sein liebliches, zuvorkommendes Wesen, durch ungewöhnliche Wohlgestalt unterstützt, auch die Liebe aller seiner Mitbrüder gewann. Als der Prior des Klosters starb, ward er daher ohne Widerspruch zu dessen Nachfolger erwählt. In Angelegenheiten des Klosters reißte er nach Rom. Die großen Anlagen und Fähigkeiten des Mannes entgingen nicht dem scharfen Blicke des Papstes. Eugen III. wußte jedes Verdienst zu würdigen und ernannte demnach den bisherigen Prior eines Klosters zum Bischofe von Albano. Auch in dieser hohen Würde blieb er immer derselbe, leutselig, zuvorkommend und, eingedenk der Bedrängnisse seiner Jugend, auch ungemein mild und freigebig gegen die Armen. Weil

zu allem geschickt und zu jedem, auch noch so beschwerlichen Geschäfte tauglich, ward er von dem Papste als Legat nach Norwegen gesandt, und wirkte auch in diesem fernen Lande nicht minder segenreich für die Verbreitung und Befestigung des Christenthums. Da seine große Tüchtigkeit allgemein anerkannt war, so ward er auch, als kaum seit dem Hinscheiden Anastasius vierundzwanzig Stunden verflossen waren, einstimmig auf den, beinahe von nicht zu lößenden Schwierigkeiten umgebenen, auch jetzt schon wenigstens von ferne von einem neuen gewaltigen Feind bedroheten, päpstlichen Stuhle erhoben. Adrians Leben war jetzt eine ununterbrochene Kette von Kämpfen, die schon bei dem Antritte seines Pontificats sogleich ihren Anfang nahmen. Arnold von Brescia, der durch seine aufrührerische Predigten Rom so sehr verwirret hatte, war unter Adrians beiden Vorfahren wieder nach Rom zurückgekommen und fuhr immer noch fort, die Köpfe und Gemüther der Römer zu bethören und sie zum Ungehorsam gegen den Papst zu reizen. Seine Frechheit kannte jetzt keine Grenzen mehr, da er wußte, daß sein zahlreicher und mit jedem Tage noch zahlreicher werdende Anhang ihn gegen jeden Angriff zu schützen bereit sey. Als aber von Einem seiner Anhänger ein Cardinal, der gerade zum Papste gehen wollte, war überfallen und tödtlich verwundet worden, da belegte der Papst, was noch nie geschehen war, Rom, die Hauptstadt der Christenheit, mit dem Interdict. Als nun vom Palmsonntag an bis zum Mittwoch vor dem grünen Donnerstag kein Gottesdienst mehr gehalten ward, keine Glocken mehr die Gläubigen in die Kirchen riefen und diese, alles ihres Schmuckes beraubt, in die Farbe der Trauer gehüllt waren, erschrack die ganze Stadt; die Bestürzung war allgemein, und das ganz ungewöhnlich aufgeregte Volk zwang den Senat, sich

augenblicklich zu dem Papste zu begeben und ihn demüthig um Aufhebung des Interdictes zu bitten. Adrian zeigte sich sogleich geneigt, diese Bitte zu erfüllen, jedoch unter der Bedingung, daß Arnold augenblicklich die Stadt verlasse. Der Senat versprach es, hielt auch Wort, und Adrian hatte nun einstweilen doch den Vortheil erkämpft, daß der halb verrückte, Kirche und Staat verwirrende Schwärmer und dessen wüthendsten Anhänger dem Stuhle des heiligen Petrus wenigstens nicht mehr in das Gesicht trotzen konnten.

6. Das schnelle Vorrücken des deutschen Königes schreckte eben so sehr den Papst als die Römer, denn sowohl diese wie der heilige Vater waren im Zweifel, in welchen Absichten und mit welchen Entwürfen Friederich heranrücke. In aller Eile flüchtete daher der Papst sich in die für unüberwindlich gehaltene Burg Castellana und sandte drei Cardinäle an den König, um dessen Absichten zu erforschen und wegen der Krönung die vorläufigen Verhandlungen anzuknüpfen. Aber auch Friederich sandte den Erzbischof Arnold von Cöln und den Bischof Anselm von Havelberg, den er so eben zum Erzbischof von Ravenna ernannt hatte, mit Aufträgen an den Papst. Der König wünschte nichts sehnlicher, als daß die Krönung jetzt keiner weitern Verzögerung unterläge. Um dem Papste sich gefällig zu machen, lieferte er jetzt den Arnold von Brescia, diesen bisher so furchtbaren Feind der Päpste, in die Hände der geistlichen Gewalt. Arnold war nach seiner Vertreibung aus Rom in die Gefangenschaft des Cardinals Gerard gerathen, aber von einem Grafen von Tuscien wieder befreit worden, der ihn auch mit sich auf sein Schloß nahm und mit Ehrenbezeugungen überhäufte. Diesem Grafen ließ Friederich den Arnold abnehmen und den drei

an ihn gesandten Cardinälen ausliefern. Arnold ward nun nach Rom gebracht und zu seiner einstweiligen Aufbewahrung dem Präfecten der Stadt übergeben, der aber, weil er mit Grund fürchtete, daß Arnolds ungemein zahlreiche Anhänger in Rom einen Versuch machen möchten, einen Aufstand zu erregen um ihr Oberhaupt wieder zu befreien, seinen Gefangenen gleich am folgenden Tage, sehr frühe des Morgens, ohne diesfalls von dem Papste oder den Cardinälen eine Weisung erhalten zu haben, nach der nördlichen Seite der Stadt auf eine Anhöhe, von welcher er beinahe ganz Rom überschauen konnte, bringen, dort aufhängen, den Leichnam verbrennen und die Asche in die Tiber werfen ließ. Als endlich durch die, gegenseitig sich geschickten Gesandten zwischen dem Papste und dem Könige alles in Richtigkeit gebracht war, auch Friederich den von ihm begehrten Eid *) geleistet hatte, begab sich der heilige Vater nach Nepi und von da in das königliche Lager, um sich persönlich mit Friederich zu unterreden. Aber kaum erblickten sich Beide, als leider schon wieder, besonders in der Brust der den Papst begleitenden Cardinäle, Argwohn und Mißtrauen sich regten. Der König hatte nämlich vergessen, dem Papste den Steigbügel zu halten. Dies hielten die Cardinäle für eine böse Vorbedeutung und erschracken so sehr darüber, daß sie den Papst sich selbst über-

*) Dieser Eid hat etwas Befremdendes. Der König mußte schwören: „Er wolle dem Papste und dessen Cardinälen nicht an Leib und Leben schaden, sondern denselben alle ihnen gebührende Rechte bewahren und bewahren lassen; auch wolle er sie nicht gefangen nehmen, nicht ihre Ehre kränken, nicht ihre Güter an sich reissen, oder zugeben, daß das Eine oder das Andere von irgend Jemand geschehe.“ Einer der vornehmsten Vasallen Friederichs schwur diesen Eid im Namen des Königes und auf dessen Seele.

liessen und mit verhängtem Zügel wieder in die feste Burg Castellana zurückeilten. Selbst der heilige Vater schien nicht ohne Besorgniß zu seyn. Dies verschwand jedoch eben so schnell wieder; denn sobald er sich auf dem ihm zubereiteten Sitz niedergelassen hatte, warf sich der König auf die Erde und küßte ihm die Füße. Als aber Friederich dem heiligen Vater den Friedenskuß geben wollte, wies ihn der Papst zurück. „Weil du mir," sprach Adrian, „die gewöhnliche und schuldige Ehrerbietung, welche deine Vorfahren, die rechtgläubigen Kaiser, unsern Vorfahren, den römischen Päpsten, aus Ehrerbietung gegen die heiligen Apostel Petrus und Paulus erzeigt haben, nicht erwiesen und den Steigbügel gehalten hast, so werde ich dich auch nicht zum Friedenskuß annehmen, bis du mir die schuldige Genugthuung wirst geleistet haben." Friederich antwortete: er finde sich dazu nicht verbunden, versprach aber doch, sich mit seinen Fürsten darüber zu berathen. Diese Berathungen nahmen zwei Tage hinweg, und doch konnte man immer noch nicht einig werden, ob der Papst das Recht habe zu begehren, daß ein Kaiser oder König ihm den Steigbügel halte, wenn er zu Pferde steige oder absitze. Erst als verschiedene der ältern Fürsten, welche Lothar den Zweiten nach Italien begleitet hatten, bezeugten, daß in ihrer Gegenwart dieser Kaiser dem Papst Innocenz II. den Steigbügel gehalten, und noch mehrere andere behaupteten, daß dieses Ceremoniel auf altem Herkommen beruhe, erklärte endlich Friederich, daß er ebenfalls bereit sey, den beiden heiligen Aposteln dieselbe Ehrerbietung zu erweisen. Mit dieser Erklärung war der Papst zufrieden, und da der König jetzt sein Lager etwas mehr vorwärts gegen Rom verlegte, so folgte ihm dahin auch der heilige Vater. Sobald man dem Könige meldete, daß der Papst sich nähere, ritt er

ihm entgegen. In der Entfernung eines Steinwurfes sprang er vom Pferde, eilte auf den Papst zu und hielt ihm im Angesicht des ganzen Heeres den Steigbügel, worauf auch Adrian ihn zum Friedenskusse zuließ.

7. Aber kaum war der Streit wegen dieses Ceremoniels ausgeglichen, als eine von dem römischen Senat und Volke an den König abgeordnete Gesandtschaft in dem königlichen Lager zwischen Rom und Sutri ankam. Dieselbe sollte dem Könige ganz deutlich zu verstehen geben, daß, wenn er gekrönt seyn wollte, er hiezu vor allem der Einwilligung der Römer bedürfte. Von seinen Fürsten und Räthen umgeben empfing Friederich die Abgeordneten, die nun vor der ganzen erlauchten Versammlung eine Rede hielten, die, bis zum Lachen schwülstig und hochtrabend, klar bewies, daß die Römer, noch immer beharrend in ihrer republikanischen Bethörung, wirklich ihre Narrheit für hohe Weisheit hielten. Nachdem die Gesandten mit unerträglichem Wortgepränge ein Langes und Breites über Roms Größe und Weltherrschaft, über die Weisheit und Würde seiner Senatoren und die Tapferkeit seiner Heere vorgebracht hatten, führten sie endlich die alte Roma selbst redend ein; und diese sprach nun auf folgende Weise. „Ich freue mich, daß du zu mir im Frieden gekommen bist. Du trachtest nach der Herrschaft über den ganzen Erdkreis; und siehe ich bin bereit, dir dieselbe zu ertheilen. Du verlangst die römische Kaiserkrone und gerne gebe ich dir auch diese, trage sogar selbst sie dir freudig entgegen, und wie sehr mußt du nicht dieses neuen Glanzes dich erfreuen, der auf deine ganze Person zurückstrahlen wird. Aber nun vernimm auch gelassen und aufmerksam das, was ich dir über deine und

meine Rechte sagen werde. Du warst ein Gast, aber ich machte dich zum Bürger. Du warst ein Fremdling aus den transalpinischen Ländern, und ich erhob dich zum Fürsten, und bin bereit, das, was Mein ist, dir zu geben. Aber dafür mußt du auch alle meine Rechte, alten Gewohnheiten und neuen Einrichtungen anerkennen; du mußt mir Sicherheit stellen, daß keines Barbaren Uebermuth irgend eines meiner Rechte verletze. Du mußt ferner meinen Beamten für deren frohen Zuruf auf dem Capitol fünf tausend Pfund Silber bezahlen, und endlich alles dieses eidlich beschwören, und eine feierliche Urkunde mir darüber ausstellen lassen." So ermüdend und langweilig auch diese leere, nichts sagende Rednerei für Friederich war, so verlor er dabei doch nicht alle Geduld, und hatte über sich selbst Kraft genug, seinen Unwillen in sich zurückzuhalten. Als aber die Redner, oder vielmehr Schwätzer geendiget hatten, sagte er ihnen ohne alles Wortgepränge: „Ich habe vieles von der Weisheit der alten Römer gehört, aber in euern Reden finde ich nichts als Thorheit und alberne Prahlerei. Rom ist jetzt nicht mehr groß, sondern ist blos ehemals groß gewesen. Seine Herrlichkeit, seine Größe, die Weisheit seiner Senatoren, die kriegerischen Talente seiner Feldherren, die Tapferkeit seiner Heere sind zu den Deutschen übergegangen. Bei diesen findet ihr wieder den ganzen Glanz des römischen Reiches; aber nicht mehr in Rom. Uebrigens bin ich nicht gekommen, um mir Gesetze vorschreiben zu lassen, sondern um Gesetze zu geben. Ihr verlanget von mir Geld; aber dieses fordert man nur von Gefangenen; aber ich bin nicht euer Gefangener, sondern euer Herr und Gebieter. Wer sich je um mich verdient macht, wird auch stets die Wirkung meiner königlichen Freigebigkeit und Groß-

muth erfahren. Wer mir aber Etwas abtrotzen will, der bekommt nichts." Mit dieser Antwort kehrten die Abgeordneten stumm und betroffen wieder nach Rom zurück*).

8. Aber der Papst, der die Römer nur zu gut kannte, zweifelte nun auch keinen Augenblick mehr, daß nach diesem Vorgange die Römer sich auch dem Einzuge des Königes in ihre Stadt mit aller Gewalt widersetzen würden. Er theilte seine Ansicht dem Könige mit, gab ihm aber zugleich den Rath, in der nächsten Nacht eine Abtheilung des Heeres vorauszuschicken und die leonische Stadt auf der rechten Seite der Tiber, wie auch die über diesen Fluß führende Brücke zu besetzen. Dadurch würde wenigstens die Peterskirche, in welcher die Krönung geschehen sollte, vollkommen gesichert seyn. Der König fand diesen Rath sehr gut und gab ungefähr tausend ausgesuchten tapfern Kriegern den Befehl, in der Nacht aufzubrechen und in die leonische Stadt einzurücken. Da aber dieser Theil der Stadt schon eine ziemlich starke päpstliche Besatzung hatte, so ordnete der Papst dem zu diesem Unternehmen bestimmten deutschen Heerhaufen einen seiner Cardinäle bei, welcher dem Befehlshaber der päpstlichen Mannschaft den Befehl brachte, die Deutschen durch

*) Die Antwort, welche der König den römischen Abgeordneten gab, ist bei den Geschichtschreibern nichts weniger als gleichlautend. Der Varianten gibt es eine ganze Menge. Aber von jener Rede, welche Otto von Freisingen dem Könige in den Mund legt, glauben wir völlig Umgang nehmen zu müssen; denn Friederich war nichts weniger als ein Pedant, und hatte zu viel Gefühl von seiner Herrscherwürde, um nicht zu wissen, wie es einem großen und mächtigen Monarchen zu reden geziemt.

ein kleines Nebenpförtchen einzulassen. Da dieses alles pünktlich vollzogen ward, wie der Papst und der König es angeordnet hatten, so zog auch am folgenden Tage, dem achtzehnten des Monats Junius, sehr frühe des Morgens, als kaum die Sonne aufgegangen war, das deutsche Heer, der Papst mit den Cardinälen und der übrigen Geistlichkeit und dem Könige voran, in die leonische Stadt nach der Kirche des heiligen Petrus. Auf den Stufen derselben empfing der Papst den König und führte ihn durch die Kirche in das innere Heiligthum derselben. Der Papst hielt jetzt sogleich das Hochamt, und nach vollendetem heiligen Opfer ward Friederich, von Cardinälen und Fürsten umgeben, unter dem wiederholten, lautschallenden frohen Zuruf aller Anwesenden, Geistlichen wie Laien, Fürsten wie gemeinen Lehnsträgern, auf das feierlichste zum Kaiser gekrönt. Nach der Krönung begab sich der Papst in seinen Palast auf den Vatican, ganz in der Nähe der Kirche. Aber Friederich stieg, geschmückt mit dem ganzen kaiserlichen Ornat, zu Pferde, und zog mit allen übrigen Fürsten, Herren und Rittern aus demselben Thore (das goldene Thor genannt) wieder heraus, durch welches er seinen Einzug gehalten hatte. Das Heer, das indessen sein Lager bis ganz nahe an die Mauern von Rom gerückt hatte, dachte nun an nichts, als nur den heutigen glorreichen Krönungstag auf alle Art zu feiern und, weil ohnehin schon durch die bisherigen Anstrengungen nicht wenig erschöpft und der Erholung bedürftig, durch Speise und Trank sich zu laben, und unter Becherklang und frohem Gesang sich des Lebens recht zu erfreuen, als auf einmal der furchtbare Ruf: zu den Waffen! in allen Straßen des Lagers erschallte. Die Römer nämlich, als sie erfuhren, daß Friederich nach Rom gekom-

men und die Kaiserkrönung unter lautem Jubel wäre vollzogen worden, ohne daß man nicht nur ihre Zustimmung dazu nicht verlangt, sondern ihnen nicht einmal die mindeste Anzeige davon gemacht hätte, geriethen über diesen sichtbaren Beweis von Verachtung in die schrecklichste Wuth. Die ganze volkreiche Stadt kam in furchtbare Bewegung. Der sogenannte Senat versammelte sich auf dem Capitol, und alles Volk stürmte, wie rasend vor Zorn, in drei Heerhaufen getheilt, über die Tiberbrücke hinüber nach dem kaiserlichen Lager, und kaum hatten die Deutschen sich wieder bewaffnet und gehörig gereihet, als schon der erste Angriff der wüthenden Römer erfolgte. Diesen hatte Heinrich der Löwe, der am nächsten an einem der Stadtthore lagerte, mit seinen Sachsen zu bestehen; aber durch Kühnheit, Entschlossenheit und Tapferkeit ward Heinrich an diesem Tage für Alle Muster und Beispiel. Allen voran; schlug er die oft wiederholten Angriffe jedesmal mit großem Verluste der Angreifenden zurück. Indessen waren auch die beiden andern römischen Heerhaufen angekommen. Der Kampf ward jetzt allgemein, blutig und hartnäckig, und dauerte den ganzen Tag, bis endlich Friederich, der die ganze Zeit über stets in den vordersten Reihen gekämpft hatte, als die Sonne sich zu neigen anfing, einen vollkommenen Sieg erkämpfte. Mehr als tausend Römer waren auf dem Platze geblieben; eine eben so große Anzahl hatte, von den Deutschen in die Tiber gesprengt, in diesem Strome ihren Tod gefunden; die Menge der Verwundeten soll zahllos gewesen seyn, und überdieß machten die Deutschen noch einige hundert Römer zu Gefangenen, welches man kaum hätte erwarten sollen, indem Otto von Freisingen bemerkt: die Deutschen hätten mit wildem Hohne ihre Feinde niedergeschlagen und ihre Schwerter so

kühn und grausam geschwungen, als wenn sie zu den Römern hätten sagen wollen: „Jetzt Rom, empfange statt arabischen Goldes deutsches Eisen. Dies ist das Geld, das dir unser Kaiser für seine Krone darbringt; dies ist die Art, wie die Franken das Kaiserthum erkaufen *)."

9. Am folgenden Tag brach Friederich, wahrscheinlich aus Mangel an Lebensmitteln, sein Lager bei Rom ab und zog in die fruchtbaren Gegenden von Tivoli. Das vollkommenste Einverständniß herrschte jetzt zwischen dem Papste und dem Kaiser; und am Feste der beiden Apostel Petrus und Paulus sah man Beide neben einander, den Papst mit der päpstlichen und den Kaiser mit der kaiserlichen Krone auf dem Haupte. Aber beinahe wäre dieses eben so schöne als erfreuliche Verhältniß zwischen den beiden höchsten Gewalten schon wieder gestört worden. Abgeordnete aus Tivoli kamen

*) Leere rednerische Floskeln und Figuren, um so weniger dem ernsten Geschichtschreiber geziemend, da dieser zugleich auch berichtet: der Verlust der Deutschen habe nur in Einem Todten und in einigen Verwundeten bestanden. Da jedoch der ehrwürdige Bischof selbst noch hinzufügt, daß ihm dies beinahe unglaublich scheine, so dürfen wir um so mehr gestehen, daß uns dies nicht blos beinahe unglaublich, sondern als offenbar unwahr und im höchsten Grade absurd erscheine. Wenn man einen weit zahlreichern Feind zu bekämpfen hat, und dieser von eilf Uhr des Vormittags bis gegen Abend Widerstand leistet, und zwar einen solchen Widerstand, daß selbst der Kaiser und die ersten Fürsten, um den Muth ihrer Soldaten zu befeuern, sich an deren Spitze stellen und sieben Stunden mit Löwenmuth kämpfen müssen, so kann man mit voller Ueberzeugung annehmen, daß ein solcher Sieg weit theurer, als blos mit dem Verluste eines einzigen Todten und ein paar Verwundeten erkauft worden sey.

nämlich und übergaben ihre Stadt dem Kaiser. Friederich empfing die Abgeordneten sehr gnädig, nahm auch von ihnen die Schlüssel der Stadt an, und stand schon im Begriffe, sich von den Einwohnern der Stadt den Eid der Treue schwören zu lassen, als der Papst gegen diese ungerechte Besitznahme sich sogleich mit allem Ernste erhob, indem ja Tivoli offenbar zu dem Kirchenstaate gehörte. Nach einigen, uns unbekannten Unterhandlungen ließ sich wirklich Friederich eines Bessern belehren, stand daher von seinem Vorhaben ab, und überließ diese Stadt wieder dem Papste, obgleich unter dem gewöhnlichen, wenig mehr bedeutenden Vorbehalt der königlichen Rechte, die jedoch näher zu bestimmen für jeden eine nicht leicht zu lösende Aufgabe gewesen seyn würde. Indessen drangen jetzt die Fürsten mit Bitten in den Kaiser, nicht länger mehr in Italien zu verweilen, sondern wieder nach Deutschland zurückzukehren. Der Hauptzweck, der sie über die Alpen geführt, sey ja erreicht; die römische Kaiserkrone schmücke das Haupt ihres Königes, und auch die Italiener hätten auf das neue die Macht und Tapferkeit der Deutschen kennen gelernt. Zudem sey das Heer durch die vielen Gefechte und Stürme sehr zusammengeschmolzen, und mancherlei Krankheiten, herbeigeführt durch das den Deutschen stets so gefährliche italienische Clima, durch die Ungewohnheit der Lebensweise und die jetzige, beinahe unerträgliche Sommerhitze, hätten ebenfalls schon manchen braven Krieger hinweggerafft, und endlich sey auch ihre Dienstzeit schon längst verflossen. Das Verlangen nach der Rückkehr in das Vaterland theilte Friederich, allem Ansehen nach, mit seinen Fürsten. Er trat also jetzt wirklich, jedoch, wie wir sehen werden, nur ziemlich langsam, den Rückzug nach den Alpen an. Den heiligen Vater überließ

er dessen eigener Macht und Klugheit, gab ihm aber alle gefangenen Römer, die er noch hatte, in seine Gewalt, damit er ein Unterpfand mehr von Rom in seiner Hand haben möchte *).

10. Sehr klug wählte jetzt Friederich zu seinem Rückzuge nicht mehr dieselben Straßen, auf welchen er nach Rom vorgedrungen war. Er suchte sich jetzt der Meeresküste zu nähern und gab seinem Marsch die Richtung auf Ancona. So wie er sich auf seinem Zuge einer Stadt oder einer Burg näherte, legte er derselben, als Beitrag zu den Bedürfnissen des Heeres, eine Contribution theils in Geld, theils in Lieferung nöthiger Lebensmitteln auf. Alle Städte brachten das, was man von ihnen verlangt hatte, sogleich herbei, und zwar um so eiliger, als sie selbst wünschen mußten, dergleichen Gäste sobald als möglich wieder los zu werden. Nur Spoleto glaubte sich stark genug, dem Kaiser trotzen zu dürfen. Man hatte von den Einwohnern achthundert Pfund Silber gefordert. Diese Forderung schlugen sie anfänglich gänzlich ab, besannen sich jedoch bald eines Bessern und schickten wenigstens einen Theil der geforderten Summe, jedoch auch diese nur in lauter durchaus falschen Münzen. Zu diesen an sich schon für einen Monarchen, wie Friederich, sehr empfindlichen Beleidigungen kam nun noch eine dritte. Die Spoletaner nämlich hatten den Grafen Guido, mit dem Beinamen Guerra, der als Friederichs Gesandter aus Apulien zurückkam und friedlich und

*) Von diesen Gefangenen hatte Friederich, gleich nach der Schlacht, mehrere dem kurz vorher von den Römern schwer beleidigten Präfecten Peter ausliefern lassen, der einige davon sogleich zum Tode führen und die übrigen nur gegen ein sehr schweres Lösegeld wieder frei ließ.

freundlich durch Spoleto zog, plötzlich angehalten, ihn gefänglich niedergeworfen und, im Vertrauen auf ihre hohen Mauern und Thürme, bisher alle Befehle, den Grafen wieder frei zu lassen, verachtet. Diesen dreifachen Frevel glaubte Friederich nicht ungestraft lassen zu müssen. Er zog also mit seinem Heere gegen Spoleto. Wären die Einwohner innerhalb ihrer wohl befestigten Stadt geblieben und hätten sich blos auf die Vertheidigung derselben beschränkt, so würde der Kaiser, der nicht mehr Zeit hatte, sich in eine lange dauernde Belagerung einzulassen, wahrscheinlich unverrichteter Dinge wieder haben abziehen müssen. Aber in ihrem tollen Uebermuth schickten sie eine Anzahl leichter Truppen den Deutschen entgegen, um diesen den Durchmarsch durch einen Engpaß zu verwehren und auf diese Art sie von ihrer Stadt ferne zu halten. Aber die Deutschen, durch diese Kühnheit noch mehr aufgebracht, griffen die Spoletaner mit solcher Heftigkeit an, daß sie dieselben nach kurzem Gefechte in die Flucht schlugen und hierauf so hitzig verfolgten, daß sie zugleich mit den Fliehenden durch die Thore in die Stadt eindrangen. Schrecklich mußte jetzt Spoleto für seinen Uebermuth und Unverstand büßen. Plünderung und Brand wurden sein Loos. Ein großer Theil der Einwohner glaubte zwar in dem ebenfalls sehr wohl befestigten und auf einem hohen Berge liegenden Schloß Schutz und Sicherheit zu finden. Aber auch dieser letzte Zufluchtsort ward von den durch Friederichs Beispiel und Drohungen angefeuerten Deutschen in kurzer Zeit erstürmt. Was jetzt nicht Raub der Flammen ward, wurde nun Beute der Sieger; und nur gegen sehr ansehnliches, größtentheils von Freunden vorgeschossenes Lösegeld wurden die Gefangenen entlassen und die Stadt wieder zu Gnaden aufgenommen. Friederich hielt

sich nicht lange bei Spoleto auf. Er zog mit seinem Heere nach Ancona. Diese Stadt war damals in den Händen der Griechen. Friederich lagerte also an den Grenzen des Stadtgebietes. Die Griechen lieferten Lebensmitteln in Ueberfluß. Aber nun erschien auch in dem deutschen Lager der griechische Feldherr Paläologus und suchte den Kaiser zu einem feindlichen Einfall in Apulien zu bewegen. Friederich lehnte jedoch alle ihm gemachten Anträge von sich ab; damit aber dadurch das freundschaftliche Verhältniß zwischen ihm und dem griechischen Hofe nicht gestört würde, ordnete er einen Gesandten nach Constantinopel, der dem Kaiser Manuel seiner ferneren freundschaftlichen Gesinnungen versichern, und mit den Ursachen bekannt machen sollte, warum Friederich jetzt noch keinen thätigen Antheil an dem Kriege gegen den König von Neapel und Sicilien nehmen könnte. Uebrigens wäre dieses auch ein Unternehmen gewesen, gegen welches ganz gewiß alle seine Fürsten und vornehmen Vasallen, in Rücksicht auf das so sehr schon zusammengeschmolzene Heer, ihm die dringendsten Gegenvorstellungen würden gemacht haben, und von welchem am Ende Friederich selbst wenig Vortheile gehabt, im Gegentheil nur in eine Menge höchst schwieriger Verwickelungen sich gebracht haben würde *). Bei Ancona lößte der

*) Die Griechen hatten damals, wie der Leser sich aus der Regierungsgeschichte Kaiser Manuels noch erinnern wird, schon bedeutende Eroberungen über die Normänner in Italien gemacht. Bei dieser Lage der Sachen würde Friederich unstreitig Apulien mit leichter Mühe erobert haben. Aber eine ganz andere Frage wäre es alsdann gewesen, ob Friederich diesen Theil Unteritaliens auch gegen einen König von Neapel und Sicilien, dem eine zahlreiche Flotte, an der es den Deutschen gebrach, zu Gebote stand, hätte behaupten können. Selbst mit den Griechen, denen es nach ganz

Kaiser einen Theil seines Heeres auf und stellte es jedem frei, auf welchem Wege er zurückziehen wollte. Viele schifften sich daher ein und segelten nach Venedig. Viele andere zogen durch einen Theil der westlichen Lombardei und durch Burgund nach dem Vaterlande zurück. Der größte Theil des Heeres blieb jedoch unter den Fahnen, besonders die höhern Vasallen, mit diesen ging Friederich, den kürzesten Weg wählend, über Sinigaglia, Fano, Imola, Bologna, und stand in den ersten Tagen des Septembers mit seinem Heere in den Ebenen von Verona.

11. Verona verschloß dem Kaiser seine Thore. Die Veroneser behaupteten, daß zu Folge verschiedener, schon in uralten Zeiten von den Kaisern erhaltenen Privilegien, ein deutsches Heer, sowohl bei seiner Ankunft wie bei seinem Abzug, nicht durch die Stadt über die Etsch gehen dürfe, sondern dieser Uebergang mittels einer, oberhalb der Stadt geschlagenen Schiffbrücke geschehen müsse. Friederich ließ sich dieses gefallen. Aber die Veroneser, die, wie einige Schriftsteller versichern, große Geldsummen von Mailand erhalten hatten, waren der Deutschen geheime, und weil dabei auch noch sehr feige, nur desto gefährlichere Feinde, und hatten jetzt nichts im Sinne, als

Unteritalien gelüstete und die schon im Besitze der Meeresküste waren, würde er bald unter mancherlei, für ihn höchst ungünstigen Verhältnissen in sehr schwere Händel verwickelt worden seyn. Zudem hätte Friederich jetzt in jedem Falle selbst, so viel es von ihm abhing, dazu beigetragen, den Griechen in Unteritalien ansehnliche Besitzungen, mithin wieder festen Fuß in diesem Lande zu verschaffen, welches doch offenbar eben so sehr gegen sein eigenes Interesse, als auch gegen den Wunsch des römischen Stuhles gewesen seyn würde.

den Kaiser mit seinem ganzen Heere zu Grunde zu richten. Die Brücke hatten sie so schwach erbauet, daß sie, wie Otto von Freisingen sagt, für die Deutschen eine wahre Mausfalle seyn sollte. Zudem hatten sie, den Strom weiter hinauf, eine Menge starker Balken zusammengebunden, in der ruchlosen Absicht, sie durch die Gewalt der Strömung gegen die Brücke zu treiben und diese in dem Augenblicke zu zertrümmern, in welchem die Deutschen über dieselbe gehen würden. Aber die Hand der Vorsehung schützte Friederich und sein Heer. Dieses zog in Eilschritten über die Brücke, hatte aber kaum das jenseitige Ufer erreicht, als die Brücke, von den Balken zertrümmert, krachend zusammenstürzte. Dieser Gefahr war jetzt Friederich entgangen, um bald in einer, wo nicht noch größern, doch eben so großen Gefahr sich zu erblicken. Der Weg durch das Etschthal, welchen das Heer hinaufziehen mußte, war ungemein schmal, hie und da sogar bis auf die Breite eines Fußes eingeengt. Zur Linken rauschte in steilen Ufern die Etsch, durch die in dieser Gegend keine Fuhrt führte. Zur Rechten erhoben sich schroffe Felsen, wovon einige so weit hervorsprangen, daß sie sogar über den Weg herüber hingen. Auf einem dieser, an sich schon unzugänglichen Felsen hatte ein Ritter aus Verona, Namens Alberich, eine Burg errichtet, in welcher er jetzt mit einer Anzahl verwegener Menschen hauste, alle Vorüberziehende plünderte und beraubte, oder mit seinem Geschoß, das die größten Steinblöcke schleuderte, sogleich jeden zerschmetterte, der den freien Durchzug nicht mit schwerem Gelde erkaufen wollte. Noch an demselben Tage, an welchem das Heer über die Brücke gegangen war, zogen einige einzelne Soldaten ungehindert an dem Felsen vorüber. Als aber am folgenden Tage wieder andere denselben ziehen wollten, wurden sie von dem Geschoß auf der Räu-

berburg so übel empfangen, daß sie augenblicklich wieder zurückkehren mußten. Alberich wollte dadurch dem Kaiser zu verstehen geben, daß er und sein ganzes Heer jetzt in seiner Gewalt wäre. Zwei sehr vornehmen Veronesen, die sich in dem Gefolge des Kaisers befanden, gab Friederich nun den Auftrag, sich zu Alberich zu begeben und bei demselben freien Durchmarsch zu erwirken. Aber der Räuberhauptmann wollte seine Landsleute gar nicht anhören und trieb sie mit Steinwürfen zurück. Nun ließ Friederich durch andere seiner Leute den Räubern auf der Burg den Befehl zurufen, sie sollten sich sogleich entfernen, indem es der Kaiser selbst wäre, der vorüberzuziehen gedenke. Aber die Räuber antworteten, daß sie auch den Kaiser nicht vorüber ziehen lassen würden, bevor er nicht eine große Geldsumme bezahlt und von jedem seiner Ritter entweder den Panzer oder das Pferd ihnen ausgeliefert hätte.

12. Friederich befand sich jetzt in der peinlichsten Verlegenheit. Von Räubern sich loszukaufen, ihnen ein Lösegeld zu bezahlen, schien ihm eine höchst schmähliche Herabwürdigung seiner kaiserlichen Würde, und doch sah er keinen andern Ausweg zu seiner Rettung vor sich. Durch den Fluß über die steilen Felsen war nicht zu entkommen. Eben so wenig war auch ein Rückzug nach Verona möglich, denn die Veroneser hatten indessen einen, dem deutschen Heere jetzt im Rücken liegenden Engpaß so stark mit Geschoß und Mannschaft besetzt, daß eine Erstürmung desselben nicht wohl zu hoffen war. Das einzige Rettungsmittel war Eroberung der Räuberburg. Diese schien zwar unmöglich, aber der Gedanke an die schreckliche Noth, in welcher der Kaiser sich jetzt befand, weckte die Gemüther seiner Krieger zu jeder, selbst der kühnsten und verwegensten That. Aus der Beschreibung, welche

hinreichendes Vermögen zu gewinnen wäre, und brachten mich auf diese Burg. Aber nie habe ich mir vorgestellt, auch gar nicht denken können, daß sie die Absicht hätten, sogar ihrem eigenen Kaiser und Herrn, dem Beherrscher Roms und der Welt einen Hinterhalt zu legen, um Ihn und sein Gefolge zu berauben. An diesem Frevel bin ich schuldlos." Diese Rede des unglücklichen Mannes bewog den Kaiser zum Mitleiden. Friederich schenkte ihm das Leben; weil er aber doch an der Wegelagerung, obgleich gezwungen, Theil genommen hatte, so verurtheilte er ihn dazu, jetzt selbst und mit eigenen Händen seinen bisherigen Hauptmann und dessen eilf Genossen mit dem Strange hinzurichten. Die Gefangenen boten große Geldsummen für ihr Leben, aber Friederich verschmähete ihr durch Raub gewonnenes Geld, und Alberich und dessen Ritter hatten jetzt nur noch den einzigen Trost, daß sie nicht von einem gemeinen Henkersknechte, sondern von einem ihnen ebenbürtigen Ritter aufgeknüpft wurden *). Friederich, froh, am Ende eines siegreichen Feldzuges noch einer so großen, und zwar von einem

*) Wegelagerung und Beraubung vorüberziehender vornehmer Personen oder reicher Kaufleute befleckte damals noch nicht den Adel. Um zu Etwas zu kommen, stand dem armen Ritter kein anderer Weg offen; denn ein Handwerk, oder überhaupt ein bürgerliches Geschäft zu treiben, erlaubte ihm nicht sein Ritterstand; aber mit den Waffen in der Hand und durch kühne, verwegene Thaten sich ein Vermögen zu erwerben, brachte ihm gewissermaßen sogar noch Ehre. Freilich konnte er dabei auch bisweilen den Galgen gewinnen. Aber entging er demselben und hatte einige Zeit sein Geschäft, wie man zu sagen pflegt, mit vielem Segen getrieben und wollte hierauf sich zurückziehen, so konnte er alsdann, völlig unangefochten und in vollen Ehren, die Früchte seiner ehemaligen ritterlichen Industrie ruhig verzehren.

so verächtlichen Haufen elender Räuber ihm drohenden Gefahr glücklich entgangen zu seyn, setzte nun ohne ferneres Hinderniß seinen Weg fort, erreichte in der nächsten Nacht Trident, zog dann das Etschthal aufwärts über Botzen nach Brixen, und betrat den vaterländischen Boden gerade in demselben Monate wieder, in welchem er ihn im vorigen Jahre verlassen hatte. Zum Lohn seiner Großthat hatte Otto von Wittelsbach die Burg Garda nebst der dazu gehörigen Grafschaft erhalten *).

*) Wirklich machte auch Pfalzgraf Otto von Wittelsbach seinen Namen dadurch unsterblich; und nicht nur die Muse der Geschichte, sondern auch jene der zeichnenden und bildenden Künste feiern das Andenken daran noch bis auf den heutigen Tag. Aber das Großartige dieser That besteht eigentlich nicht darin, daß Otto, obgleich mit einer selbst das Verwegendste noch übersteigenden Kühnheit, eine Räuberburg eroberte, sondern daß er es gewesen, der jetzt für den Kaiser wie für ganz Deutschland ein rettender Engel ward. Friederich, an der Grenze gerade desselben Landes angekommen, welches bis jetzt der Schauplatz seiner Siege gewesen, sah sich jetzt plötzlich in die schreckliche Lage versetzt, wählen zu müssen, entweder sich mit einer, seinen Ruhm auf immer verdunkelnden und zugleich die Kaiserwürde auf das tiefste herabwürdigende Schmach zu bedecken, oder mit seinem ganzen Heere zu Grunde zu gehen und ganz Deutschland in die tiefste Trauer zu versetzen, ohne ihm selbst den Trost zu lassen, an dem elenden, verächtlichen Feinde, der ihm diese tödtliche Wunde geschlagen, auch nur die mindeste Rache nehmen zu können. Dieser schrecklichen Alternative, in welche vielleicht noch nie ein mächtiger und großer Monarch gerathen war, machte Pfalzgraf Otto ein Ende, und rettete nicht nur den Kaiser und dessen Würde, sondern auch den Glanz und die Würde der römischen wie der deutschen Krone und des gesammten deutschen Reiches. Mit Recht gebührt daher auch dem tapfern und hochherzigen Wittelsbacher eine der ersten Stellen unter Deutschlands Helden in dem an großen Naturen so reichen und fruchtbaren Mittelalter.

III.

Friederichs Wirken in Deutschland. — Ausgleichung des Streites wegen Bayern. — Polnische, böhmische und dänische Angelegenheiten. — Friederich in Burgund. — Anfang der Spaltungen zwischen dem Kaiser und dem römischen Hofe.

1. Selbsthülfe und Selbstrache hatten bei allen Völkern germanischen Stammes einen ganz unwiderstehlichen Reiz. Ursache davon waren falsche, rohe Begriffe von der Ehre eines Mannes und dessen Würde. Wer mit dem Schwert in der Faust sich selbst Recht zu verschaffen, oder seinen Beleidiger zu bestrafen wußte, galt für einen tapfern, wackern und ehrenvollen Mann; aber zu den Gesetzen seine Zuflucht nehmen und von einer richterlichen Entscheidung Hülfe erwarten, ward als ein Beweis von Feigheit oder Kraftlosigkeit betrachtet. Folgen dieser rohen Vorurtheile waren endlose Fehden und Raufereien, welche Jahrhunderte hindurch Deutschlands innere Ruhe störten, es oft nicht wenig zerrütteten, und dabei jeden hervorsprossenden Keim des Bessern gewöhnlich sogleich wieder erstickten. Diesem verderblichen Unwesen suchten die Kaiser aus dem sächsischen und fränkischen Hause, und zwar nicht ohne Erfolg, entgegen zu wirken, und unter der sechzehnjährigen, kräftigen Regierung Kaiser Heinrichs des Dritten ward von dergleichen, stets blos durch kleinliche und niedrige Leidenschaften erzeugten Privatraufereien die Ruhe im Innern Deutschlands beinahe nie, oder wenigstens nur äußerst selten gestört. Aber unter Heinrich IV., besonders bei dem damaligen, durch kirchliche und weltliche Factionen so sehr verwirrten und zerrütteten Zustande des Reiches erwachte der unselige Fehdegeist des deutschen Adels wieder auf das neue, trat immer kühner und zerstörender hervor, und fand endlich unter der Re-

gierung der beiden Vorfahrer Friederichs, theils durch die langen Kriege Lothars gegen die Hohenstaufen, theils durch jene der Hohenstaufen gegen die Welfen, immer neue Nahrung und Pflege. Aber unter der kräftigen Regierung des gewaltigen, jetzt auch mit der römischen Kaiserkrone geschmückten Friederichs sollte jetzt aber Alles eine andere Gestalt gewinnen. Bevor Friederich seinen Römerzug antrat, hatte er einen allgemeinen, von allen Vasallen beschwornen Landfrieden zu Stande gebracht. Friederich war jedoch mit seinem Heere kaum jenseits der Alpen, als auch, mit der größten Nichtachtung des königlichen Ansehens, dieser Friede schon wieder überall in ganz Deutschland verletzt und gebrochen ward. Friederich, der als Oberhaupt des deutschen Reiches sich vorzüglich berufen fühlte, über Ruhe, Ordnung und Befolgung der Reichsgesetze in Deutschland zu wachen, betrachtete demnach auch nicht nur jede gewaltthätige, die Ruhe störende Selbsthülfe, sondern auch jedes gesetzwidrige eigenmächtige Verfahren als eben so viele Eingriffe in seine königlichen Rechte, die er doch mit größerer Festigkeit als irgend einer seiner Vorfahren zu behaupten suchte und auch zu behaupten wußte. Zuerst ward daher der neu erwählte Bischof Hartwig von Regensburg, der schon vor Empfang der königlichen Belehnung Hoheitsrechte ausgeübt und Afterlehen, im Widerspruch mit den bestehenden Gesetzen, ausgetheilt hatte, obschon er sich mit Unwissenheit entschuldigte, dennoch sammt jenen, welche diese Lehen von ihm empfangen hatten, zu sehr schweren Geldbußen verurtheilt *). Aber ein noch weit schärferes

*) Der Bischof mußte hundert Pfund Silber zahlen und Alle, welche von dem selbst noch nicht belehnten Bischofe Lehen empfangen hatten, mußten gleichfalls eine, mit dem höhern oder geringern Ertrage des erhaltenen

Urtheil traf den, durch die unedelsten Künste, wie wir wissen, zum erzbischöflichen Stuhle von Mainz gelangten Erzbischof Arnold und den Pfalzgrafen Hermann von Stahleck. Beide waren über die Stadt Worms in Streit gerathen. Von beiden Seiten griff man zu den Waffen und mehrere der schönsten Rheingegenden wurden auf das schrecklichste verwüstet. Diese Feindseligkeiten hatten die ganze Zeit über gedauert, als Friederich in Italien war, und wurden erst bei dessen Ankunft in Deutschland wieder eingestellt. Der Kaiser ließ beide vorladen, auf dem im Anfange des Jahres 1156 zu Worms gehaltenen Reichstage zu erscheinen. Jetzt wollten sie zwar, der Erzbischof wie der Pfalzgraf, wechselseitig ihre Ansprüche darthun und sie der Entscheidung des Kaisers anheimstellen. Aber Friederich, ohne auf den Grund oder Ungrund ihrer Klagen und Gegenklagen einzugehen, und blos den Frevel des gebrochenen Landfriedens im Auge haltend, verurtheilte, mit Zustimmung der anwesenden Fürsten, Beide sammt den mit ihnen verbündeten Grafen und Herren, zu der seit undenklichen Zeiten nicht mehr in Anwendung gebrachten*) Strafe des

---

Lebens im Verhältnisse stehende Buße zahlen, wovon jedoch die geringste nicht unter zehen Pfund Silber war.

*) Das dahin sich beziehende Gesetz enthielt mehrere Bestimmungen. Otto von Freisingen sagt: Vetus consuetudo pro lege apud Francos et Suevos inolevit, ut si quis nobilis, ministerialis, vel colonus, coram judice suo pro hujusmodi excelsibus reus inventus fuerit, antequam mortis sententia puniatur, ad confusionis suae ignominiam, nobilis canem, ministerialis sellam, rustius aratri rotam de comitatu in proximum comitatum gestare cogatur. Wahrscheinlich war also, welcher Meinung auch der Herr Professor Luden ist, blos die erste Bestimmung dieses Gesetzes, bei dem frühzeitig schon so sehr gestiegenen Ansehen

Hundetragens. Zwar blieb der Erzbischof, theils seiner hohen geistlichen Würde, theils auch seines schon sehr weit vorgerückten Alters wegen, von dieser Strafe verschont; aber der Pfalzgraf und zehen andere Grafen mußten, jeder eine Meile weit, einen schäbigen Hund tragen; und da der Kaiser diese, an dem Pfalzgrafen und dessen Mitschuldigen vollzogene Strafe im ganzen Reiche bekannt machen ließ, so fühlte Pfalzgraf Hermann sich dadurch so sehr beschämt und gekränkt, daß er in das Kloster Eberach ging und bald darauf aus Gram allda starb. Hatte des Kaisers strafende Gerechtigkeit zuerst die Mächtigern getroffen, so sollten um so weniger die Mindermächtigen verschont bleiben. Er durchzog also das Land weit und breit, besonders den Rhein hinauf und herab, brach viele Burgen, schleifte ihre Festungswerke und zerstörte alle Raubnester. Um künftigen Freventhaten zuvorzukommen, bestrafte er desto strenger die vergangenen, und wenn ihm die, welche in diesen Raubnestern bisher gehaust hatten, in die Hände fielen, ließ er mehrere davon zum Tode führen, einige sogar einer sehr harten Todesart sterben *). Dadurch erregte er unter den Bösen überall Furcht und Schrecken; und wenn auch seine Strenge bisweilen an Grausamkeit zu grenzen scheint, so ward dieselbe doch durch die Unbändigkeit der Zeit, die nur auf diese Art gezü-

---

des hohen Adels, seit langer Zeit nicht mehr in Anwendung gebracht worden, während dasselbe doch in seinen übrigen Bestimmungen noch immer seine volle Geltung hatte.

*) Zufolge eines, nicht ganz verständlichen Ausdruckes des Bischofes von Freisingen: «quosdam deprehensos capitali sententia plectendo, alios *patibuli tormento torquendo*» sollte man glauben, Friederich habe sogar Einige an das Kreuz schlagen lassen.

gelt werden konnte, wieder vollkommen gerechtfertiget. Freilich konnte Friederich durch seine unerbittliche Gerechtigkeitspflege nicht wohl die Liebe aller Gemüther gewinnen, aber was er dabei gewann, war, daß er überall im ganzen Reiche eben so sehr gefürchtet, als geehrt und bewundert ward.

2. Aber weit schwerer lag eine andere Angelegenheit, nämlich der Streit wegen Bayern, der auch noch immer ganz Deutschland in Spannung erhielt, dem Kaiser auf dem Herzen. Schon vor seinem Römerzuge hatte er dem Herzoge von Sachsen, Heinrich dem Löwen, die Zurückgabe seines väterlichen Erbes, nämlich das Herzogthum Bayern, versprochen. Während des Feldzuges in Italien hatte Heinrich der Löwe durch That und treue Anhänglichkeit sich um den Kaiser verdient gemacht, auch bei jeder Gelegenheit, besonders bei der Belagerung von Tortona und in dem blutigen Kampfe unter den Mauern Roms, in welchem er sogar verwundet ward, durch persönliche Tapferkeit ausgezeichnet. In Deutschland wieder angekommen, erinnerte nun auch der junge Herzog den Kaiser an das ihm gemachte Versprechen. Aber nicht blos Dankbarkeit und Ehrgefühl allein zwangen jetzt Friederich, den Wunsch Heinrichs zu erfüllen, sondern sein eigenes Interesse erforderte es, Heinrich den Löwen in seiner Treue zu erhalten, ihn immer noch mehr an seine Person zu fesseln. Er ging also nach Regensburg und suchte in einer langen, sehr ernsten Unterredung den Herzog von Bayern, Heinrich Jasomirgott, zur Abtretung des Herzogthums zu bewegen, aber dieser blieb taub bei allen Vorstellungen und Bitten des Kaisers, seines Oheims. Ein zweiter Versuch, durch angesehene Vermittler, unter denen sich auch der ehrwürdige Bischof von Freisingen befand, neue Unterhandlungen mit Heinrich Jasomir-

gott anzuknüpfen, schlug ebenfalls fehl. Aufgebracht über diese durch nichts zu überwindende Hartnäckigkeit seines Oheims, entschloß sich Friederich zu einem entscheidenden Schritte. Er eilte nach Regensburg und hielt dort einen ungemein glänzenden öffentlichen Tag, zu welchem auch alle großen und kleinen Vasallen Bayerns waren berufen worden. In dieser Versammlung erklärte der Kaiser: Heinrich, Herzog von Sachsen, Sohn Heinrichs des Stolzen von Bayern, sey jetzt wieder in den Besitz seines väterlichen Erbes, des Herzogthums Bayern, getreten. Friederich forderte hierauf alle anwesende bayerischen Grafen und Herren auf, Heinrich dem Sachsen als ihrem Herrn zu huldigen und ihm den Eid der Treue zu schwören. Natürlich ward dies Gebot des Kaisers ohne allen Widerspruch sogleich befolgt, und auch die Bürger von Regensburg mußten dem neuen Herzoge nicht blos den Eid der Treue schwören, sondern ihm auch noch Geißeln, als Bürgen für die Erfüllung des geleisteten Eides, stellen. Aber auch damit war bei weitem noch nicht Alles gewonnen; denn Heinrich der Oesterreicher behauptete immer noch mit der größten Standhaftigkeit sein auf der von König Conrad erhaltenen Belehnung beruhendes Recht auf Bayern, und erklärte alle, seine Rechte verletzenden Verhandlungen, mithin auch Heinrichs des Löwen Besitznahme von Bayern für gesetzwidrig, und daher für null und nichtig. Von der Macht desselben hatten freilich weder der Kaiser noch Heinrich der Löwe etwas zu befürchten. Aber demungeachtet lag doch offenbar in Heinrich Jasomirgotts Einspruch gegen Alles, was bisher zu seinem Nachtheil geschehen war, so wie in seiner standhaften Behauptung seiner Rechte auf Bayern ein sehr brennbarer, unter gewissen Zeitumständen sich leicht wieder entzündender Stoff zu neuen Unruhen und blutigen Fehden in dem Innern von Deutschland.

Den bisherigen Herzog von Bayern durch Waffengewalt zur Einstimmung in das Geschehene zu zwingen, dies gestattete nicht wohl Heinrichs nahe Anverwandtschaft mit dem Kaiser, dessen Oheim er war. Friederich mußte daher auf alle nur mögliche Mittel sinnen, wie sonderbar sie auch seyn möchten, diese immer noch für ganz Deutschland so beunruhigende Angelegenheit auf friedlichem, beide Theile vollkommen befriedigendem Wege zu beendigen. Gleich in dem folgenden Jahre begab er sich daher noch einmal zu seinem Oheim, und war nun diesmal wirklich so glücklich, Heinrichs bisher so starren Sinn vollkommen zu besiegen *). Da es für Heinrich wirklich gar zu hart gewesen seyn würde, wenn er, nachdem er so lange die herzogliche Würde getragen, nun auf einmal wieder ein bloßer Markgraf hätte werden und als ein bayerischer Vasall unter die Fahne des

*) Unstreitig mag diese Angelegenheit den Kaiser bisher in sehr große, ja wohl peinliche Verlegenheit gesetzt haben, und daß er sich aus dieser Sache nun auf einmal so glücklich wieder herauszog, hatte er allem Ansehen nach wieder demselben zu danken, der ihn auch aus der noch gefährlicheren Klause bei Verona so glorreich herausgezogen hatte, nämlich dem nicht nur tapfern, sondern eben so einsichtsvollen und staatsklugen Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach. Dieser war es, der dem Kaiser wahrscheinlich die Bedingungen entwarf, unter welchen, wie es vorauszusehen war, der bisher so starrsinnige Heinrich sich dennoch den Wünschen des Kaisers fügen würde. Dies ist zwar nur eine Vermuthung, aber eine Vermuthung, die einen sehr hohen Grad von Wahrscheinlichkeit gewinnt, ja beinahe zur Gewißheit wird, sobald man weiß, daß der Kaiser das Pfingstfest bei dem Pfalzgrafen feierte, auf dessen Burg einige Tage sich aufhielt und dann gerade von da aus zu seinem Oheim eilte und ihm dieselben Vorschläge machte, von denen jetzt sogleich die Rede seyn wird.

neuen Herzogs hätte treten müssen; so war es ein Hauptpunkt in dem Vertrage, der jetzt zu Stande kam, daß die, bisher zu Bayern gehörige Mark Oestreich von dem Herzogthum getrennt und zu einem eigenen, unabhängigen Herzogthum sollte erhoben werden. Dadurch verlor nun zwar des Kaisers Oheim nichts von seiner Würde und seinem bisherigen Range, aber seine Macht ward doch nicht wenig dadurch geschmälert. Um ihn nun auch dafür zu entschädigen, wurden ihm und seinen Erben die blendendsten und bis dahin noch nie erhörten Privilegien, Freiheiten und Vorrechte ertheilt. Zuerst ward schon das neue Herzogthum Oestreich auch in weiblicher Linie erblich erklärt. Ferner sollte Herzog Heinrich und dessen Nachfolger mit den Pfalzerzfürsten gleichen Rang haben, worin auch offenbar der Ursprung des nachherigen erzherzoglichen Titels zu suchen ist. Die Herzoge von Oestreich sollten ihre Lehen nur auf eigenem Grund und Boden, und zwar zu Pferde, von dem Kaiser empfangen. Der Heeresfolge völlig entbunden, sollten sie blos in einem Kriege gegen Ungarn, mit einer nicht sehr zahlreichen, auf ihre Kosten unterhaltenen Mannschaft dem Reiche dienen, während diesem dennoch die Verpflichtung bleibe, Oestreich in allen seinen Kriegen Hülfe zu leisten. Den Herzogen sollte das Recht vorbehalten seyn, auf allen Reichstagen an den Verhandlungen derselben zwar Antheil zu nehmen, ohne jedoch gehalten zu seyn, irgend einem derselben, wenn sie selbst nicht wollten, beizuwohnen. Den Herzogen sollten alle Nutzungen, welche die Kaiser von Juden und Gewerzchen*) in den Ländern der andern Reichsstände als Regalien

*) So nannte man damals jene, welche mit Geld wechseln und Geld ausleihen ein, wahrscheinlich auch mit Wucher verbundenes Gewerbe trieben.

ziehen, überlassen werden; und endlich sollte der Herzog, wegen keiner Sache, so wenig dem Reiche, als irgend Jemand Rechenschaft schuldig seyn, und weder der Kaiser noch irgend eine andere Gewalt in irgend einer Weise das abzuändern befugt seyn, was der Herzog einmal in seinem Lande angeordnet und festgestellt hätte *).

---

*) Diese Zugeständnisse sind so groß, so unerhört, mit der damaligen Verfassung Deutschlands so unvereinbar, daß mehrere sehr sachkundige Gelehrten die Aechtheit der Urkunde, durch die sie sollten ertheilt seyn worden, sehr in Zweifel zogen. Indessen ward dieselbe doch auch von Andern wieder sehr lebhaft vertheidiget. Gründe und Gegengründe wurden vorgebracht; die erstern schienen jedoch überwiegend, und so behielt die Meinung, daß sie ächt sey, die Oberhand. Indessen kann man doch nicht läugnen, daß Form und Inhalt dieses Freibriefes so ungewöhnlich und abweichend sind, daß dadurch nothwendig wieder neue Zweifel sich einem aufdringen müssen. „Je öfters," sagt der bekanntlich so ungemein scharfsinnige Herr Professor Luden, „ich die Urkunde lese, je mehr ich das Einzelne und das Ganze erwäge und prüfe, und je sorgfältiger ich das Eine und das Andere mit der Art und dem Streben Friederichs" (Friederich war bis jetzt bei jedem Schritte, den er auf seiner Laufbahn that, von dem Glücke begünstiget worden, und sein kaiserliches Ansehen hatte in dem Reiche schon einen ganz ungewöhnlichen Grad von Höhe erreicht), „wie mit der ganzen Lage der Dinge vergleiche, desto weniger kann ich mich überzeugen, daß Kaiser Friederich I. diese Urkunde sollte ausgestellt haben und daß dieses dieselbe Urkunde sey, deren Otto von Freisingen so einfach und in so wenigen Worten gedenkt." Uebrigens fügt der erwähnte, tief denkende Geschichtforscher noch hinzu: habe die Frage wegen der Aechtheit und Unächtheit jetzt blos einen historischen Werth; denn sey sie auch unächt, so könne Oestreich nichts mehr dadurch verlieren, so wie auch in dem Falle, daß sie ächt sey, Friederich I. das damalige Oberhaupt des deutschen Reiches, in dem

3. Nachdem dieser Vertrag von den beiden Heinrichen war genehmiget worden, hielt Friederich im September desselben Jahres einen Hoftag in Regensburg, zu welchem viele Fürsten und Herren aus Bayern und dem südlichen Deutschland überhaupt, und wahrscheinlich mit Heinrich dem Löwen auch viele sächsische Herren sich eingefunden hatten. Der Verabredung gemäß näherte sich dieser Versammlung auch Heinrich Jasomirgott, kam aber nicht nach Regensburg, sondern schlug in einer Entfernung von zwei Meilen davon sein Lager auf. Alsogleich zogen ihm der Kaiser und sämmtliche in Regensburg anwesende Fürsten entgegen. In Heinrichs Lager ward nun der zwischen dem Kaiser und den beiden Heinrichen geschlossene Vertrag nicht nur öffentlich bekannt gemacht, sondern auch unmittelbar darauf in Vollziehung gebracht. Heinrich von Oestreich nämlich gab jetzt dem Kaiser die sieben Fahnen zurück, mit welchem ihm König Conrad das Herzogthum Bayern und die Mark Oesterreich zu Lehen ertheilt hatte. Der Kaiser gab hierauf, durch Ueberreichung von fünf dieser Fahnen, dem Herzog Heinrich von Sachsen die Belehnung mit dem Herzogthum Bayern; die beiden

---

Urtheil aller denkenden Menschen nichts gewinnen könne. Wirklich geschah dadurch ein bedeutender Schritt zur größerer Zerstückelung des Reiches und Trennung der Nation. „Wenn wirklich Friederich," sagt Luden an einem andern Ort, „in Kraft seiner kaiserlichen Macht und mit Zustimmung der Fürsten, die Zugeständnisse als ein Recht für alle kommenden Zeiten gemacht hat, so darf man wohl behaupten, daß die Landeshoheit der Reichsfürsten auch jetzt schon entschieden und die Auflösung des Reiches schon unvermeidlich gemacht war. Denn eine solche Masse von Freiheiten und Vorrechten konnte unmöglich ohne Wirkung bleiben, und jeder Fürst wußte nun, was zu erreichen war und was er demnach ebenfalls zu erstreben habe."

andern Fahnen übergab er seinem Oheim, Heinrich Jasomirgott, und belehnte ihn durch dieselben mit der Mark Oesterreich und mit drei Grafschaften, welche schon vor uralten Zeiten dazu gehört hatten. Friederich kehrte hierauf nach Regensburg zurück und ließ von sämmtlichen anwesenden Fürsten den Landfrieden bis zum Pfingstfeste des Jahres eilf hundert und acht und fünfzig beschwören. Die glückliche Beendigung des bayerischen Streites erzeugte überall eine ungemeine Freude. An der Wiederaussöhnung des hohenstaufischen und welfischen Hauses, die man als eine sichere Bürgschaft der Ruhe und eines dauerhaften Friedens wenigstens in dem Innern Deutschlands betrachtete, nahm das ganze Reich den lebhaftesten und freudigsten Antheil, und unter dem allgemeinen, in allen deutschen Gauen herrschenden Jubel erhielt Friederich I. den ehrenvollen Beinamen Vater des Vaterlandes. Friederich selbst sagte, daß der Tag, an welchem diese vollkommene Aussöhnung zu Stande gekommen, zu den schönsten und frohesten Tagen seines Lebens gehöre.

4. Ungefähr um die nämliche Zeit vermählte sich Friederich mit Beatrix, Tochter des Grafen Reinolds von Burgund und Erbin aller väterlichen Besitzungen. Beatrix hatte nach dem Tode ihres Vaters an ihrem Oheim Wilhelm einen tückischen, höchst gefährlichen Feind gefunden. Dieser ließ nämlich seine schöne Nichte in einen Thurm einsperren, in der Absicht, sie darin umkommen zu lassen, damit die ganze Erbschaft seines verstorbenen Bruders ihm anheimfalle. König Conrad II., wie man sich erinnern wird, hatte in dem Jahre 1032 nach dem Tode des burgundischen Königes Rudolph des Dritten, sich in den Besitz von Burgund gesetzt. Aber während den so ungemein unruhigen und stürmischen Zeiten unter den

beiden letztern fränkischen Kaisern, so wie auch unter Friederichs beiden Vorfahren, gelang es den meisten burgundischen Herren, weltlichen wie geistlichen Standes, sich völlig unabhängig zu machen. Von einem kaiserlichen oder königlichen Ansehen in diesen Ländern war daher schon seit vielen Jahren kaum mehr die Rede; auch war, in dem ganzen Jahrhundert seit Conrad dem Zweiten, nur höchst selten ein König oder Kaiser in den burgundischen Ländern erschienen, und endlich behaupteten auch noch die Burgunder, daß mit dem Aussterben der männlichen Linie des fränkischen Hauses auch alle, durch den Vergleich zwischen Rudolph von Burgund und dem deutschen Kaiser Conrad II. entstandene Verhältnisse nun aufgelöst seyn. Dagegen erwiederte man in Deutschland, daß Conrad nicht blos für sein Haus, sondern für das deutsche Gesammtreich Burgund in Besitz genommen habe, mithin die Oberherrschaft der deutschen Könige oder Kaiser über alle burgundische Ländertheile auf unvertilgbaren Gründen beruheten. Friederich war nicht der Monarch, der sich irgend eines seiner Rechte, oder irgend einen seiner gegründeten Ansprüche entziehen ließ. Schon als Oberherr von Burgund war er daher verpflichtet, Reinolds so grausam unterdrückte Tochter gegen die Gewaltthätigkeiten ihres ungerechten Oheims zu schützen. Da er aber schon vieles von der blendenden Schönheit der burgundischen Fürstentochter *),

*) Von der Schönheit dieser Prinzessin geben uns die Geschichtschreiber sehr hohe Begriffe. Specie et decore quodammodo quasi *humanas formas superans*. (*Cosm.* cont. in script. rer. Bohem). Auch der Frömmigkeit, Sittsamkeit und ungemeinen Güte und Herablassung derselben, wobei sich doch nie die ihr geziemende würdevolle Haltung verläugnete, werden ebenfalls sehr große, und wie es scheint, wohlverdiente Lobsprüche ertheilt.

so wie von deren Tugend, Sanftmuth und liebevollem Wesen gehört hatte, so entschloß er sich, dieselbe nicht blos aus der Gewalt ihres Feindes zu befreien, sondern auch, wie einst Otto der Große mit Adelhaide, sich mit Beatrix zu vermählen. Sobald Graf Wilhelm die Absicht des Kaisers erfuhr, erschrack er heftig, eilte daher seine Nichte wieder in Freiheit zu setzen und fühlte sich nachher über alle Hoffnung glücklich, als er noch einige kleine Besitzungen an der Saone erhielt.

5. Im Anfange des Sommers 1157 ward also zu Würzburg Friederichs Vermählung mit Beatrix von Burgund mit geziemender Pracht gefeiert. Nie waren überhaupt die Reichs- und Hoftage so zahlreich besucht worden, als seit einigen Jahren unter der Regierung Friederichs. Auch der jetzt in Würzburg gehaltene Hoftag war ungemein glänzend. Selbst Könige und mächtige Herzoge erschienen entweder in Person oder durch Bevollmächtigte, und außer den Fürsten und Bischöfen verherrlichten denselben auch noch Gesandte aus allen Reichen Europas, aus Italien, Frankreich, Burgund, Dänemark, Spanien, England und dem griechischen Reiche. An diesem Tage erschien auch wieder Herzog Wladislav von Polen, um am Throne Friederichs Hülfe zu erflehen gegen seine Brüder, die ihn vertrieben hatten. Er fand Gehör, theils weil der Herzog Wladislav II. von Böhmen, ein Fürst, den der Kaiser sehr hoch schätzte, für ihn sprach, theils auch, weil Friederich Deutschlands Oberhoheit über Polen auf das neue feststellen wollte *). Friederich

*) Das war diesmal um so nöthiger, da Deutschlands Grenze gegen Polen auf dieser Seite nicht mehr so sehr gesichert war als vorher. Der alte Graf Conrad von Meissen nämlich, schon in Jahren weit vorgerückt,

ließ den polnischen Herzog vorladen, und da dieser nicht erschien, auch jedem Abhängigkeitsverhältniß von Deutschland trotzig widersprach, so zog Friederich mit einem großen Heere nach Polen, ging troß des tapfern Widerstandes der am jenseitigen Ufer stehenden Polen über die Oder, rückte, alles verheerend und verwüstend, immer tiefer in das Innere des Landes und drang endlich bis Posen vor. Aber jezt entfiel dem Herzog sein bisheriger Muth; er bat um Frieden und erhielt ihn auch durch Vermittelung des Herzogs von Böhmen unter folgenden Bedingungen: Herzog Boleslav soll barfuß und mit einem, an seinem Halse hängenden blosen Schwert, vor dem Kaiser erscheinen und auf den Knieen denselben um Gnade bitten, den Lehnseid leisten, seinem vertriebenen Bruder den ihm gehörigen Ländertheil wieder zurückgeben, sich auch verpflichten, zu dem nächsten italienischen Feldzuge dreihundert Reiter zu stellen, und endlich dem Kaiser 2000, den Fürsten 1000 und dem Lehnhofe 200 Mark Silbers, der Kaiserin aber 40 Mark Goldes zahlen, und dann zur Sicherheit dieses Vertrages seinen Bruder Casimir als Geißel stellen *).

des Lebens satt und der Welt müde, war unlängst in das von ihm selbst erbaute und reich begabte Kloster auf dem Petersberge bei Halle gegangen, und hatte mit Genehmigung des Kaisers seine Länder, die, vereint, einen ansehnlichen Staat bildeten, unter seine Söhne vertheilt; eine Zerstückelung, wodurch die deutsche Grenze gegen Polen bedeutend geschwächt ward.

*) Die Bedingung fußfälliger Abbitte, in der hier oben erzählten Weise, ward erfüllt, weil Boleslaus zu dem Kaiser in dessen Lager kommen mußte. Aber über verschiedene, obgleich nicht über alle, setzten sich die Polen, sobald Friederich ihr Land wieder verlassen hatte, hinweg. Indessen sagen doch die polnischen Geschichtschreiber, deren Bericht zwar von jenem der deutschen abweicht, daß Boleslav seinem Bruder das Herzogthum Schlesien abgetreten habe.

6. Auch König Waldemar I. bat in Würzburg um Bestätigung seiner Wahl zum Könige von Dänemark. Durch die, von Friederich, auf dessen ersten Reichstage zu Merseburg im Jahre 1152 geschehene Theilung des dänischen Reiches zwischen Sueno und Kanut, war nichts weniger als Ruhe und Frieden unter der Nation wieder hergestellt worden. Kaum waren die beiden feindlichen Vettern wieder nach Dänemark zurückgekommen, als sie auch den Streit auf das neue wieder anfingen. Durch seine Demüthigung zu Merseburg hatte Sueno vieles von der Achtung der Nation verloren. Aber nun fing er an, auch nach und nach den Haß derselben auf sich zu ziehen. Schon durch seinen frühern Aufenthalt an dem Hofe König Conrads III. war Sueno mit den weit feinern Sitten und der größern Pracht der deutschen Höfe bekannt worden. Er fand großen Geschmack daran, und da er zu Merseburg, oder bald darauf, sich mit einer deutschen Fürstentochter vermählt hatte, so suchte er nun theils aus eigener Neigung, theils aus Liebe zu seiner jungen schönen Gemahlin, deutsche Hofsitte, deutsches Hofceremoniel, mit allem dasselbe umgebenden Prunk ebenfalls an seinem Hofe einzuführen, der nun auch bald von dem jungen deutschen Adel aus den angrenzenden Ländern weit häufiger und zahlreicher als vormals besucht ward. Aber dadurch entfremdete sich Sueno immer mehr die Gemüther der Dänen. Schon durch die Vorzüge, die er den Fremden gab, fühlten sie sich beleidiget, wurden daher nur noch mehr gegen ihn, wegen dessen schwelgerischen, prachtvollen Hoflebens erbittert, das sie als eine schnöde Verachtung väterlicher Sitte und Lebensweise betrachteten. Alle wandten daher die Augen auf Kanut, dessen öffentlicher wie geheimer Anhang mit jedem Tage zahlreicher ward. Zwischen Kanut und Sueno wie-

der ein neues Abkommen zu treffen, hatte man indessen mancherlei Versuche gemacht, da diese aber zu keinem dauerhaften Resultat führten, so brach endlich zwischen beiden der Krieg, und zwar heftiger als je, wieder aus. Aber diesmal entschieden die Waffen zum Nachtheil Suenos; denn der junge, tapfere Herzog von Schleswig, der edle, tugendhafte Waldemar, weil von Sueno auf mancherlei Weise beleidiget, und über dessen Arglist und Mangel an Aufrichtigkeit aufgebracht, hatte sich auf die Seite Kanuts gestellt, sogar mit einer Schwester desselben, der Prinzessin Sophie, sich vermählt. Sueno sah sich gezwungen aus dem Reiche zu entfliehen. Nachdem er sich ein paar Jahre, theils bei dem Grafen Adolph von Holstein, theils bei seinem Schwiegervater, dem Markgrafen Conrad von Meissen herumgetrieben hatte, kam er auch zu Heinrich dem Löwen, machte diesem ungeheure Anerbietungen, versicherte ihn auch zugleich, daß er noch einen sehr zahlreichen Anhang habe und die meisten Dänen, bei dem Anblick eines ihn begleitenden Heeres, zu ihm übergehen würden. Im Vertrauen auf diese Verheißungen zog nun Heinrich mit dem vertriebenen Könige in die dänischen Länder. Vor dem Rufe des Herzog Heinrichs zogen sich sehr weislich die Dänen überall zurück. Aber keiner nahete sich dem von allen gehaßten Sueno. Als Heinrich sah, daß auf diesem Wege nichts erreicht würde, zog er sich mit seinen Schaaren wieder aus Dänemark zurück, empfahl aber Sueno's Sache dem obotritischen Fürsten Niclot und gab auch den slavischen Bewohnern der Küstenländer den Auftrag, seinen Schützling zu unterstützen. Wirklich gelang es nun auch dem Sueno, mit Hülfe einiger slavischen Schiffe sich der Insel Laland, hierauf auch Fühnens zu bemächtigen und noch einige andere kleine Inseln in seine Gewalt zu bekommen.

Hier fand er sich gegen die verbündeten Fürsten gesichert, denen es wahrscheinlich an einer Flotte gebrach, während slavische Schiffe dem Sueno zu Gebote standen. Kanut und Waldemar entschlossen sich also zu friedlichen Unterhandlungen. Eine neue Theilung der dänischen Länder kam nun zu Stande. Zu Roskild sollte das Fest der Eintracht zwischen den drei Fürsten gefeiert werden. Aber der treulose Sueno liess Beide meuchlerisch überfallen. Kanut ward ermordet, und verwundet entging kaum noch Waldemar, durch die Dunkelheit der Nacht begünstiget, seinem Verderben. Aber sogleich brach auch jetzt der Krieg zwischen Sueno und dem Herzog von Schleswig wieder aus. Bei Wiborg kam es zu einer entscheidenden Schlacht. Sueno's Heer ward völlig geschlagen. Er selbst blieb in dem Treffen, worauf die Dänen einstimmig den edeln Waldemar zu ihrem Könige wählten und als solchen unter dem lautesten Jubel ihn begrüssten. Der neue König sah es wohl ein, daß es nach seiner Thronbesteigung sein erster Schritt seyn müsse, sich auch der Genehmigung des mächtigen deutschen Kaisers zu versichern. Er hatte also Gesandten nach Würzburg abgeordnet und durch sie die kaiserliche Bestätigung nachgesucht, die ihm auch von Friederich ohne Anstand ertheilt ward, jedoch unter der Bedingung, daß er den Lehnseid leiste und auf den Reichstagen, denen er beiwohnen würde, dem Kaiser das Schwert vortrage *). Um die Feierlichkeit des Würzburger Reichs-

*) Unter der Regierung des weisen und tapfern Waldemars I. gewann Dänemark ungemein an innerer Stärke. Er selbst machte große Eroberungen im Meklenburgischen und in Pommern. Als er im Jahre 1182 starb, hinterliess er das Reich, gekräftiget und wohlgeordnet, seinem Sohne Knut IV., der, in die Fußstapfen seines Vaters tretend, nun auch einen Theil

tages noch mehr zu verherrlichen, erhob auch auf demselben, mit Beistimmung der Fürsten, Kaiser Friederich den Herzog Wladislav II. von Böhmen, seinen alten Freund, der ihm schon bedeutende Dienste geleistet, auch noch größere erwarten ließ, und dem Friederich, um ihn zu belohnen und noch mehr in seiner Treue zu befestigen, erst unlängst die Mark Oberlausitz gegeben hatte, zur königlichen Würde, und setzte ihm mit eigenen Händen die Königskrone auf das Haupt *).

7. Von Würzburg eilte jetzt Friederich nach Burgund, das er durch seine zweite Vermählung

von Esthland und die Küste von der Elbe bis an die Weichsel eroberte. Von einer Vereinigung Dänemarks mit Deutschland zu einem Gesammtreiche war nun von weitem keine Rede mehr, denn die Zeitumstände, unter welchen eine solche Vereinigung möglich gewesen wäre, kehrten nie mehr zurück. Auch das deutsche Oberhoheitsrecht trat von jetzt an immer tiefer in den Hintergrund, bis es endlich, gleich einem Schattenbilde, nach und nach völlig verschwand.

*) Damit waren jedoch die böhmischen Großen nicht zufrieden. Als demnach Wladislav wieder nach Böhmen zurückgekommen war, sagten sie zu ihm: „Wer hat dich genöthiget, auf diese Weise Macht und Ehre zu gewinnen? Hatten wir nicht, als wir den Kaiser Lothar besiegten, die Krone mit unserm Blute gewonnen? Konntest du nicht, ohne den Kaiser, sie hier von uns empfangen? Willst du ein König der Deutschen seyn, so bist du kein König der Böhmen.“ Aber ihnen antwortete Wladislav: „Der Kaiser hat mich freiwillig geehrt und freiwillig leiste ich ihm Gegendienste, und wer mir dabei Hülfe leisten wird, der soll außer der Ehre auch noch andern Lohn erhalten. Will aber Jemand, statt mit mir für den Kaiser zu kämpfen, lieber müßig und unthätig bleiben und daheim mit Weibern spielen, der mag meinetwegen aus der Reihe tapferer Krieger scheiden.“ Darauf wußten die Böhmen nichts mehr zu erwiedern.

an sein Haus und an das Reich gebracht hatte. Seine Absicht war vor Allem, zuerst sämmtliche Vasallen des burgundischen Reiches, geistlichen wie weltlichen Standes, die Belehnung mit ihren Gütern und Besitzungen zu ertheilen. Aber nun zeigte es sich wieder, wie groß schon Kaiser Friederich seinen Namen unter allen Völkern Europas gemacht hatte. Die so trotzigen und zugleich so mächtigen Vasallen, die, weil schon so viele Jahre an völlige Unabhängigkeit gewöhnt, gar keinen Oberherrn mehr über sich erkennen wollten, eilten jetzt um die Wette, Friederich als ihrem neuen Oberherrn zu huldigen und ihrer treuen Anhänglichkeit ihn zu versichern; und auf dem nicht minder glänzenden, um die Mitte Octobers gehaltenen Reichstag zu Besançon erschienen nicht nur alle weltliche Vasallen, sondern auch die Erzbischöfe und Bischöfe von Lyon, Vienne, Valence, Arles und Avignon, huldigten Friederich und leisteten ihm den Eid der Treue. Friederichs Herrschaft erstreckte sich jetzt wieder über das ehemalige, beinahe in gänzliche Vergessenheit gesunkene arelatische Reich bis über die Provence herab. Aber auf demselben Reichstage begegnete man auch wieder einer Menge Gesandten aus fremden Ländern und Reichen, theils um dem Kaiser dadurch einen Beweis der Freundschaft ihrer Monarchen zu geben, theils auch um neue Verbindungen, besonders des Handels wegen, mit ihm anzuknüpfen. Aber in Frankreich war man wegen der großen Besitzungen, welche der Kaiser jetzt innerhalb der natürlichen Grenzen des französischen Reiches an sich gebracht hatte, nicht wenig besorgt. Abgeordnete, von König Ludwig VII. gesandt, kamen daher ebenfalls nach Besançon, aber mit dem Auftrage, die Absichten des Kaisers zu erforschen, ob derselbe feindlich oder friedlich gegen Frankreich gesinnt sey, und die

Ungewißheit hierüber war wirklich für das französische Cabinet so beunruhigend, daß Ludwig, um nicht unvorbereitet überfallen zu werden, auf diesen Fall schon alle nöthigen Vorkehrungen getroffen hatte. Indessen verschwanden doch eben so schnell wieder alle diese Besorgnisse, indem die französischen Gesandten sehr bald die vollkommene Ueberzeugung gewannen, daß der Kaiser jetzt mit ganz andern Entwürfen, als mit Eroberungsplanen in Frankreich sich beschäftige.

8. Aber nun langten auch zwei päpstliche Legaten, die Cardinäle Roland und Bernhard in Besançon an*), und zwar mit Aufträgen ganz eigener Art. Die zwischen dem Papste und Kaiser Friederich während dessen letzten Aufenthaltes in Italien herrschenden freundlichen Verhältnisse hatten sich indessen ganz anders gestaltet; zwar konnte man sie noch nicht feindlich nennen, aber doch war zu befürchten, daß, wenn sie nicht ausgeglichen würden, bald einen förmlichen Bruch zwischen Hadrian und Friederich herbeiführen würden. Beide hatten sich gegenseitig Ursache zur Unzufriedenheit gegeben; der Papst dem Kaiser, weil er, im Widerspruche mit dem zwischen beiden geschlossenen Vertrag, Friede mit dem König Wilhelm von Sicilien geschlossen hatte. Aber darin war er nur dem Gesetze gebieterischer Nothwendigkeit gefolgt. Selbst sehr hart in Bene-

*) Der Erstere, nämlich Roland, ward nachher unter dem Namen Alexander III. Hadrians unmittelbarer Nachfolger auf dem päpstlichen Stuhle. Der Andere, der Cardinal Bernhard, war eben so sehr durch sein höchst ehrwürdiges Alter, den Reichthum seiner Erfahrungen und seine vielumfassende Gelehrsamkeit unter den Cardinälen der römischen Kirche ausgezeichnet.

vent belagert und bedrängt, der Kirchenstaat den schrecklichsten Verheerungen eines erbitterten feindlichen Heeres ausgesetzt, und ohne alle Hoffnung auf Hülfe von dem, jetzt jenseits der Alpen sich befindlichen Kaiser, der, weil zu sehr in Deutschland beschäftiget, an eine zweite Heerfahrt nach Italien noch nicht denken konnte, sah sich Hadrian gezwungen, im Jahre 1156 mit König Wilhelm einen Frieden zu schließen, wodurch Freiheit der canonischen Wahlen mit dem Bestätigungsrecht des Königes, und für den Papst das Recht der Kirchenvisitationen, der Sendung von Legaten und Annahme von Appellationen, jedoch ohne Ausdehnung der beiden letztern Punkte auf Sicilien, waren festgesetzt worden. Darauf erhielt König Wilhelm von dem Papste die Investitur mit Sicilien, Apulien und Calabrien, und schwur den Eid als ligischer Vasall des römischen Stuhles *). Aber dieß nahm Friederich, der damals

*) Wilhelm war so eben seinem Vater Roger in der Regierung gefolgt; da er aber, durch eigenmächtigen Regierungsantritt und ohne Anfrage erhaltene Krönung, die päpstlichen oberlehnsherrlichen Rechte verletzt hatte, so gab der Papst in dem Schreiben, das er diesfalls an ihn erließ, ihm blos den Titel „Herr," wodurch sich Wilhelm so sehr beleidiget fühlte, daß er das päpstliche Gebiet feindlich behandeln ließ, abr dafür von dem Papste mit dem Banne belegt ward. Seiner aufrührerischen Vasallen in Apulien wegen, theils auch aus Furcht vor den Griechen, wünschte jedoch Wilhelm sich mit dem Papste unverzüglich wieder auszusöhnen, schickte daher Gesandte an ihn und ließ ihm so vortheilhafte Anträge machen, daß der Papst sich sogleich entschloß, sie anzunehmen, jedoch durch seine Cardinäle wieder daran verhindert ward. Aber in ihren hochfahrenden Erwartungen sahen sich diese bald sehr unangenehm getäuscht. Wilhelm ließ aus den Häfen von Sicilien eine zahlreiche Flotte auslaufen, sammelte ein zahlreiches Landheer, schlug die Griechen in einer

selbst noch im Sinne hatte, die Normänner aus Unteritalien zu verdrängen, höchst übel auf, jedoch offenbar mit dem größten Unrecht, weil weder die imperiösen Zeitumstände, noch die dringende Noth des heiligen Vaters und dessen gänzliche Hülflosigkeit auch nur im mindesten erwägend. Aber noch weit größern und reichern Stoff zur Unzufriedenheit hatte Friederich dem heiligen Vater gegeben. Die Willkühr, die er sich gegen die bischöflichen Stühle erlaubte, ward immer größer und gesetzwidriger. Ohne auf die feierliche Verzichtleistung König Lothars nur die mindeste Rücksicht zu nehmen, mußten alle Bischofswahlen in seiner Gegenwart vorgenommen werden, wodurch sie doch, besonders bei dem jetzt so hoch gestiegenen, Alles beherrschenden kaiserlichen Ansehen, in Wahrheit aufhörten, freie Wahlen zu seyn; und ergab sich dann eine gespaltene Wahl, so ernannte Friederich aus eigener Vollmacht den zum Bischof, der gerade seine Gunst besaß, oder dessen Verhältnisse seinem politischen Interesse am meisten entsprachen, und ertheilte dann demselben, ohne die päpstliche Bestätigung abzuwarten, sogleich auch die Investitur über die Güter seiner Kirche. Dieß war doch offenbar ein höchst schreiender Eingriff in die unvertilgbaren Rechte des römischen Stuhles. Schon in den ältesten, ja urältesten Zeiten, wenn selbst in einer der entferntesten Provinzen des Orients ein neuer Bischof war erwählt

entscheidenden Schlacht, zwang die Stadt Brindisi zur Uebergabe, eroberte die Schlösser und Burgen der aufrührerischen Barone und rückte endlich vor Benevent, wodurch der Papst gezwungen ward, nun auch seiner Seits um Frieden zu bitten, den er auch, jedoch nicht unter den weit vortheilhaftern, ihm früher angebotenen, sondern unter den so eben hier oben erwähnten Bedingungen erhielt.

worden, ward derselbe doch nie von den übrigen orientalischen Bischöfen als deren Bruder im heiligen Amte anerkannt, bevor er nicht seine Erhebung dem Papste in Rom bekannt gemacht und dieser in seiner Rückantwort, die man ein Synodalschreiben nannte, ihn als Bischof begrüßt und anerkannt hatte. Aber zu diesen mancherlei Ursachen eines gerechten Unwillens von Seiten des Papstes kam jetzt auch noch ein anderes Ereigniß, das den heiligen Vater nicht minder kränken mußte. Der Bischof Eslin von Lund in Schweden nämlich hatte, von Rom zurückkommend, seinen Weg durch Burgund genommen, war aber in diesem Lande räuberisch überfallen, mißhandelt und rein ausgeplündert worden, und lag auch jetzt noch, weil die Räuber ein schweres Lösegeld von ihm erpressen wollten, in irgend einer Burg in harter Gefangenschaft. Wegen dieses unerhörten Frevels war sowohl von andern, als auch von dem Papste selbst Beschwerde bei Friederich geführt worden. Aber dieser hatte gar nichts gethan, um dem ehrwürdigen Bischofe seine Freiheit wieder zu verschaffen, und noch viel weniger um die, welche diese Schandthat begangen hatten, zur Strafe zu ziehen, jedoch dem Papste auf dessen darüber geführte Beschwerde die kurz abfertigende Versicherung gegeben, daß ihm von diesem Vorfall noch nichts bekannt gemacht worden sey. Es ist kaum glaublich, daß in dieser Versicherung Wahrheit lag. Vielleicht daß Friederich einigen Anstand nahm, gleich bei seinem Eintritt in die neuerworbenen Länder Vasallen wegen Handlungen zur Rechenschaft zu ziehen, an die sie seit so vielen Jahren gewöhnt waren und zu denen sie sich wahrscheinlich auch, auf den Grund ihrer Ritterschaft berechtiget glaubten. Aber eine solche Rücksicht auf politische Convenienz konnte Friederich unmöglich zur Entschuldigung die-

nen, und zwar um so weniger, da er durch Uebernahme der römischen Kaiserwürde auch die ganz besondere Pflicht übernommen hatte, die Kirche, mithin auch deren Diener gegen alle äußere und innere Feinde zu schützen, was ja auch überhaupt schon die blose Gerechtigkeit von jedem Monarchen gebieterisch forderte. Eine solche offenbare, auch noch mit einer gewissen Mißachtung des römischen Stuhles verbundene Pflichtverletzung durfte der heilige Vater durchaus nicht unberührt, ja wohl ungeahndet lassen. Er sandte daher die beiden oben erwähnten Legaten an den Kaiser nach Besançon. Friederich empfing sie in der Mitte seiner Fürsten auf das feierlichste und dem Anscheine nach auch auf das freundlichste. Aber schon der Eingang der Anrede, welche der eine Legat an den Kaiser hielt, mißfiel diesem eben so sehr, als den ihn umgebenden Fürsten. „Es grüßen dich, sprach der Cardinal Roland," „unser heiliger Vater und die Gesammtheit der Cardinäle der römischen Kirche, jener als dein Vater, diese wie deine Brüder*)." Das päpstliche Schreiben

*) Diesen Eingang seiner Rede gab ganz gewiß der bescheidene Papst Hadrian seinem Legaten nicht in den Mund. Wir haben bisher schon öfters Gelegenheit gehabt, uns zu überzeugen, daß die römischen Legaten, statt den von den Päpsten erhaltenen Weisungen zu folgen, nicht selten blos ihr persönliches Interesse zur Richtschnur ihres Verfahrens machten, daher auch der heilige Bernhard, wie man sich erinnern wird, dem Papste Eugen sehr angelegentlich und dringend empfahl, in der Wahl seiner Legaten mit der größten Sorgfalt zu Werke zu gehen, indem Manche von denselben durch ihre Habsucht, durch ihre Beraubung der Kirchen und Klöster ihr wichtiges Amt schon geschändet hätten. Höchst wahrscheinlich war die sonderbare Anrede Rolands blos ein Versuch, der, wenn er gelungen wäre, sehr bald für sämmtliche Cardinäle ein Befugniß geworden seyn würde, mit Kaisern, Königen und

war zwar nicht sehr freundlich, aber dennoch in sehr gemäßigten Ausdrücken abgefaßt. Hadrian gibt zuerst über den, an dem Bischof von Lund verübten, unerhörten Frevel seinen gerechten Unwillen zu erkennen. Er äußert hierauf sein Erstaunen darüber, daß der Kaiser, obgleich er an ihn wegen dieser Frevelthat schon einmal geschrieben, doch bis jetzt gegen jene Frevler das Schwert noch nicht gebraucht, womit ihn Gott zum Schutze der Guten und zur Bestrafung der Bösen umgürtet habe, und daß er jenen Frevlern nicht einmal die geringste Veranlassung gegeben, ihre verruchte That nur einigermaßen zu bereuen. Der Grund dieser Zögerung und Nachläßigkeit von Seiten des Kaisers, sagt ferner der Papst, sey ihm um so mehr unbegreiflich, da er sich seiner Seits durchaus nichts bewußt sey, womit er der Ehre des Kaisers zu nahe getreten wäre, vielmehr habe er ihn bisher stets als seinen theuersten Sohn und als den christlichsten, zum Schutze des apostolischen Stuhles von Gott berufenen Fürsten geehrt und geliebt. „Billig," füget endlich der Papst noch hinzu, „solltest du, ruhmwürdiger Sohn! dich erinnern und vor die Augen deines Geistes zurückrufen, wie freudig und mit welcher Liebe deine Mutter, die hochheilige römische Kirche, dich aufgenommen, mit welcher Herzlichkeit sie dich behandelt, welche Fülle von Würde und Ehre sie dir ertheilt, und wie gerne sie, als sie die kaiserliche Krone auf dein Haupt setzte, deine Größe

den mächtigsten Monarchen der Christenheit sich auf gleiche Linie zu stellen. Der auf kirchlichen Würden und Ehren oder, was noch ärger ist, auf höhern, von Gott erhaltenen Gnaden beruhende Stolz ist in den Augen Gottes weit mißfälliger und strafwürdiger, als der gewöhnliche, ganz gemeine Stolz beschränkter oder leichtsinniger weltlicher Machthaber.

und Erhabenheit in ihrem segenreichen Schooß zu verherrlichen sich bemühet hat. Und dennoch gereuet es uns nicht, das Verlangen deines Herzens erfüllt zu haben; im Gegentheil würden wir, in Berücksichtigung des Zuwachses von Ehre und der großen Vortheile, die durch dich der Kirche Gottes zu Theil werden können, uns noch viel mehr und zwar mit dem größten Rechte freuen, wenn wir, was freilich unmöglich ist, deiner Vortrefflichkeit aus unseren Händen noch größere Beneficia hätten können zufließen lassen." Aber bei diesem letzten Worte Beneficium kam die ganze Versammlung in die heftigste Bewegung. In der damaligen lateinischen Kanzleisprache bezeichnete Beneficium ein Lehen, und nun beschuldigte man den Papst der unerhörtesten Anmaßung, daß er die Kaiserwürde als ein Lehen des römischen Stuhles betrachte. In dem darüber entstandenen, immer hitziger werdenden Wortwechsel stellte endlich gar noch der Cardinal Roland, zwar nicht mit sehr großer Klugheit, aber doch mit vollkommenem Rechte die Frage auf: „Von Wem hat denn Friederich das Kaiserthum (imperium), wenn er es nicht von dem Papste hat?" Diese Frage hätte dem Cardinal beinahe das Leben gekostet. Alle Anwesenden entflammten in wüthenden Zorn, und der ungestümme Pfalzgraf Otto von Wittelsbach zog sogar das Schwert, eilte damit auf den Cardinal zu und würde ihm den Kopf gespalten haben, hätte der Kaiser nicht den Arm des Rasenden zurückgehalten und mit einigen Worten wieder zur Ruhe verwiesen. Aber an eine ruhige, besonnene Berathung war nun nicht mehr zu denken. In den von Stolz berauschten und von Leidenschaft erhitzten Köpfen der Fürsten verwirrten sich alle Begriffe. Das Klarste ward ihnen unklar, und was jeder gesunde Menschenverstand trennte und

nothwendig trennen mußte, verwechselten, verwirrten und vermischten sie miteinander. Es ist klar, wie es sich auch aus dem ganzen päpstlichen Schreiben ergibt, daß der Papst unter dem Worte Beneficium blos Wohlthat, Gefälligkeit verstand; so wie auch, daß der Cardinal Roland bei dem Worte imperium nur das römische Kaiserthum und nicht das unabhängige deutsche Königreich im Sinne haben konnte. Uebrigens hätte man sich auch erinnern müssen, daß das Wort Beneficium oder Lehen nicht blos bei Ertheilung von Städten und Ländern, sondern auch bei Ertheilung von Würden, Vorrechten, Gerechtsamen 2c. 2c. gebraucht ward. Wenn aber nun das römische Kaiserthum nur durch Ertheilung der Kaiserkrone erhalten ward, diese aber blos von den Päpsten ertheilt werden konnte, wie auch in frühern Zeiten jene, welche diesen Gipfel weltlicher Größe erreichen wollten, sehr oft vorher diesfalls mit den Päpsten unterhandelten, diese auch die Ertheilung der Kaiserkrone bisweilen verweigerten, oder mit derselben zögerten, so konnte auch offenbar die Kaiserwürde ein päpstliches Lehen genannt werden; und ein römischer Kaiser war, jedoch blos in dieser Eigenschaft, und nicht als König der Deutschen, ein Lehnsmann des Papstes.

9. Damit die Erbitterung, welche die Worte des Cardinals Roland unter den Fürsten erregt hatten, nicht noch ähnliche Scenen, wie jene des wüthenden Pfalzgrafen, veranlasse, hob Friederich die Versammlung auf, ließ aber die beiden Legaten unter starker Bedeckung, gleich Gefangenen, in ihre Wohnung zurückbringen. Auch alle ihre Papiere wurden jetzt durchsucht; und da man unter denselben, was jedoch blos der Kaiser in seinem Briefe an die deutschen Bischöfe sagt, wovon jedoch kein anderer Geschicht-

schreiber Erwähnung macht, nicht nur eine Menge Abschriften von dem an den Kaiser gerichteten Schreiben, sondern auch viele unbeschriebene Blätter fand, welche jedoch mit dem päpstlichen Siegel versehen waren, auf welche sie folglich schreiben sollten und durften, was sie nur immer in Deutschland zu verbreiten für zweckmäßig hielten, so glaubte Friederich, solche gefährliche*) Männer keinen Augenblick länger in den Ländern seines Reiches dulden zu dürfen. Schon am folgenden Morgen sandte er ihnen also den gemessensten Befehl, unverzüglich und zwar auf dem geradesten und kürzesten Wege, ohne weder zur Rechten noch zur Linken davon abzuweichen, wieder nach Rom zurückzukehren. Da Friederich voraussah, daß dieser Vorgang großes Aufsehen erregen würde, so wollte er wenigstens bei den Bischöfen seines Reiches jedem ihm ungünstigen Eindruck bei Zeiten zuvorkommen. Deßwegen schickte er sogleich an alle Fürsten und Bischöfe des Reiches ein Schreiben, in welchem er den Hergang nach

*) Wenn die Legaten sich wirklich dessen, was ihnen der Kaiser hier zum Vorwurf anrechnet, schuldig gemacht haben, wenn sie viele unbeschriebene, jedoch mit dem päpstlichen Siegel versehene Blätter bei sich führten, auf die sie schreiben durften und konnten, was sie wollten, so waren sie auch in der That als sehr gefährliche, die Ruhe Deutschlands bedrohende Männer zu betrachten. Aber nun kommt es noch darauf an, ob auch in dem Schreiben des Kaisers Wahrheit lag. Die Politik, die doch offenbar hier ebenfalls mit in das Spiel kam, ist nichts weniger als ein stets reines Organ der Wahrheit; wie denn auch das, was die Höfe in ihren Manifesten und von ihnen zur Oeffentlichkeit gebrachten Briefen und Schriften auf das zuversichtlichste aussprechen, größtentheils doch mit ihren wahren, freilich erst später sich kundgebenden Gesinnungen in dem schreiendsten Widerspruche steht.

seiner Art erzählt und alle Schuld von sich abzuwälzen sucht. Blos wegen der Wunderlichkeit mancher Stellen in diesem Schreiben, man könnte auch sagen wegen des zum Theil darin liegenden Unsinnes und der Dunkelheit doppelsinniger Ausdrücke ist dieses Schreiben nicht ganz unmerkwürdig. So z. B. sagt der Kaiser: „Er habe das Reich und das Kaiserthum von Gott allein, durch die Wahl der Fürsten*)." Aber nun kommt es noch weit wunderlicher. „Gott habe," fährt der Kaiser

*) Welche abermalige Begriffsverwirrung. Durch die Wahl der Fürsten war Friederich König der Deutschen, aber nicht römischer Kaiser. Seit Papst Leo III. dem großen Carl die Kaiserkrone auf das Haupt gesetzt, hatten alle folgenden Kaiser die Krönung keineswegs als eine Verpflichtung, sondern als eine freiwillige Handlung des höchsten Oberhaupts der Kirche, des gemeinsamen Vaters aller christlichen Völker angesehen. Die mächtigsten und größten Könige waren stets zuvor mit den Päpsten in Unterhandlung getreten und hatten die Krone jedesmal erst nach einer Uebereinkunft, gleichsam vertragsmäßig erhalten. Hatte Friederich nicht selbst, als er in Italien war, wegen der Kaiserkrone mit dem Papste unterhandelt, sogar in verschiedenen Punkten nachgegeben, auf verschiedene Weise, wie durch die Auslieferung des Arnolds von Brescia, sich dem Papste wohlgefällig zu machen gesucht, endlich sogar, was ihm doch anfänglich so sehr zuwider war, die Dienste eines päpstlichen Stallmeisters verrichtet, und dies blos um die Kaiserkrone zu erhalten? Alles das hätte er ja nicht gebraucht, wenn er schon durch die Wahl der deutschen Fürsten römischer Kaiser gewesen wäre, in welchem Falle er sich auch ohne Anstand von einem deutschen Erzbischofe so wie zum Könige von Deutschland, auch zum römischen Kaiser hätte krönen lassen können. Die Ertheilung der Kaiserkrone und mit dieser der Kaiserwürde war offenbar blos eine Emanation der päpstlichen Machtvollkommenheit.

fort „in dem Leiden Jesu Christi seines Sohnes die Welt unter die Regierung zweier Schwerter geordnet, daher auch der Apostel Petrus lehre, man müsse Gott fürchten und den König ehren. Wer demnach die kaiserliche Krone ein Lehen des Papstes nenne, der widerstrebe Gottes Ordnung, läugne die Lehre der Apostel und sey ein Lügner*).“ Friederich schließt endlich sein Schreiben mit der Versicherung, „daß sein ganzes Bestreben dahin ginge, die Kirchen aus der Knechtschaft, durch die sie niedergedrückt werde, zu befreien**).“ Da Friederich es jetzt nicht an Begünstigungen fehlen ließ, die er den Bischöfen erzeigte, zudem auch jeder die durchgreifenden Manieren Friederichs kannte, so schwiegen alle und keiner wagte seine Meinung laut zu äußern. Aber bei allem dem ging doch die Vorsicht des Kaisers noch so weit, daß er für nöthig hielt, alle Verbindung zwischen Deutschland und Italien zu unter-

*) Welche sonderbare, in ihrer Art ganz eigene logische Consequenz! Aber wie höchst ungeziemend für den Kaiser hier der Gebrauch des niedrigen Wortes „Lügner“ in Beziehung auf das höchste Oberhaupt der Kirche, dessen ersten Sohn sich zu nennen er doch selbst für die höchste Ehre hielt. Aber auf jeden Fall hätte er nicht vorher von dem Papste eine Erklärung begehren müssen, welchen Sinn er dem Wort beneficium beilege, besonders da dasselbe mehrere Bedeutungen hatte, wovon gerade jene eines Lehens die seltenste, am wenigsten gebrauchte war; und endlich konnte er den Papst für einige einem seiner Legaten in der Hitze des Streites entfahrenen Worte verantwortlich machen? Zu welcher Unwürdigkeit und unbegreiflicher Unbesonnenheit läßt nicht oft selbst ein an sich edles Gemüth, aber von leidenschaftlichem Stolz erhitzt, sich hinreißen?

**) Das heißt, Friederich will die Kirche von einer vorgeblichen Knechtschaft befreien, um sie in die wirkliche Knechtschaft der weltlichen Macht desto leichter herabzudrücken.

brechen. Alle Wege, die aus Deutschland nach Italien führten, wurden auf seinen Befehl stark besetzt und genau bewacht, und die Wächter hatten den Befehl, jeden anzuhalten, der, ohne sich gehörig ausweisen zu können, aus Deutschland nach Rom oder von Rom nach Deutschland zu gehen im Begriffe stehe.

10 Als die päpstlichen Gesandten wieder nach Rom zurückkamen und dem Papste, von seinen Cardinälen umgeben, über ihre Sendung Bericht erstatteten, waren die Meinungen sehr getheilt. Einige wollten, daß der Papst mit Strenge verfahren und den Kaiser mit dem Banne belegen sollte. Andere warfen alle Schuld auf die Legaten, denen sie Uebereilung, unzeitigen Trotz und Ungeschicklichkeit zum Vorwurfe machten. Hadrian befand sich in Verlegenheit; dem Rath der Erstern konnte und wollte er nicht folgen, aber ebenso wenig seine Legaten fallen lassen und durch stillschweigende Ertragung der ihnen zugefügten harten und schmäligen Behandlung sein eigenes Ansehen, das Ansehen des römischen Stuhles herabsetzen. Mit vieler Klugheit wählte er daher einen Weg, auf dem Milde und Ernst sich begegneten, mithin in Rücksicht auf die damaligen Zeitverhältnisse am sichersten zu dem erwünschten Ziele führen konnte. Er erließ also an sämmtliche deutsche Bischöfe ein Schreiben, das, obgleich mit der größten Mäßigkeit abgefaßt, dennoch der päpstlichen Würde nicht das Mindeste vergab. In seinem Schreiben erzählt Hadrian ganz einfach den Hergang auf dem Reichstage von Besançon. Ueber den Sinn des von ihm gebrauchten Wortes Beneficium läßt er sich in keine Erklärung ein, sagt blos, daß darüber ein Streit entstanden, der den Kaiser erbittert und ihn zu der so schmähligen Behandlung der päpstlichen Legaten veranlaßt habe.

Indessen tröste ihn doch diesfalls der Gedanke, daß der Kaiser weder auf den Rath der Bischöfe, noch der Fürsten so gehandelt habe. Der Papst ermahnet hierauf die Bischöfe, seinen geliebten Sohn wieder auf den rechten Weg, von welchem er abgewichen, zurückzuführen; besonders möchten sie suchen, den Kaiser zu bewegen, daß er seinen Kanzler Rainold und den Pfalzgrafen Otto, welche sich sowohl gegen die Legaten, als auch gegen den römischen Stuhl die größten Lästerungen erlaubt hätten, ernstlich anhalte, dem römischen Stuhle diesfalls die gebührende Genugthuung zu leisten; damit, so wie die Bitterkeit ihrer Reden viele Ohren beleidigte, nun auch ihre Genugthuung viele wieder auf den rechten Weg zurückbringe. Endlich fordert der Papst auch noch die Bischöfe auf, dem Kaiser die, in dem Evangelium enthaltene göttliche Verheißung in das Gedächtniß zurückzurufen, der zu Folge die hochheilige römische Kirche von Jesu selbst auf einen festen Felsen gegründet worden sey, und der daher auch, welche Stürme sich gegen denselben erheben mögen, nie wanken, nie in seiner Festigkeit erschüttert werden könne.“ Dieses päpstliche Schreiben konnten und durften die Bischöfe nicht unbeantwortet lassen. Wirklich kam nun auch ihrer Seits ein Schreiben zu Stande, welches jedoch offenbar alle Merkmale der Unächtheit trägt. Die ganze Fassung desselben beweist, daß es entweder von dem Kanzler Rainold, oder einem dem Kaiser völlig ergebenen Bischofe, dem Friederich auch noch wahrscheinlich manche Ausdrücke in die Feder dictirt haben mag, entworfen, den eingeschüchterten Bischöfen blos zur Unterschrift vorgelegt und hierauf im Namen Aller nach Rom geschickt ward. Man würde sich also sehr irren, wenn man diese Urkunde als einen überzeugenden Beweis der Gesinnungen der damaligen deutschen

Bischöfe betrachten wollte. Folgendes ist das Wesentlichste des im Namen des gesammten hohen Clerus Deutschlands an Hadrian IV. gerichteten Schreibens: „Ob wir gleich," sagen die Bischöfe, „wohl wissen und überzeugt sind, daß weder Stürme noch wilde Wasserfluthen die auf einen Felsen gegründete Kirche Gottes stürzen können, erschrecken wir Schwächern dennoch, sobald irgend eine Gefahr derselben zu drohen scheint; und große Bangigkeit ergriff uns, als wir erfuhren, welch ein gefährlicher Streit zwischen eurer Heiligkeit und euerm Sohne, unserm Kaiser, wenn es Gott nicht verhütet, entstehen könnte. Durch die Worte eures ersten Schreibens *) ist das ganze Reich in heftige Bewegung gerathen; weder das Ohr des Kaisers, noch das Ohr der Fürsten vermochten sie zu ertragen; und auch wir (eure Heiligkeit wolle es uns nicht übel deuten), können und dürfen jene Fassung durchaus nicht billigen, weil sie eine ungewöhnliche, ja unerhörte und höchst gefährliche Neuerung ist. Euer letzteres an uns gerichtetes Schreiben haben wir mit schuldiger Ehrfurcht empfangen, und euerm Befehle zu Folge euern Sohn und unsern Herrn und Kaiser ermahnt. Allein er hat uns, Gott sey Dank! geantwortet, wie es einem katholischen Monarchen gebührt, nämlich das Reich müsse beherrscht werden nach den heiligen Gesetzen und dem löblichen Brauch der Vorfahren. Frei sey die deutsche Krone durch Gottes Gnade und werde durch die freie Wahl der geistlichen und weltlichen Fürsten ertheilt, wobei der Erzbischof von Mainz zuerst und dann jeder Fürst nach seiner Ordnung stimme, und hierauf der Erzbischof von Cöln

*) Nämlich des von den Legaten in Besançon überreichten Schreibens, welches der Kaiser auch allen Bischöfen Deutschlands hatte mittheilen lassen.

die königliche und der Papst *) die kaiserliche Krönung verrichte. Was darüber sey, wäre vom Uebel und kein Grund vorhanden, die Rechte der Kirche zu vermehren oder auch sie zu beschränken. Durch die Zurücksendung der Legaten habe man nicht den Papst verunehren, sondern die Verbreitung von Schriften verhindern wollen, welche die Entehrung und Herabwürdigung des Reichs bezweckten. Der Eingang nach Italien sey weder den Reisenden noch denen versperrt, die mit Erlaubniß der Bischöfe und geistlichen Obern nach Rom gehen, sondern blos um Mißbräuchen zu steuern, wodurch bisher jede Kirche beschwert und ausgesaugt und alle Kirchenzucht zerstört worden. Das Kaiserthum habe mit Hülfe Gottes die Kirche gehoben, jetzt wolle diese, wie es scheine, ohne Gott das Kaiserthum zerstören. Mit Gemälden**) habe man angefangen, Schreiben seyen gefolgt, und schon strebe man, diesen gesetzliche Kraft zu ertheilen. Die Gemälden müßten vertilgt und die Schriften zurückgenommen werden, damit kein, endlosen Hader zwischen Reich und Kirche veranlassendes Denkmal zurückbleibe. Denn wahrlich er, der

*) Die Deutschen behaupteten nämlich, daß es eine Verpflichtung der Päpste sey, jedem, von den Fürsten neu gewählten deutschen Könige auch die Kaiserkrone zu ertheilen, und daß ein Solcher durch ihre Wahl auch schon römischer Kaiser sey, eine Behauptung, welcher jedoch die Geschichte aller vorhergegangenen Jahrhunderte widerspricht.

*) Dieses bezieht sich auf das damals im Vatican noch hängende, die Krönung Kaiser Lothars vorstellende Gemälde. Welche Beschaffenheit es damit hat, darüber sehe man den sieben und zwanzigsten Band unserer Fortsetzung, Abschnitt 5. §. 6. Seite 81 und 82. in der Note. Ueber dieses Gemälde war auch auf dem Reichstage zu Besançon schon großes Geschrei erhoben worden.

Kaiser, werde solche Eingriffe nie dulden, nie ertragen, weit lieber die Krone niederlegen, als sie unter seiner Regierung solcher Schmach preisgeben. Dies und noch viel anderes, besonders über den mit König Wilhelm von Sicilien einseitig geschlossenen Frieden, wie über die in Italien eingegangenen bedenklichen Verträge hat uns der Kaiser ebenfalls mitgetheilt, doch wollen wir dies Alles jetzt bescheiden übergehen und nur noch bemerken, daß Pfalzgraf Otto, von dem Kaiser nach Italien gesandt, sich schon auf dem Wege dahin befinde, daß aber Rainald, der Kanzler des Kaisers, uns als ein durchaus rechtlicher und friedlicher Mann bekannt ist, dem auch eure Legaten ihre Rettung aus jener Gefahr, in die sie der Zorn der Nation brachte, zu danken haben. Deßwegen bitten und beschwören wir euere Heiligkeit, uns Schwache zu verschonen, und als ein guter Hirt euern erhabenen Sohn, unsern Kaiser, durch mildere Worte und genügende Maßregeln zu versöhnen, damit die Kirche Gottes sich in ungestörter Andacht erfreue und das Reich in seiner herrlichen Größe prange, zu welcher es durch die Hülfe Desjenigen gelangt ist, der Mittler ist zwischen Gott und den Menschen, nämlich durch unsern Herrn und Heiland Jesum Christum, hochgelobt in alle Ewigkeit." Der von uns schon öfters erwähnte große und geistvolle Geschichtschreiber macht bei dieser Gelegenheit folgende, eben so tief als richtig aufgefaßte Bemerkung: „Wer," sagt er, „sich der frühern Zeiten erinnert, wird kaum begreifen, wie deutsche Bischöfe dahin gebracht werden konnten, ein solches Schreiben im Namen sämmtlicher Bischöfe Deutschlands an den Papst zu erlassen. Daß die Bischöfe ihre wahre Meinung darin sollten ausgesprochen haben, ist kaum möglich anzunehmen. Aber um so stärker ist das Zeugniß, welches dieses Schreiben von

dem Ansehen Kaiser Friederichs in Deutschland enthält, von seiner Gewalt über alle Gemüther, von der Achtung, die sein Geist, von der Furcht, die seine Handlungsweise überall eingeflößt hatten."

11. Der Papst sah jetzt wohl ein, daß er von den deutschen Bischöfen wenig Hülfe oder Unterstützung zu hoffen habe, und da selbst unter seinen Cardinälen eine große Verschiedenheit der Meinung herrschte, auch viele ihm zur Nachgiebigkeit riethen, besonders weil man jetzt mit Bestimmtheit wußte, daß der Kaiser nächstens wieder mit einem zahlreichen, unwiderstehlichen Heere in Italien erscheinen werde, und man dabei mit Grund besorgen mußte, daß er mit seinen unüberwindlichen Schaaren selbst nach Rom ziehen dürfte, so entschloß sich der heilige Vater, ohnehin selbst alt und kränklich, den Weg der Milde und Versöhnung einzuschlagen. Er sandte daher zwei Cardinäle, Heinrich und Hyazinth, mit einem sehr freundlichen, liebevollen Brief an den Kaiser nach Deutschland. Aber diesmal ward den beiden Legaten ihre Reise ungemein erschwert. Da es nämlich bekannt worden war, daß zwischen dem Papste und dem Kaiser eine Kälte eingetreten sey, die wahrscheinlich zu einem förmlichen Bruch führen werde, so glaubte man nun auch durch Frechheit gegen den Papst und die Cardinäle desto höher in der Gunst des Kaisers zu steigen. Statt daß man ehemals Legaten des römischen Stuhles, Männer von solcher Würde, mit der größten Ehrerbietung empfing, ihnen sogar gewöhnlich feierlich entgegen ging, bekümmerte sich nun niemand mehr auch nur im mindesten um Hadrians jetzt durch Italien reisenden Legaten; im Gegentheil wurden sie bald da, bald dort unter den nichtigsten Vorwänden an der Fortsetzung ihrer Reise gehindert. Da der Pfalzgraf Otto und der Kanzler

Rainald sich jetzt als kaiserliche Bevollmächtigten in Italien befanden, so fanden endlich die beiden Cardinäle es sogar für nöthig, nach Modena, wo jene sich aufhielten, zu gehen, um von ihnen gewissermaßen sich die Erlaubniß zur Fortsetzung ihrer Reise zu erbitten. Natürlicher Weise konnte ihnen diese nicht verweigert werden, besonders da sie versicherten, sie kämen als Boten des Friedens und hätten versöhnende Briefe von Seiten des heiligen Vaters dem Kaiser zu überreichen. Aber auch dadurch waren sie noch nicht gegen alle Widerwärtigkeiten und Gefahren auf ihrer Reise geschützt, die auch, wie es scheint, nicht unbedeutend müssen gewesen seyn, da zu ihrer größeren Sicherheit der Bischof von Trident sich erbot, sie auf ihrer weitern Reise zu begleiten, ein Anerbieten, das auch sogleich mit Dank von ihnen angenommen ward. Alle drei geistliche Fürsten wollten nun das Etschthal hinabziehen. Aber in dieser Gegend hausten seit einiger Zeit zwei Raubgrafen, die beiden Brüder Friederich und Heinrich, die schon manche Gewaltthätigkeit verübt hatten, und nun froh, eine Gelegenheit gefunden zu haben, ihre Raublust unter der Maske treuer Anhänglichkeit an den Kaiser zu verstecken, die drei Prälaten überfielen, sie ausraubten, und um ein noch bedeutenderes Lösegeld von ihnen zu erzwingen, sie gefänglich niederwarfen. Dem Bischof von Trident gelang es zwar aus seiner Haft zu entkommen, aber die päpstlichen Legaten erhielten nur dadurch ihre Freiheit, daß ein edler Römer, ein Bruder des Cardinal Hyazinth, sich als Geißel in die Gefangenschaft der beiden Raubgrafen begab. Durch dergleichen unerwartete, widrige Vorfälle ward nun die Reise der Legaten so sehr verzögert, daß sie kaum noch in Deutschland ankamen, bevor der Kaiser es verlassen hatte. Sie trafen Friederich im Lager bei Augsburg, schon im Begriffe stehend, seinen

Feldzug nach Italien anzutreten. Der Kaiser, im voraus von dem Zwecke dieser Gesandtschaft unterrichtet, empfing die beiden Cardinäle ungemein gütig und freundlich. Schon ihre Anrede an den Kaiser lautete ganz anders als jene ihrer Vorgänger auf dem Reichstage von Besançon. „Es grüßet euer Hoheit," sagten sie, „das Oberhaupt der heiligen römischen Kirche, euer frommer Vater in Christo, als den ersten und geliebtesten Sohn des heiligen Petrus. Auch grüßen euch alle unsere ehrwürdigen Brüder, die Cardinäle, als den Herrn und Kaiser der Stadt Rom und der Welt." Das päpstliche Schreiben war mit vieler Ruhe, mit Würde und in dem mildesten Tone abgefaßt. Der Papst sagt: „Er habe sich in allen Verhältnissen so benommen, daß er gehofft, das Gemüth des Kaisers würde täglich von größerer Liebe und Verehrung gegen den apostolischen Stuhl entzündet werden. Um so mehr habe er sich verwundert, daß zwei Cardinäle, Männer, die stets für die Ehre kaiserlicher Majestät besorgt gewesen, und in friedlicher Absicht gekommen wären, auf eine, von der Würde kaiserlicher Majestät nicht zu erwartende Art behandelt worden. Dazu habe ein einziges Wort, beneficium, die Veranlassung gegeben. Dieses Wort bezeichne freilich bei Einigen ein Lehen; aber man hätte es in dem Sinne des Papstes erklären müssen. Beneficium heiße in seiner ganz einfachen Bedeutung eine Wohlthat, eine Gefälligkeit, eine gute That. Auch in der Sprache der Kirche heiße dasselbe, wie in der heiligen Schrift, keinesweges ein Lehen, sondern eine Gutthat. Eben so sey auch der Ausdruck: wir haben dir die Kaiserkrone ertheilt, nur von Menschen, welche den Frieden zwischen dem Reiche und der Kirche zu stören suchten, verdrehet worden. Man habe jedoch dadurch nichts anderes sagen wollen: als wir haben dir die Krone auf das

Haupt gesetzt. Wenn daher der Kaiser wirklich befohlen habe, Geistliche, welche die heilige römische Kirche zu besuchen im Sinne hatten, zurückzuhalten und nicht weiter ziehen zu lassen, so würde er gewiß jetzt einsehen, daß er sich hierin übereilt habe. Wäre ihm etwas unangenehm oder mißfällig darin gewesen, so hätte er sich an ihn selbst, den Papst, wenden sollen, und er, der Papst, würde alsdann ganz gewiß sogleich alle Sorge getragen haben, daß der Ehre seines theuersten Sohnes in Christo nicht zu nahe getreten werde. Jetzt sende er ihm zwei seiner Brüder, die Cardinäle Hyazinth und Heinrich. Beide wären kluge und höchst ehrenvolle Männer. Der Kaiser möge sie gütig aufnehmen, ihren Worten Glauben schenken und allen Samen des Mißtrauens und der Zwietracht zwischen ihm und seiner Mutter, der hochheiligen römischen Kirche, tilgen." Mit dieser Erklärung schien Friederich vollkommen zufrieden. Indessen richtete er doch noch einige sehr bedenkliche, ja wohl verfängliche Fragen an die Legaten, da diese sie aber alle mit der größten Zartheit, Schonung und einer, nur einem vollendeten Geschäftsmanne eigenen Feinheit beantworteten, auch den Kaiser der aufrichtigen Freundschaft sowohl von Seiten des heiligen Vaters, als auch der Cardinäle versicherten, und daß der Papst und dessen gesammte Geistlichkeit stets die Rechte des Kaisers und des Reiches im Auge behalten und sie in Ehren halten würden, so ward Friederich nun vollkommen besänftiget. Er gab den Cardinälen für den Papst und die ganze römische Geistlichkeit den Friedenskuß, beschenkte jene sehr reichlich und hob alle von ihm getroffenen, die Verbindungen Deutschlands mit Italien hemmenden und beschränkenden Verfügungen auf. Zwischen den zwei höchsten Oberhäuptern der Christenheit war zwar jetzt der Friede wieder hergestellt, aber leider auch

vorauszusehen, daß zwischen einem Papste, der nicht alle Rechte des römischen Stuhles und der Kirche preisgeben wollte, und einem so gewaltigen Kaiser, der kein Recht als nur das seinige anzuerkennen schien, kein Friede eine lange Dauer haben könne, was auch wirklich, wie wir bald sehen werden, schon im folgenden Jahre erfolgte.

IV.

Friederichs I. zweite Heerfahrt nach Italien.

1. Kaum war Friederich nach seinem ersten Römerzuge in dem Jahre 1155, in Deutschland angekommen, als schon neue Ereignisse jenseits der Alpen ihn beinahe noch in demselben Jahre wieder nach Italien zurückzurufen schienen. Die Mailänder, noch mehr erbittert durch Friederichs Strenge gegen die mit Mailand verbundenen Städte und stolz darauf, daß das deutsche Heer unverrichteter Dinge vor ihren Mauern hatte abziehen müssen, richteten nun all ihr Streben dahin, sich in eine Verfassung zu setzen, in welcher sie der Macht Friederichs und des ganzen Reiches trotzen zu können im Stande seyn würden. Nicht nur, daß sie alle ihre Kräfte anstrengten, die größten Kosten und ungeheuersten Arbeiten nicht scheueten, um ihre ohnehin schon feste Stadt durch Anlegung einer Menge neuer Festungswerke noch mehr zu befestigen, sondern sie suchten auch die Zahl ihrer Verbündeten theils durch Geld und Ueberredung, theils auch durch offene Gewalt noch zu vermehren. Städte, die sich weigerten, in ihren Bund zu treten, wurden, wenn sie sich derselben bemächtigen konnten, von Grund aus zerstört, dafür aber befreundete Städtde durch alle Mittel, welche die Kunst darbot, auf das beste befestiget. Den ehemaligen Einwohnern von Tortona hatten sie schon, sobald

die Alpen nur wieder zwischen ihnen und Friederich lagen, drei bemerkenswerthe Geschenke geschickt, nämlich eine Posaune von Erz, um die Vertriebenen wieder zurückzurufen, eine weiße Fahne mit rothem Kreuze, zum Zeichen der Erlösung von grausamen Feinden und der wiederkehrenden Freiheit, und endlich noch eine zweite Fahne mit Sonne und Mond, unter der Bedeutung, daß, so wie der Mond von der Sonne, eben so auch Tortona von Mailand Licht und Leben erhalte *). Auch zwischen Mailand und dessen Verbündeten, und der Stadt Pavia und ihren Verbündeten war mit der alten Erbitterung der Krieg wieder ausgebrochen, anfänglich eine kurze Zeit mit wechselndem Erfolge, aber bald sank die Wagschale gänzlich zum Vortheile Mailands. Die Pavenser wurden nach einigen blutigen Niederlagen gezwungen, hundert Edle und zweihundert Bürger als Geißeln zu stellen, einen mailändischen Stadtvorsteher anzunehmen und endlich noch zu versprechen, keinen eigenen Stadtrath mehr anzuordnen. Auch der Markgraf von Montferrat, weil ganz im Interesse des Kaisers, ward von den Mailändern feindlich behandelt und mußte nach einigen erlittenen Niederlagen der wachsenden Macht Mailands weichen, worauf Brescia und Piacenza für den Bund gewonnen wurden. Um ihre Vertheidigungs- wie Angriffsanstalten noch mehr zu erweitern, legten sie nicht blos auf eigenem, sondern auch auf fremdem Ge-

*) Unter dem Schutze, dem Beistande und mit dem Gelde Mailands ward nun Tortona in äußerst kurzer Zeit wieder aufgebaut, und dem Kaiser zum Trotz legte sich das neue, aus seinen Trümmern so rasch hervorgegangene Tortona ein neues Wappen bei, welches, da beide Städte darauf abgebildet waren, deren gegenwärtige wie zukünftige Vereinigung der Welt kund geben sollte.

biete neue Burgen an, bauten neue Brücken über den Tessino und die Adda, und erleichterten dadurch ihre Verbindung mit ihren befreundeten und mit ihnen im Bunde stehenden Städten.

2. Aber gegen seine alten Feinde, die es auf keine Weise zu gewinnen wußte und die mit unverbrüchlicher Treue zu dem Kaiser hielten, betrug sich Mailand mit einem bis in Grausamkeit übergehenden Uebermuth. Vorzüglich traf sein Haß die beiden Städte Como und Lodi. Es verbot den Lodensern, bei Strafe der Einziehung aller ihrer Güter, weder Etwas von ihrem Grundvermögen ohne Beistimmung der mailändischen Obrigkeit zu veräußern, noch auch ihre Stadt zu verlassen. Viele gehorchten, Manche verloren lieber ihr Eigenthum als ihre persönliche Freiheit. Aber damit begnügte sich noch nicht Mailands, im Namen der Freiheit immer frecher werdende Tyrannei. Von einer Beschränkung schritt es immer zu einer noch ärgern, und einer lästigen Besteuerung folgte bald eine noch drückendere nach. Endlich forderte es noch unbedingt: Lodi solle ihm huldigen und alle bisher getroffene Einrichtungen für gültig und gesetzlich erklären. Die so sehr gedemüthigten und ohnehin der Willkühr der Mailänder preisgegebenen Lodenser ließen sich das alles gefallen, nur verlangten sie, daß man dem Huldigungseide, den sie jetzt Mailand schwören sollten, noch beifüge: „unbeschadet der dem Kaiser geschworenen Treue.“ Aber das lag gerade am wenigsten in dem Sinne der Mailänder. Ihr Streben war, alle Städte Italiens von dem Kaiser abwendig zu machen und die, welche sie nicht für ihren Bund gewinnen könnten, in eine völlige Ohnmacht herabzudrücken. Das Verlangen der Lodenser ward also zurückgewiesen. Nun eilten der Bischof, die Consuln

und vornehmsten Einwohner von Lodi nach Mailand, warfen sich dem Erzbischofe, den Consuln und dem Senat zu Füßen und wiederholten ihre Bitte, aber abermals fruchtlos. Zwei gerade um diese Zeit in Mailand anwesende und den Mailändern zugethane Cardinäle legten sich jetzt in das Mittel und stellten im Namen des Papstes und der Kirche den Mailändern vor, daß ihre, blos auf Uebermacht sich gründende Forderung nicht nur im höchsten Grade ungerecht, sondern sogar grausam sey, indem man dadurch die Lodenser zu offenbarem Meineide zwingen wolle. Aber auch diese sehr ernsten und mit den wichtigsten Gründen unterstützten Vorstellungen hatten keinen Erfolg. Mailand beharrte bei seinem Beschluß: „Die Lodenser sollten, bei Strafe der Verweisung, den von ihnen geforderten Eid unbedingt schwören, und als jetzt dennoch die meisten Einwohner die Stimme ihres Gewissens mehr achteten, als die Drohungen ihrer Feinde fürchteten, und daher fortfuhren, jenen Eid zu verweigern, zogen die Mailänder mit Heeresmacht gegen Lodi, verjagten die Einwohner, raubten alles bewegliche Gut, zerstörten Saaten, Aecker und Weinberge, verbrannten hierauf die Häuser und rissen die Mauern nieder. Die, welche Krankheits- oder Altersschwäche wegen in Lodi geblieben waren, wurden in Fesseln geschlagen und in Kerker geworfen, in denen sie in kurzer Zeit größtentheils vor Elend zu Grunde gingen.

3. Als von allem Diesem die Kunde nach Deutschland kam und beinahe mit jedem Tage immer noch bedenklichere Nachrichten einliefen, sah Friederich sehr wohl die Nothwendigkeit ein, sich unverzüglich wieder den Italienern zu zeigen. Aber so sehr er auch dieses wünschte, so konnte er dennoch den Feldzug nach Italien erst im folgenden Jahre antreten. Einstweilen

schickte er den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach und seinen Kanzler Rainald mit einigen Schaaren voraus, theils um die nach Italien führenden Engpässe zu besetzen, theils und vorzüglich auch um den dem Kaiser treuen Städten dadurch gleichsam eine Bürgschaft der baldigen Ankunft Friederichs in Italien zu geben, deren Muth dadurch zu erheben und zugleich auch unter den Mailändern und deren Verbündeten Schrecken zu verbreiten. Diese nicht leichte Aufgabe lösten der Kanzler und der Pfalzgraf mit einem, alle Erwartung übersteigenden Erfolge. Zuerst bemächtigten sie sich der den Engpaß von Verona beherrschenden Burg Rivola und sicherten dadurch den Marsch des Heeres durch das Etschthal. In allen Städten, wohin sie kamen, wurden sie entweder mit wahrer oder geheuchelter Freude stets prachtvoll empfangen. Man glaubte, Friederich stehe schon vor den Thoren Italiens, und Furcht und Besorgnisse jeder Art bemächtigten sich aller Gemüther. In Verona, so wie in den übrigen Städten, die sie durchzogen, leisteten der Bischof und die Bürger dem Kaiser einen neuen feierlichen Eid der Treue. Als Bevollmächtigten des Kaisers hielten Rainald und der Pfalzgraf zu Cremona einen ungemein besuchten öffentlichen Tag *). Auf demselben

*) Diese beiden ungewöhnlichen und von dem Kaiser vorzüglich geachteten Männer hatten nichts Gemeinsames mit einander, als Jugend und edle Geburt, treue Anhänglichkeit an den Kaiser und rastlose Thätigkeit im Dienste desselben, aber so wie an äußerer Gestalt als auch an Gemüth und Character völlig von einander verschieden. Otto war groß, von starkem, festen Körperbau, brauner Gesichtsfarbe und schwarzem Bart und Haare, Rainald im Gegentheil klein, zart gebaut, von hellerer Gesichtsfarbe und blondem Haare. Otto, ein leidenschaftlicher Krieger, hochfahrend, kühn und rasch entschlossen, aber mit den Wegen freundlicher

erschienen die Erzbischöfe von Ravenna und Mailand; der Letztere entweder aus eigener Anregung, um vielleicht in der Folge mit um so größerer Zuversicht als Mittler zwischen dem Kaiser und den Bürgern von Mailand auftreten zu können, oder aus unmittelbarem Auftrage von den Mailändern, deren Uebermuth bei der Nachricht der nahen Ankunft des Kaisers allmälig zu sinken begann. Außer diesen beiden Erzbischöfen erschienen noch fünfzehn Bischöfe, eine Menge Grafen und Markgrafen und alle Consuln der benachbarten Städte mit deren vornehmsten und angesehensten Einwohnern. Hier erhielten die beiden kaiserlichen Bevollmächtigten, in Beziehung auf die Griechen, welche noch im Besitz von Ancona waren, verschiedene Nachrichten, die ihnen sehr bedenklich schienen. Unter dem Vorwande des Krieges gegen den König von Sicilien suchten sie Truppen, so viel sie konnten, anzuwerben, aber ihre wahre Absicht war, sich der italienischen Seestädte, deren vornehmste Einwohner sie durch Geld gewonnen hatten, entweder mit List oder Gewalt zu bemächtigen.

Vermittlung durchaus unbekannt, wollte er Alles blos mit dem Schwerte entscheiden, nur durch Gewalt jedes Hinderniß brechen, nur durch Furcht Gehorsam erzeugen. Rainald im Gegentheil weit sanfterer Natur, dabei mit der Gabe der Wohlredenheit geschmückt, suchte durch die Macht der Ueberredung die Gemüther für seinen Zweck zu gewinnen, und obgleich hitzig und bisweilen aufbrausend, wußte er jedoch jedes harte, in der Aufwallung ihm entfahrene Wort sogleich wieder durch irgend einen geschmeidigern Ausdruck und sanftern Ton der Stimme zu mildern, und das Verletzende, was in jenem lag, demselben wieder zu benehmen. Da diese beiden, noch in der Blüthe ihres Lebens und ihrer Kraft stehende Männern stets nur ein und dasselbe Ziel verfolgten, so ward dieses auch durch Vereinigung ihrer, obgleich verschiedenen, doch seltenen Eigenschaften um so leichter und sicherer erreicht.

Otto und Rainald sammelten nun so viele Truppen um sich her, als sie nur in der Eile zusammenbringen konnten, und zogen über Ravenna gegen Ancona. Auf dem Marsche dahin begegnete ihnen eine bedeutende Anzahl von vornehmen Männern aus Italien, welche von Ancona kamen. Bei dem Anblick derselben regte sich sogleich bei dem Pfalzgrafen wie bei dem Kanzler der Verdacht, daß sie in geheimer, verrätherischer Verbindung mit den Griechen in Ancona stünden. Mit gezogenem Schwert eilte Otto von Wittelsbach auf sie zu, ergriff einen gewissen Wilhelm von Travensara, den vornehmsten Einwohner von Ravenna, der sich aber jetzt ebenfalls unter diesen verdächtigen Reisenden befand, bei der Brust und erklärte ihm, daß er sein Gefangener sey. Diese kühne That schreckte alle Uebrigen so sehr, daß sie, trotz ihrer zahlreichen Begleitung, doch keinen Widerstand wagten, sich, so gut sie konnten, zu entschuldigen suchten und hierauf gegen ein ansehnliches Lösegeld ihre Freiheit wieder erhielten. Bei Ancona angekommen, schlugen Otto und Rainald ganz in der Nähe der Stadt ihr Lager auf. Ancona ward jetzt eingeschlossen und die darin liegende griechische Besatzung in kurzer Zeit durch Mangel an Lebensmitteln gezwungen, die Stadt zu verlassen. Durch Otto's und Rainalds kühnes Wagstück war also das Gewebe, das die Griechen in Ancona spinnen wollten, zum Theil schon gesponnen hatten, auf einmal wieder zerrissen.

4. In dem Monat Junius des Jahres 1158 rückten nun alle, den Kaiser auf seinem neuen Römerzuge begleitenden Fürsten mit ihren Schaaren in dem an den Ufern des Lechs bei Augsburg stehenden Lager ein. Keiner der größern wie kleinern Fürsten fehlte. Wer nicht kam, den entschuldigte, wie den

ehrwürdigen Bischof von Freisingen, theils Krankheit, theils hohes Alter, oder auch gebieterische Nothwendigkeit seiner Gegenwart im eigenen Lande, wie den damals in Händeln mit den Dänen und slavischen Völkern verwickelten Heinrich den Löwen, der jedoch auf sein fürstliches Wort versprach, dem Kaiser unmittelbar zu folgen, ihm auch wirklich bald darauf mit zwölf hundert geharnischten Rittern folgte. Ueberhaupt hatte seit vielen Jahrhunderten, vielleicht sogar nie, das deutsche Reich an einem Feldzug seines Königes einen so allgemeinen, thätigen und lebhaften Antheil genommen, als jetzt an Friederichs des Ersten zweiter Heerfahrt nach Italien *). Ein zahlreiches, furchtbares, aus lauter Kerntruppen zusammengesetztes Heer erwartete den Kaiser in dem Lager bei Augsburg. In den letzten Tagen des Junius brach Friederich mit demselben auf. Natürlicher Weise konnte ein so ungeheueres Heer nicht auf einer und derselben Straße ziehen. In mehrere Armeecorps getheilt, sollte es daher auf verschiedenen Operationslinien in Italien einrücken. Unter der Führung des Herzogs Heinrichs von Oesterreich und Heinrichs von Kärnthen zog eine Heerabtheilung, bei der sich auch eine Schaar von Ungarn befand, durch das Friaul.

*) Abermals ein Beweis von Friederichs dem Ersten ungemeinem Ansehen im Reiche und dessen geistiger Superiorität über Alle, die ihn umgaben. Denn bei weitem folgten nicht Alle ihm gern; im Gegentheil ward, nach dem Zeugniß der Chronik von Weingarten, sein Unternehmen von sehr Vielen, selbst aus seinen nächsten Umgebungen, obgleich freilich nur ganz im Stillen, sehr hart getadelt. Zu wünschen wäre es, daß die erwähnte Chronik auch die Gründe, worauf dieser Tadel beruhete, angegeben hätte; dies würde sowohl auf die damalige Lage des Reiches, als auch auf die Masse von Einsichten jener Zeit ein gewiß sehr willkommenes Licht geworfen haben.

Herzog Berthold von Zähringen, welchem sich die Lotharinger anschlossen, führte seinen Heerhaufen durch Burgund über den Bernhard. Die Franken, Schwaben und Rheinländer zogen unter ihren Fürsten über Chiavenna an dem Comersee hinweg. Bei dem Kaiser, dessen Abtheilung bei weitem die zahlreichste war, beinahe die Hälfte des ganzen Heeres ausmachte, befanden sich der König von Böhmen, Friederich, Herzog von Schwaben, Sohn König Conrads des Dritten; des Kaisers Stiefbruder, Pfalzgraf bei Rhein; die Erzbischöfe von Mainz, Cöln und Trier; die Bischöfe von Eichstädt, Prag, Verden, Würzburg; eine Menge Aebte; auch Grafen und Markgrafen in nicht minder großer Anzahl. Der Feldzug, den Friederich jetzt eröffnete, gehört zu den glorreichsten Römerzügen der Deutschen. Der Zug über die Alpen ging glücklich von Statten. In den ersten Tagen des Julius defilirten die verschiedenen Heerabtheilungen über die Gebirge herab und rückten in die Ebenen Italiens ein. Der König von Böhmen bildete mit seinen zahlreichen Schaaren den Vortrab. Bei Brescia kam es zu den ersten feindlichen Auftritten. Böhmisches Fußvolk, das der König voran gesandt hatte, zerstreute sich in einigen in der Umgegend liegenden Dorfschaften, plünderten dieselben und erlaubten sich noch manchen andern, bei solchen Gelegenheiten gewöhnlichen Unfug. Sogleich griffen die Einwohner von Brescia zu den Waffen, stürmten in großer Anzahl heraus, erschlugen einige der Plünderer und trieben die andern in die Flucht. Aber in demselben Augenblick kam der König von Böhmen mit dem Kern seines Heeres an. Die Brescianer wurden nun sogleich zusammengehauen, doch retteten sich noch viele durch schleunige Flucht in ihre Stadt. Schwer mußte jedoch jetzt Brescia für diese Unbesonnenheit büßen.

Vierzehn Tage verweilte der König auf dem Gebiete der Stadt, brach die dort liegenden Burgen, ließ alle Dörfer plündern und die ganze Gegend bis vor die Thore der Stadt auf das gräßlichste verwüsten. Den hülflosen Einwohnern blieb nun nichts anderes übrig, als unbedingt sich dem Kaiser zu unterwerfen, mithin dem Bunde mit Mailand zu entsagen, Alles, was man von ihnen forderte, zu zahlen und zu leisten, und endlich noch sechzig Geißeln als Bürgen ihrer Treue zu stellen. Inzwischen war an alle lombardische Städte der Befehl ergangen, ihre Contingente zu dem kaiserlichen Heere stoßen zu lassen. Diesem Befehl ward unverzüglich Folge geleistet. Aus allen Gegenden Oberitaliens eilten kriegerische Schaaren herbei, die Grafen und Markgrafen mit geharnischten Reitern, die Städte schickten größtentheils Fußgänger. Als sämmtliche italienische Hülfstruppen sich mit Friederichs ohnehin schon sehr zahlreichem Heere vereinigt hatten, bestand dasselbe nach sicherer Angabe aus mehr als zwanzig tausend geharnischten Reitern und hundert tausend Mann Fußvolks, größtentheils bestehend aus wohlgeübten Bogenschützen und Schleudern, wovon besonders die italienischen in der Behandlung der großen, bei Belagerungen nothwendigen Wurfmaschinen trefflich unterrichtet waren *). Es ist sehr begreiflich, daß unter einem so ungeheuern, aus so vielen, durch Sprache und Nationalität von einander geschiedenen Völkern bestehenden Heere bald mancherlei Reibungen, Streit und selbst blutige Händel entstehen mußten. Um Ordnung und Ruhe in dem Heere zu erhalten, entwarf Friederich, mit Zustimmung der Fürsten, eine lange Reihe sehr strenger, sogar Ver-

*) Ob diese Angabe der Wahrheit treu und nicht übertrieben ist, das müssen wir auf sich beruhen lassen.

stümmelung und Tod drohender Gesetze, die zugleich einen Beweis liefern, daß der Kaiser mit der Kriegszucht der alten Römer, selbst zu den Zeiten ihrer Republik, nichts weniger als unbekannt war. Bevor jedoch jetzt Friederich seine kriegerischen Operationen begann, wollte er vorher noch das strategische Object derselben dem Heere bekannt machen. Er hielt dieses für um so nothwendiger, da er erfahren, daß man bei dem Heere, besonders bei den italienischen Schaaren, einen gewissen Unmuth bemerke, der in der Besorgniß seinen Grund habe, daß sie einer weiten, lange Zeit dauernden Entfernung aus ihrer Heimath entgegen gingen, da wahrscheinlich der Kaiser sie gegen den König von Sicilien in die entfernten Provinzen Apuliens und Calabriens führen werde. Friederich ließ demnach die vornehmsten Anführer und Kriegsobersten zu sich rufen, und ohne eine förmliche Rede an sie zu halten, machte er, zu einer gewissen Vertraulichkeit sich herablassend, sie mit dem Zwecke dieses Feldzuges bekannt. „Blos das stolze Mailand, sagte er, das ganz Italien verwirre, alle Städte mit tyrannischer Willkühr behandle, habe ihn gezwungen, die Waffen zu ergreifen. Diese Stadt sey es allein, die sie aus dem Kreise ihrer Familien gerissen und auf einige Zeit aus ihrer Heimath gleichsam vertrieben habe. Einen Feind in der Ferne hätten sie nicht aufzusuchen, aber im Vertrauen auf ihren Eifer und ihre Tapferkeit hoffe er in kurzer Zeit das schon so lange in seiner Empörung beharrende Mailand zu demüthigen und dem Reiche wieder zu unterwerfen.“ Diese wenigen Worte des Kaisers machten einen ungemeinen Eindruck, und als sie nun dem ganzen Heere bekannt gemacht wurden, erscholl in allen Reihen Jubelgeschrei und frohes Waffengeklirr.

5. Mit der größten Sehnsucht wünschte nun das ganze Heer, alsogleich gegen den so ganz in der Nähe zu bekämpfenden Feind geführt zu werden. Aber in der Umgebung des Kaisers befanden sich mehrere italienische Rechtsgelehrten, welche den Monarchen darauf aufmerksam machten, daß nach den Bestimmungen des römischen Rechtes Mailand erst vorgeladen und gehört werden müsse, und erst dann, wenn es nicht sich zu rechtfertigen im Stande wäre, verurtheilt werden könnte. Das seit einiger Zeit immer mehr aufblühende römische Recht stand jetzt in dem größten, überall und allgemein anerkannten Ansehen, und Friederich, der wohl einsah, welche große Vorrechte und Befugnisse ihm dieses Recht zuerkenne, war nun klug genug, die Grundsätze desselben, die er in Zukunft für sich wollte geltend machen, nun auch seinen Feinden zu Gunsten kommen zu lassen. Die Mailänder wurden also vorgeladen *). Auf die an sie ergangene Ladung er-

*) Während dieser Zeit war in dem kaiserlichen Lager Mailand beinahe der ausschließliche Gegenstand der Unterhaltung. Auch an der kaiserlichen Tafel war gewöhnlich die Rede davon. Als nun eines Tages auch der Graf von Malespina sich unter den geladenen Gästen befand, jedoch wegen seiner bisherigen freundlichen Verhältnissen mit den Mailändern etwas verdächtig war, richtete der Kaiser auch an ihn einige, auf die Stadt Mailand beziehende Fragen. Vor dem Grafen stand gerade eine, mit einem genau passenden Deckel verschloßene Torte. Zu dem Kaiser sich wendend, antwortete nun Malespina: „so lange dieser Deckel die Torte verschließt, können Euere Majestät nicht davon essen; und Mailand ist der Deckel Italiens.“ Deutlicher konnte nicht wohl der Graf dem Kaiser zu verstehen geben, daß, bevor er nicht Herr von Mailand wäre, auch nicht Herr des Königreiches Italien seyn würde.

schienen sogleich mehrere mailändische Abgeordneten, welche die Sache ihrer Vaterstadt mit eben so vieler Beredsamkeit als Gewandtheit vertheidigten, auch große Geldsummen zur Sühne darboten. Aber die Rechtfertigung der Mailänder ward nicht genügend befunden, auch sprachen zu laut gegen sie ihre eigenen Thaten voll Willkühr, Ungerechtigkeit und tyrannischer Härte. Einstimmig ward daher die Stadt, als eine Feindin des Kaisers und des Reichs, in die Acht erklärt. Mit diesem Spruch wurden die mailändischen Abgeordneten zurückgeschickt. Unverzüglich brach nun der Kaiser mit dem Heere auf und rückte gegen die Adda vor. Die Mailänder legten großen Werth darauf, diesen Fluß zwischen sich und dem Feinde zu wissen; sie hofften mit Zuversicht, daß derselbe in seinem weitern Vorrücken durch die Adda wenigstens auf mehrere Tage würde aufgehalten werden, besonders da der Fluß um diese Zeit gewöhnlich sehr angeschwollen war und nur eine einzige Brücke bei Cassano über denselben führte, die sie jedoch trefflich befestiget und mit einer zahlreichen, aus Fußvolk und Reitern bestehenden Schaar besetzt hatten. Aber der kriegskundige König Wratislav von Böhmen schickte alsogleich einen Theil seines Heerhaufens den Fluß hinauf und hinab, um eine Furth zu suchen, die nun auch bald mit Hülfe eines gefangenen Bauern gefunden ward. Während nun die Böhmen an dieser Stelle über den Fluß gingen, machte auch der Kaiser Miene, auf einem in aller Eile zusammengebundenen Floß über denselben zu setzen. Dies war jedoch nur ein verstellter Angriff, aber die Mailänder wurden dadurch geschreckt, und in der bangen Ueberzeugung, daß sie jetzt alsogleich in der Fronte und im Rücken würden angegriffen werden, verließen sie ihren Posten und zogen sich zurück. Das ganze Heer ging nun über die Brücke. Aber dieser Ueber-

gang war mit einigem, nicht ganz unbedeutenden Verlust verbunden. Daran waren jedoch blos die Anführer Schuld, denn anstatt das Heer nur in kleinen Abtheilungen mit großen Zwischenräumen darüber zu führen, ließen sie zu, daß Alles in ungeheuern Massen sich auf die Brücke drängte. Diese war nun in wenigen Augenblicken mit Pferden, Fußgängern, Wagen, Kriegsmaschinen ꝛc. ꝛc. ganz bedeckt. Eine solche Last konnte unmöglich die Brücke lange tragen. Indessen war doch der Kaiser schon mit einem großen Theil des Heeres über derselben hinweg, als wirklich mehrere Brückenjoche plötzlich zusammenbrachen und alle, welche sich gerade auf diesem Theile der Brücke befanden, in den Strom stürzten. Glücklicher Weise gingen jedoch nicht alle zu Grunde und viele wurden, obgleich mit großer Anstrengung, wieder gerettet und an das Ufer gebracht. Die Nachricht der Achtserklärung kam mit jener des Uebergangs der Feinde über die Adda zu gleicher Zeit in Mailand an. Darüber gerieth nun zwar die ganze Stadt in Bestürzung, doch nur wenige verloren dadurch ihren Muth und bisherigen Trotz. Aber bei allem dem fanden die Mailänder es doch für zweckmäßig, noch einmal Gesandten an den Kaiser zu schicken, um durch die größten Anerbietungen, die sie jetzt machen ließen, wo möglich noch den Frieden von demselben zu erhalten. Aber unglücklicher Weise kamen die Abgeordneten zu dem Kaiser, als dieser gerade in dem Lager bei Lodi stand. Der grenzenlose Jammer der vielen aus dieser Stadt vertriebenen, jetzt wieder zurückgekommenen, aber aller ihrer Habe beraubten Einwohner und der Anblick der vorsätzlichen, blos aus Rachsucht von den Mailändern angerichteten Zerstörungen hätten selbst das unempfindlichste Gemüth, das gefühlloseste Herz zum Mitleiden erregen müssen, hatten

mithin auch den Zorn des Kaisers und der Fürsten gegen Mailand nur noch mehr entflammt. Friederich erlaubte daher auch nicht einmal den mailändischen Gesandten, vor ihm zu erscheinen, sondern ließ ihnen durch den Erzbischof Anselm von Ravenna sagen: „Eure Worte sind zwar süß und demüthig, aber ihr tragt den Schalk in eurem Busen. Ihr habt Gottes Kirchen und des Kaisers Städte zerstört, und mit dem Maße, mit dem ihr messet, soll auch euch wieder gemessen werden.“

6. Am folgenden Tag setzte sich das Heer in Bewegung, aber noch am Abend desselben Tages trug sich ein Ereigniß zu, das für die Mailänder eine günstige, für die Deutschen aber eine höchst ungünstige Vorbedeutung zu seyn schien. Der junge Graf Ecbert von Pitten und Formbach, aus einem der edelsten und ältesten Geschlechter Deutschlands, kühn und tapfer und voll Begierde nach kriegerischen Lorbern, wollte durch ein, die Bewunderung des ganzen Heeres auf sich ziehendes Wagniß sich auszeichnen. Unter dem jungen deutschen Adel fand er bald eine Menge Genossen. Mit ungefähr tausend Reitern zog er also gegen Mailand. Als er keinen Feind erblickte, rückte er immer näher heran, kam endlich bis an die Thore der Stadt. Aber plötzlich öffneten sich jetzt dieselben und zahlreiche Schaaren von Reiterei und Fußvolk stürzten sich auf den unbesonnenen Jüngling. Der im höchsten Grade ungleiche Kampf war nicht mehr zu vermeiden, aber bei der Unkunde der Gegend, der einbrechenden Nacht und der unverhältnißmäßigen Ueberzahl der Feinde erlitt Ecbert, trotz der tapfersten Gegenwehr, eine schreckliche Niederlage. Mehr als die Hälfte seiner Begleiter ward erschlagen, er selbst von einem

mailändischen Fußgänger mit der Lanze durchbohrt, oder wie andere erzählen, als Gefangener nach Mailand gebracht und dort auf die grausamste Weise hingerichtet*). Nur Wenigen gelang es durch Flucht dem Tode zu entgehen und das Heer wieder zu erreichen. Als der Kaiser diesen Unfall erfuhr, entbrannte er in Zorn, aber nicht sowohl wegen des erlittenen Verlustes, als vielmehr blos über das gegen die Gesetze der Kriegszucht begangene Verbrechen. „Selbst ein Sieg," sprach Friederich, „wenn ohne Willen und Wissen des Feldherrn errungen, ist ein des Todes würdiges Verbrechen." Fürwahr ein, eines römischen Feldherrn aus den Zeiten der Scipionen würdiges Wort! Der Kaiser befahl hierauf Alle, die an diesem Frevel gegen die Kriegszucht Theil genommen, zum Tode zu führen; und nur durch anhaltendes, dringendes Bitten vermochten die Fürsten, den Kaiser für diesmal noch zur Gnade und Nachsicht zu bewegen. Am andern Tage, am 6. August des Jahres 1158, kam endlich das Heer unter den Mauern von Mailand an. Die Lagermeister eröffneten den wohlgeordneten Zug, ihnen folgten die Träger der kaiserlichen Adler, umgeben von kriegerischer Musik, der das Heer durch Kriegslieder und lautem Gesange beistimmte; in zwei Theile getheilt kam darauf die erste und zahlreichste Abtheilung des Heeres, dann die Kriegsmaschinen, das Fuhrwerk und Gepäck, worauf die zweite Heerabtheilung den furchtbaren Zug schloß. Ruhig und furchtlos überschaueten die Mailänder von ihren Mauern herab das feindliche Heer, störten dasselbe

*) Noch lange Jahre nachher feierte man in vielen Gauen Deutschlands in rührenden Trauer- und Klagliedern das Andenken an den edeln jungen Grafen, dessen Heldenmuth und endliches grausames Schicksal.

auch nicht, als es sein Lager aufschlug, und dieses, nach alter Römerweise, durch Erdaufwürfe, Graben und Pallisaden zu verschanzen anfing. Sobald der Kaiser die Lage der Stadt und deren Festungswerke von allen Seiten untersucht hatte, gewann er die Ueberzeugung, daß wiederholte heftige Angriffe auf dieselbe ihm eine Menge gerade seiner tapfersten Krieger kosten würde. Sehr weislich beschloß also der Kaiser, von der Zeit das abzuwarten, was er jetzt blos durch Aufopferung vieler Tausenden seiner Leute würde erkaufen müssen; vollkommen überzeugt, daß er, wenn auch durch eine, sich noch so sehr in die Länge ziehende Belagerung, am Ende doch die Stadt durch Hunger zur Uebergabe zwingen würde; eine Hoffnung, wozu er um so mehr berechtiget war, da er wußte, daß es in Mailand und selbst unter den angesehensten Einwohnern nicht wenige gebe, die, obgleich ganz in Geheim und daher jetzt noch sich stille haltend, ihm zugethan und gänzlich auf seiner Seite wären. Mailand ward also von allen Seiten berennt, alle Verbindung mit der umliegenden Gegend ihm abgeschnitten. Dieses beugte jedoch nicht den Muth der zu einer verzweifelten Vertheidigung ihrer Stadt entschlossenen Einwohner. Die Mailänder machten öftere, und zwar stets sehr klug combinirte Ausfälle. Unter wechselndem Erfolge fielen beinahe täglich bald größere bald kleinere Gefechte vor. Von beiden Seiten gab man Beweise von ungewöhnlicher Kühnheit, Tapferkeit und Entschlossenheit, sogar Zweikämpfe hatten bisweilen statt. So z. B. nahete sich ein großer und starker ligurischer Reiter dem kaiserlichen Lager, tummelte mit vieler Gewandtheit sein kräftiges Streitroß einige Zeit herum und foderte dann den tapfersten deutschen Ritter zum Zweikampfe heraus. Diesen Trotz vermochte der junge Graf Albert von Tyrol nicht

zu ertragen. Ohne Helm, Beinschienen und Brustharnisch, blos mit Schild und Lanze bewaffnet, schwang er sich auf sein Pferd, sprengte dem feindlichen Reiter entgegen und warf ihn gleich beim ersten Anrennen mit einem Stoße seiner Lanze vom Pferde auf die Erde. Dieser war nun in der Gewalt seines Ueberwinders, aber der edle Graf schonte dessen Leben, ließ ihm sogar die Waffen und kehrte, schon zufrieden, den Stolz des Liguriers gedemüthiget zu haben, ganz ruhig wieder zu den Seinigen zurück*).

---

*) Einer der merkwürdigsten und am klügsten berechneten Ausfälle der Mailänder war gegen die, unter dem Befehl des jungen Pfalzgrafen Conrad bei Rhein und des noch jüngern Herzogs Friederich von Schwaben stehende Heerabtheilung gerichtet. Das Lager derselben befand sich, wegen der Lage des Thores, dem es gegenüber aufgestellt war, von den übrigen Armeecorps, sowohl rechts wie links, viel weiter entfernt, als die übrigen Heerabtheilungen von einander standen. Dieser Umstand, in Verbindung mit der Jugend der beiden Fürsten, welche bekanntlich dem Kaiser so nahe verwandt waren, und auch die geringe Macht, die unter ihrem Befehle stand, brachte die Mailänder auf den Gedanken, gegen diesen Theil des Lagers einen Ueberfall zu versuchen. Ihr Hauptzweck war, die beiden Fürsten zu Gefangenen zu machen; gelang ihnen dieses, so hatten sie unstreitig ein Unterpfand von ungemein hohem Werthe für sich in Händen. Natürlicher Weise ward zur Nachtzeit der Versuch unternommen, der auch anfänglich den glücklichsten Erfolg versprach. Die Deutschen lagen in tiefem Schlafe. Die Vorposten wurden von dem in der Dunkelheit der Nacht eingehüllten, still heranschleichenden Feinde leicht übermannt und die Mailänder drangen in das Lager, bevor noch die plötzlich aus dem Schlafe aufgeschreckten Deutschen ihre Waffen anlegen und sich gehörig ordnen konnten. Es erfolgte ein höchst verworrener, von wildem Geschrei der Angegriffenen begleiteter Kampf, und wahr-

7. Eher, als der Kaiser vielleicht selbst gehofft hatte, gingen dessen Erwartungen in Erfüllung. Die Belagerung hatte am 6. August angefangen und schon stellte sich gegen das Ende dieses Monates Mangel an Lebensmitteln in der belagerten Stadt ein. Noch bevor das kaiserliche Heer über die Adda gegangen war, hatten die Landleute aus allen Dörfern, selbst aus den entferntern Gegenden, aus Furcht vor den Deutschen, ihre Wohnungen verlassen und sich nach Mailand geflüchtet. Die Stadt war jetzt ganz mit Menschen überfüllt und ihre Bevölkerung um die Hälfte stärker, als in gewöhnlichen Zeiten. Im Vertrauen auf ihre hohen Mauern und festen Thürme, und sich erinnernd, daß vor einigen Jahren der Kaiser schon nach wenigen Tagen vor der Stadt wieder abgezogen sey, befürchteten die Mailänder auch jetzt keine lange Belagerung, versäumten daher Magazine zu füllen und große Vorräthe an Getraide aufzuschütten. Für dieses wahrhaft unverzeihliche Versäumniß mußte das stolze Mailand nun schwer büßen. Aus Besorgniß, man möchte im kaiserlichen Lager ihre drückende Noth erfahren, stellten die Mailänder eine Menge Getraidesäcke auf ihrem Markte zum Verkaufe aus. Die Deutschen konnten dies von einem hohen Thurm herab, den sie besetzt

scheinlich würden die Mailänder ihre Absicht erreicht haben, hätte nicht der zunächst lagernde König Wratislav von Böhmen den Tumult gehört und sogleich dessen Veranlassung geahnet. In der größten Schnelligkeit kam er also den beiden jungen Fürsten zu Hülfe und die Mailänder wurden nun um so leichter wieder zurückgetrieben, als sie glaubten, das ganze kaiserliche Heer rücke gegen sie heran. Die Deutschen verfolgten den Feind bis vor die Thoren seiner Stadt, die er jedoch, noch immer von der Nacht begünstiget, glücklich erreichte, ohne einen bedeutenden Verlust weder an Todten noch Gefangenen erlitten zu haben.

hielten, deutlich bemerken. Aber jene Säcke waren nicht mit Getraide, sondern mit Sand gefüllt. Diese List führte jedoch zu nichts. Die Deutschen, wenig darum bekümmert, ob es Getraide- oder Sandsäcke seyen, ließen in ihrer Wachsamkeit nicht nach, und den, hinter Wällen und Gräben enge eingeschlossenen Einwohnern blieb keine Hoffnung, die Wachen zu täuschen und durch geheime nächtliche Zufuhren ihrem Mangel in etwas abzuhelfen. Mit jedem Tage stieg also das Elend, und als in den ersten Tagen des Septembers sich eine völlige Hungersnoth in ganzer Aussicht zeigte, trat endlich Graf Guido von Blandrat, ein Mann, den der Kaiser liebte und die Mailänder seiner bekannten Redlichkeit wegen eben so sehr ehrten, in der Mitte seiner Mitbürger auf und ermahnte sie in einer ungemein gemüthlichen Rede, einer gebieterischen Nothwendigkeit zu weichen und dem Kaiser sich zu unterwerfen. Friederich, sagte er, sey ein Kaiser, dem zu gehorchen keinem Bürger Unehre bringen könne. Bei den an Ueberfluß und ein gemächliches Leben gewohnten Mailändern fanden Blandrats Worte ungemeinen Eingang. Die kleine Anzahl hochherziger, starrer Republikaner ward zum Schweigen gebracht und auf der Stelle der allgemeine Beschluß gefaßt, unverzüglich Abgeordnete in das deutsche Lager zu schicken, den Kaiser um Friede zu bitten und ihm die Stadt zu übergeben.

8. Zu Abgeordneten an den Kaiser wurden die zwölf Consuln gewählt. Sie wandten sich zuerst an den König von Böhmen und den Herzog von Oestreich, hierauf auch noch an andere Fürsten, um durch deren Vermittelung desto geneigteres Gehör bei dem Kaiser zu finden. Dieser war dem Frieden nicht abgeneigt, und so kam schon nach ein paar Tagen

folgender Vertrag zu Stande: „Lodi und Como werden unverzüglich wieder aufgebaut, bleiben frei und unabhängig von Mailand, haben daher auch den Mailändern keine Abgaben zu leisten und stehen blos in kirchlichen Angelegenheiten unter der Gerichtsbarkeit des Erzbischofes von Mailand. Alle Mailänder von siebzehn bis siebzig Jahren schwören dem Kaiser den Eid der Treue; sie sollen ferner dem Kaiser zur Genugthuung neun tausend Mark in Silber oder Gold zahlen, diese Summe innerhalb eines halben Jahres in drei Fristen abtragen und zur Ehre des Kaisers die kaiserliche Pfalz wieder aufbauen. Die Consuln bleiben bis zum ersten Februar in ihren Würden; in Zukunft werden sie von dem Volke gewählt und von dem Kaiser bestätiget, dürfen aber ihr Amt nicht eher antreten, als bis sie dem Kaiser geschworen haben. Würde derselbe sich jedoch in Deutschland befinden, so sollten nur zwei derselben verbunden seyn, an dem kaiserlichen Hoflager zu erscheinen und dem Kaiser persöhnlich zu schwören; die übrigen leisten dann den Eid der Treue in die Hände der kaiserlichen Bevollmächtigten, welche in dem zu erbauenden kaiserlichen Palaste wohnen und die an sie gebrachten Beschwerden entscheiden werden. Zu der, den Einwohnern aufgelegten Steuer von neun tausend Mark Silbers darf Mailand blos seine Verbündeten beitragen lassen, nicht aber Lodi, Como und die übrigen Städte, welche dem Kaiser schon gehuldiget haben. Mailand entsagt allen Hoheitsrechten. Sämmtliche Regalien, als: das Recht zu münzen, Zölle, Weg- und Geleitsgelder zu erheben, wie auch alle andere ähnliche Gefälle fallen wieder an den Kaiser zurück. Endlich stellt Mailand dreihundert Geißeln aus den vornehmsten Einwohnern, wovon fünfzig, wenn der Kaiser es für gut findet, nach Deutschland

können abgeführt werden, die übrigen bleiben in Italien sichern Männern anvertraut. Alle Geißeln, in oder außer Italien, sollen jedoch in vollkommener Sicherheit leben und sogleich wieder ihre Freiheit erhalten, sobald die Stadt Mailand alle Bedingungen erfüllt haben wird. Uebrigens wird die gegen Mailand ausgesprochene Achtserklärung aufgehoben und die Stadt mit Milde behandelt werden.

9. Der achte September war der Tag der Eidesleistung. Frühe des Morgens zog Mailands ganze Bevölkerung aus der Stadt: Voran der Erzbischof Obertus von Pirovano, die Stiftsherren, die gesammte Geistlichkeit und die Mönche, mit Kreuzen, Rauchfässern und anderm kirchlichen Schmuck, hierauf die zwölf Consuln von Mailand, der Senat und die Edeln, alle baarfuß und mit bloßen an ihrem Nacken hängenden Schwertern, endlich die Bürger und das gemeine Volk mit Stricken um den Hals, demüthig und tief gebeugt. Der Kaiser hatte sein Lager um eine bedeutende Strecke von der Stadt entfernt. Um aber seinem Heere den Anblick eines, dem Stolze der Deutschen nicht wenig schmeichelnden Schauspiel zu geben, stellte er es jetzt in zwei langen, durch breiten Zwischenraum getrennten Reihen auf, und durch diese mußte nun der ganze, selbst in den gemeinsten Seelen die mannichfaltigsten Gefühle erregenden Zug hindurchschreiten. Als die Mailänder an dem Thron des Kaisers ankamen, fielen alle auf die Kniee nieder. Der Erzbischof Obertus von Pirovano unterbrach zuerst die feierliche, um den Thron herrschende Stille. Er flehete die Milde des Kaisers an und bat um Schonung und Gnade für Mailand. Friederich gab ihm den Friedenskuß und wieß ihm einen Platz unter den übrigen anwesenden Erzbischöfen an. Der erste Consul, Obertus ab Orto, nahm

hierauf das Wort: „Wir haben gesündiget," sprach er, „wir haben unrecht gehandelt; wir bitten um Verzeihung; wir legen unsere Schwerter vor euch nieder und unser Leben in eure Hand." Aehnliches sprach auch der zweite Consul und einer der Senatoren. „Es freuet mich," anwortete nun der Kaiser, daß Mailand mich nicht ferner nöthigen will, es mit Härte und Strenge zu behandeln. Wie viel Unglück wäre verhütet worden und wie viel Gutes hätte geschehen können, wenn die Mailänder, gleich anfänglich besser berathen, auch den bessern Theil gewählt hätten. Ich herrsche lieber über Willige als über Gezwungene. Ich belohne lieber als ich strafe. Aber Jedermann soll wissen, daß man mich nicht durch Gewalt, sondern nur durch Gehorsam besiegen kann. Im Vertrauen, daß Mailand auf dem rechten Wege, den es jetzt betreten, mit Liebe und Treue beharren werde, soll es auch nicht mehr meine Macht und Strenge, sondern blos meine Huld und meine Milde erfahren." Die Reichsacht ward jetzt aufgehoben. Der Kaiser ergriff hierauf die Vornehmsten bei der Hand, gab ihnen den Kuß des Friedens und suchte sie durch freundliche und huldvolle Worte über das während des Krieges erduldete Ungemach zu trösten. Nun athmeten die Mailänder wieder freier; in ihre Herzen kehrte nach langer Zeit wieder Freude zurück, die aber bald wieder nicht wenig getrübt ward, als sie von der Hauptkirche der Stadt die kaiserliche Fahne wehen sahen und diese ihnen nun verkündete, daß Mailand nicht mehr eine freie, unabhängige Republik, sondern eine dem Kaiser unterworfene und ihm Gehorsam schuldige Stadt sey. Der Kaiser verließ nun dem Vertrag gemäß das Gebiet von Mailand, ging nach Monsa, ließ sich dort zum Könige von Italien krönen und zog sich hierauf mit seinem Heere in die Gegend von Verona zurück,

nachdem er vorher Verona und Ferrara, die etwas verschuldet hatten, wieder zum Gehorsam gebracht, auch die treuen Lodenser und noch einige ihm befreundeten Städte auf das reichlichste beschenkt hatte. Da der Hauptzweck des Feldzuges erreicht war, so entließ jetzt der Kaiser einen sehr bedeutenden Theil seines Heeres und reinigte den übrigen, den er noch bei sich behielt, von allem lüderlichen Gesindel, das sich, trotz aller Strenge der Mannszucht, doch nach und nach bei dem Heere einzuschleichen gewußt hatte.

10. Durch die Besiegung und Unterwerfung Mailands hatte Friederich sich als einen erfahrenen, jeder Art des Krieges kundigen Feldherrn erwiesen. Aber nun gab er auch einen, das Staunen ganz Italiens erregenden Beweis tief durchdachter Staatsklugheit, wobei jedoch leider nur zu bedauern war, daß sie nichts weniger als Gerechtigkeit zu ihrer Grundlage hatte. Das bürgerliche Recht hatte, wie Friederich sich nachher selbst äußerte, unter dem Schutze des Kaisers seine vollständigste Entwickelung, und durch mehrjährige Anwendung auch volle Bewährung erhalten. Aber um so tiefer lag noch das öffentliche Recht im Dunkeln, oder vielmehr es gab gar kein, auf richtigen Grundsätzen beruhendes und daher auch allgemein anerkanntes öffentliches Recht; und der gänzliche Mangel desselben war auch unstreitig die Hauptursache der bisherigen endlosen, Italien in seinem Innern zerrüttenden Unruhen. Die Kaiser hatten zwar die Oberherrschaft von Italien, aber niemand wußte, wie es mit derselben beschaffen sey und wie weit sich dieselbe erstrecke. Nur so lange ein Kaiser mit einem zahlreichen Heere gegenwärtig war, gehorchte man seinen Befehlen; war er aber wieder jenseits der Alpen, dann that jede große wie

kleine italienische Stadt, was ihr beliebte, so daß es wirklich das Ansehen hatte, als wenn Italien gar keinen König hätte. Aber um so gerechter und natürlicher war nun auch das Verlangen des Kaisers, daß endlich einmal durch feste, allgemein angenommene Gesetze deutlich bestimmt würde, worin die Rechte und Verpflichtungen der Kaiser, so wie auch jene der verschiedenen Stände der Nation bestünden. Zur Erörterung solcher wichtigen und bedenklichen Fragen und einer darauf zu gründenden Gesetzgebung war unstreitig für den Kaiser kein Zeitpunkt günstiger, als der gegenwärtige. Mit der Unterwerfung der so mächtigen, bis dahin so sehr gefürchteten Stadt Mailand schien auch die Unterwerfung der ganzen Lombardei vollendet. Ganz Italien staunte Friederichs Geist, Glück und Größe an. Zudem ward damals das römische Recht mit dem größten, wahrhaft in Enthusiasmus übergehenden Beifall gelehrt. Auch aus allen Ländern jenseits der Alpen strömten wißbegierige Jünglinge herbei, um aus der, dem menschlichen Geiste jetzt plötzlich geöffneten neuen Quelle von Weisheit ebenfalls zu schöpfen, und Italien, stolz darauf, allein in dem Besitze dieser so reich fließenden Quelle zu seyn, hielt nun alles, was in derselben gefunden ward, für ewige, nicht mehr zu bestreitende Wahrheit. Endlich war es dem Kaiser wohl bekannt, daß die römischen Gesetze, unter einer monarchischen Verfassung gegeben, auch diese ganz vorzüglich begünstigen mußten. Alles dieses war nun ungemein schön und reizend, besonders da, wie es scheint, weder der Kaiser, noch die damaligen berühmten römischen Rechtslehrer daran dachten, daß die Zeiten Justinians von den gegenwärtigen himmelweit entfernt wären, mithin das, was in jenen gedeihen konnte und gedeihen mußte, jetzt schwerlich mehr sehr tiefe Wurzeln fassen würde.

11. In den schönsten und glänzendsten Hoffnungen sich wiegend, schrieb also Friederich einen allgemeinen, auf den roncalischen Feldern zu haltenden Reichstag aus. Dieser ward weit zahlreicher besucht, als jener, den Friederich bei seinem ersten Erscheinen in Italien gehalten hatte; übertraf aber auch an Pracht alle, welche in frühern Zeiten von irgend einem deutschen Könige in jenen berühmten Feldern waren zusammenberufen worden. Auf den beiden Ufern des Po, jedoch durch eine Brücke mit einander verbunden, war ein Lager aufgeschlagen. Auf der einen Seite des Flusses lagerten die Deutschen, auf der andern die Italiener. Alle Zelten standen in gerader, nach der Schnur gezogenen Linie, mit breiten Zwischenräumen, welche geräumige Straßen bildeten, die von einem Eingang des Lagers zu dem andern führten. In der Mitte des Lagers erhob sich das kaiserliche Zelt, einem Tempel nicht unähnlich und um dasselbe her die Zelten der Fürsten, nach dem Range ihrer Würden geordnet. Das Ganze trug das Bild einer, wie durch ein Wunder plötzlich aus der Erde erhobenen Stadt. Da eine große Menge von Kaufleuten, Victualienhändlern und Handwerkern jedes Gewerbes ankam, um ihre, theils der Nothdurft, theils dem Luxus dienenden Waaren und Arbeiten zu verkaufen, so wurden diesen besondere Plätze in der Nähe angewiesen, auf denen sie nun ebenfalls ihre Lager nach dem Muster des erstern aufschlugen und so gleichsam die Vorstädte zu der großen, aus Leinwand erbauten Hauptstadt bildeten. Zu dem Reichstage waren nicht blos Fürsten, Bischöfe, Prälaten, Grafen und Barone berufen worden, sondern auch die Consuln, Magistrate und Abgeordneten der Städte und endlich auch noch die vier größten Rechtsgelehrten ihrer Zeit, nämlich Bulgarus, Martinus Josias, Jacobus Hugolinus und Hugo de Porta

Ravennate. Am Feste des heiligen Martinus eröffnete der Kaiser den Reichstag mit einer Rede, in welcher er der Versammlung den Zweck ihrer Zusammenberufung bekannt machte, nämlich durch eine vollständige Gesetzgebung Ruhe und Friede in Italien dauernd zu begründen und die Rechte und Verbindlichkeiten des Regenten wie der Untergebenen genau zu bestimmen *). Die Rede des Kaisers beantwortete der Erzbischof von Mailand. Das Wesentlichste von dem, was er sagte, war, daß, da alle Macht und Herrschaft dem Kaiser gegeben worden, auch dessen Wille Gesetz wäre und es ihm als Vormünder der Nation zustehe, dieselbe nach den von ihm gegebenen Gesetzen zu regieren **). Am folgenden Tage saß der Kaiser zu Gericht. Nach hergebrachter Weise wurden zuerst die Sachen der Armen und Geringern, dann der Barone und endlich der Städte vorgenommen. Aber nun war die Zahl der Klagenden wie der Beklagten so groß, daß man, um es möglich zu machen, sie schnell zu entscheiden oder zu vergleichen, mehrere Richter anstellen mußte, die jedoch, um alle Parteilichkeit zu vermeiden, weder aus dem Ort des

*) Der Kaiser sagte in seiner Rede: sein Wille sey es, daß in Zukunft, nicht wie bisher über die Rechte, sondern nach den Rechten sollte gesprochen werden.

**) Wer allenfalls diese Rede des Erzbischofes für allzu knechtisch oder wenigstens für nicht freisinnig genug halten möchte, der bedenke, daß es der, von den Städten oft so willkührlich und so hart behandelten Geistlichkeit sehr verzeihlich war, wenn sie jetzt wünschte, in ihren zeitlichen Angelegenheiten lieber der Macht eines Einzigen unterworfen zu seyn, als von den Launen jenes vielköpfigen Souverains, den man das Volk nannte, noch länger abzuhängen.

Klägers, noch des Beklagten durften genommen werden *).

12. Aber das Wichtigste stand noch bevor, nämlich die Feststellung des öffentlichen Rechtes. An die Spitze derjenigen, welchen die Lösung dieser schweren Aufgabe übertragen ward, die mithin die Berathung über diese wichtigen Gegenstände, nach vorhergegangener scharfer Forschung und genauen Prüfung, vorzubereiten hatten, stellte der Kaiser die vier schon erwähnten berühmten Rechtsgelehrten. Auf diese konnte der Kaiser große Hoffnungen setzen. In mehreren freundlichen und vertraulichen Unterredungen mit ihnen hatte er sich schon überzeugt, daß sie das unter Carl dem Großen entstandene römische Kaiserreich als eine Fortsetzung und Erneuung des alten römischen Kaiserthums betrachteten, so wie dieses unter dessen ersten Cäsaren und dann noch unter Justinian I. bestanden hatte *). Zudem war es auch

*) Als der Kaiser die vielen Kläger und Beklagten sah, sagte er lachend: Die Italiener rühmen sich mehr, als irgend eine Nation, der Gesetze kundig zu seyn, und doch, wie ich sehe, finden sich nirgends so viele Uebertreter der Gesetze als gerade unter ihnen.

**) Als der Kaiser eines Tages in Begleitung der beiden Rechtsgelehrten Bulgarus und Martinus einen Spazierritt machte und der Lauf des Gespräches ihn auf die Frage führte: „ob er denn wirklich dem Rechte nach Herr der Welt sey?" antwortete Bulgarus: er sey Herr, jedoch nicht Eigenthümer der Welt; worauf jedoch Martinus, der durch sein tiefes und ununterbrochenes Forschen in dem römischen Recht ein völlig versteinerter, justinianischer Rechtsgelehrter geworden war, den Kaiser versicherte: „er sey Herr und Eigenthümer der Welt." Diese Antwort gefiel dem Kaiser, blieb daher auch nicht unbelohnt; denn als der Kaiser nach beendigtem Spazierritt von dem Pferde stieg, machte er dem Martinus damit ein Geschenk. Der so

Friederich wohl bekannt, daß die Richter in den meisten Städten der Lombardei Schüler dieser vier Gelehrten wären, mithin auch alles, was von diesen würde festgestellt werden, mit großem Beifall aufnehmen und eifrig vertheidigen würden. Indessen befürchteten doch diese vier berühmten Doctoren aus Bologna, und zwar nicht ohne Grund, daß, wenn man mit ihren Ansichten und dem, was sie diesen zu Folge feststellen sollten, nicht zufrieden seyn würde, sie alsdann ganz allein der allgemeine Unwille der ganzen Lombardei treffen könnte. Sie verlangten daher sich mit den Richtern aus allen Städten berathen zu dürfen, worauf ihnen auch acht und zwanzig solcher Richter beigegeben wurden. Nach langen Berathungen kam es über die Hoheitsrechte oder Regalien zu folgenden Bestimmungen: „Alle Regalien gebühren dem Kaiser. Zu denselben gehören: Heerbannssteuer, Zölle, Hafen-, Fluß- und Brückengelder, Mühlen, Fischereien, Bergwerke, Salzquellen, Münzrecht, eröffnete und eingezogene Güter, Strafgelder, Vergebung der Herzogthümer und Graf-

freigebige Doctor von Bologna, der den Kaiser zum Herrn und Eigenthümer der Welt machte, hätte demselben auch die dreißig Legionen zuführen sollen, die dem Augustus und dessen Nachfolgern zu Gebote standen *). Aber Friederich hatte nur über ein Heer von Lehnleuten zu verfügen, welches er gewöhnlich erst in Folge oft lange dauernder Unterhandlungen mit den Fürsten, nicht selten sogar nur durch Bitten und Versprechungen zusammenbringen konnte, und das, sobald seine ohnehin nur kurze Dienstzeit verflossen war, sogleich wieder nach Hause eilte, ohne sich darum zu bekümmern, ob das, was augenblicklich mit ihm erreicht worden, nun auch schon Festigkeit und bleibende Dauer erhalten hätte.

*) In den Zeiten der römischen Imperatoren bestand eine Legion aus zwölf bis fünfzehn tausend Mann.

schaften, Lieferungen zum Römerzuge, ja sogar das Recht Tribut nicht nur von jedem Kopfe, sondern von allen Gütern zu fordern*). Endlich ward dem Kaiser auch noch das Recht zuerkannt, alle obrigkeitliche Personen in den Städten zu ernennen. Ueber alles dieses war Friederich nicht wenig erfreut. Er erstaunte, daß in dem römischen Recht so schöne Dinge enthalten wären**), wodurch er ungleich mehr erhielt, als er zu erhalten gehofft hatte, ohne jedoch zu ahnen, daß es vielleicht blos beim Versprechen sein Bewenden haben würde. Auch in den Städten erstaunte man nicht weniger, aber dieses Staunen war stumm, daher auch der Empfang der Abgeordneten, als sie vom Reichstage zurückkamen, nicht sehr erfreulich. In manchen Städten tröstete man sich sogar damit, daß das, was die Abgeordneten berathen und zugestanden hätten, stets auch noch der Bestätigung derjenigen bedürfte, die sie abgeordnet hätten. Der Geschichtschreiber Radewich behauptet sogar, daß, bevor noch dieses neue öffentliche Recht war niedergeschrieben worden, schon mehrere Städte entschlossen gewesen, es bei der ersten sich ihnen darbietenden günstigen Gelegenheit wieder über den Haufen zu werfen ***). Indessen wagte es jetzt noch

---

*) Dieser Tribut allein, wenn er nachher wirklich wäre geleistet worden, würde dem Kaiser ein jährliches Einkommen von dreißigtausend Pfund Silbers verschafft haben.

**) Darin mögen auch wahrscheinlich die großen Gunstbezeugungen ihren Grund gehabt haben, die Kaiser Friederich I. den in Bologna dem römischen Recht obliegenden Studirenden erwies, denen er eine Menge, diese hohe Schule ungemein verherrlichender Privilegien und Freiheiten ertheilte.

***) Die Regalien, wie Alles, was auf dem roncalischen Reichstag dazu gezählt ward, waren wirklich in früherer Zeit ganz unbestreitbare Rechte der römischen Kai-

Niemand, sich laut dagegen zu erklären. Alles schwieg und beugte sich unter der Gewalt des Kaisers, und

ser als Könige von Italien gewesen. Aber in dem Laufe von mehr als zwei Jahrhunderten hatte Italiens innere Verfassung, mithin auch das daran sich knüpfende öffentliche Recht eine ganz andere Gestalt erhalten. Theils durch die Nachläßigkeit oder Schwäche deutscher Kaiser, theils auch in jenen, sowohl in Deutschland wie in Italien herrschenden, verwirrten und stürmischen Zeiten, endlich auch bei der oft so langen Abwesenheit der deutschen Kaiser, deren Erscheinung in Italien, wenn sie auch bisweilen dahin kamen, nur einem schnell vorübergehenden, aber durchaus keine Spuren zurücklassenden Meteor zu vergleichen war, welches jedoch den Italienern immer mehr und mehr die Ueberzeugung beibrachte, daß zwar die Deutschen, wenn sie kämen, ihnen Schaden zufügen könnten, jedoch nie eine dauerhafte Herrschaft in Italien zu begründen im Stande seyn würden. Bei diesen sonderbaren, oft noch auf mancherlei andere Art in einander verschlungenen Verhältnissen und unter dem Zufluß einer Menge äußerer günstiger Umstände hatten nun einzele wie ganze kirchliche Körperschaften und städtischen Gemeinden, so viel sie nur konnten, von den Regalien an sich gerissen und jeder begierig zu dem gegriffen, was ihm erreichbar schien und er auch festzuhalten glauben konnte; besonders hatten die Städte sich dabei ausgezeichnet, die, nachdem ihre Plane, sich in förmliche, unabhängige Republiken umzuwandeln, ihre völlige Reife erhalten, sich auch aller Souverainitätsrechte bemächtiget hatten. Waren nun auch die gegenwärtigen Besitzer der Regalien blos durch offenbare, vorangegangene Usurpation zu denselben gelangt, so fanden sie sich jetzt doch schon seit langer Zeit in dem Besitze derselben. Die Rechte der Kaiser waren also gleichsam verjährt, während jene ein auf mehrjährigem Besitzstand sich gründendes Anrecht darauf behaupteten. Zu bewirken, daß eine, unter den Augen eines mächtigen, von einem siegreichen Heere umgebenen Monarchen zusammenberufene Versammlung alles nach dem Wunsche des gewaltigen Herrschers ordne und feststelle, dies war offenbar nicht sehr schwer. Aber es auch dahin zu bringen, daß eine

selbst der Erzbischof von Mailand war der erste, der sich bereit erklärte, zurückzugeben, was ihm nicht gehöre; diesem Beispiele folgten sogleich alle übrigen Bischöfe, hierauf auch die Einzelen wie ganze städtische Gemeinden. Aber Alles war für jetzt noch bloßes Versprechen und zwischen diesem und dem Halten des Versprochenen liegt gewöhnlich noch ein sehr breiter und bisweilen höchst bedenklicher und, wie jetzt hier der Fall war, auch sehr gefährlicher Zwischenraum. Dieses freundliche Anerbieten wollte jedoch Friederich nicht minder gnädig erwiedern. Er erklärte demnach, daß einem Jeden diejenigen Regalien sollten gelassen werden, von denen er urkundlich nachweisen könnte, daß sie ihm von irgend einem der frühern Kaiser wären geschenkt worden. Diese kaiserliche Freigebigkeit war jedoch blos illusorisch; denn nur wenige konnten sich finden, wahrscheinlich wohl gar keiner, der einen solchen urkundlichen Beweis zu führen im Stande gewesen seyn würde, indem, wie wir gesehen, die Regalien nach und nach auf ganz anderen Wegen für die Kaiser waren verloren worden.

13. Auf demselben Reichstage wurden auch noch, nachdem man das, was für den Kaiser das wichtigste

ganze Nation, daß alle lombardischen Städte, Bischöfe, Aebte und andere geistliche Genossenschaften nun auf einmal die Gegenwart und ihr gegenwärtiges Leben als einen völlig realitätslosen, bloßen Traum betrachten und dafür eine, von ihnen schon ziemlich entfernte Vergangenheit mit deren veralteten, ihnen gänzlich fremd gewordene Physiognomie sich gefallen lassen und derselben sich ruhig fügen sollten, dies war unstreitig ein ungeheures Wagestück, das unmöglich gelingen konnte, wie es auch nicht gelang, aber immerhin die Größe und Kühnheit des Geistes eines Monarchen, wie Friederich I., zur Genüge erweißt.

war, geordnet und festgestellt hatte, verschiedene, das Feudalwesen und den Landfrieden betreffende und zum Theil in ihren Folgen höchst wichtige Gesetze gemacht. Was das Erstere betrifft, so ward festgesetzt: Alle Veräußerungen und Verpfändungen von Lehen ohne Beistimmung des Lehnsherrn oder zum Nachtheile desselben sind ungültig. Versäumter Dienst, nach vorhergegangener Berufung, zieht den Verlust des Lehens nach sich. Nur kleinere Lehen dürfen getheilt werden, nicht aber Herzogthümer, Markgrafschaften und Grafschaften. In jedem Lehnseide werden die Pflichten gegen den Kaiser vorbehalten. In Ansehung des Landfriedens ward Folgendes verordnet: Niemand soll eigenmächtig Fehde erheben oder sich selbst Recht verschaffen, sondern es vor dem Richter suchen. Diesem Gesetze nachzuleben sollen alle Hohen und Niedern, zwischen achtzehn und siebenzig Jahren, eidlich beschwören, auch diesen Eid alle fünf Jahre erneuern. Die Uebertreter zahlen nach dem Verhältniß ihres Ansehens und ihres Reichthums der kaiserlichen Kammer eine Strafe von sechs bis hundert Pfund Goldes, leisten vollen Schadenersatz und werden außerdem wegen etwaigen Mordes, Raubes, Brandes 2c. 2c. peinlich verfolgt. Wenn kaiserliche Richter oder die dazu ermächtigten Obrigkeiten den Friedensbruch nicht gehörig bestrafen, so leisten sie selbst allen Schadenersatz, zahlen überdies noch eine Strafe von drei bis zehn Pfund Goldes und werden, wenn sie diese Zahlung zu leisten nicht vermögend genug sind, körperlich gezüchtiget und auf fünf Jahre wenigstens fünfzig Meilen von ihrem Wohnorte verbannt. Hehler und Theilnehmer fallen in die nämliche Strafe, und jeder Eid, das Gemeinschädliche nicht zu entdecken oder über erlittenes Unrecht nicht zu klagen, ist ungültig und hat daher keine verbindliche Kraft. Einzelne oder auch ganze

Gemeinden dürfen in keine Verschwörung oder geheime Verbindung sich einlassen unter der Strafe von einem Pfund Goldes für jeden einzelnen Theilnehmer, auch sind alle dabei eingegangene Bedingungen völlig null und nichtig. Zu allen diesen weltlichen Strafen sollen übrigens auch noch die kirchlichen hinzutreten; und wer von einer Kirche etwas erpreßt hat, wird zu doppeltem Ersatz verurtheilt. Unstreitig lag in allen diesen Gesetzen viel sehr Zweckmäßiges, Wohlthätiges und die öffentliche Ruhe Beförderndes. Aber auf der andern Seite wurden auch gleich durch die erstere, das Lehnwesen betreffende Verordnung, sowohl einzele wie ganze Städte und Corporationen in den größten Schaden, ja in gar nicht zu berechnenden Verlust versetzt. Dieses Gesetz nämlich verbietet nicht blos für die Zukunft Lehen, ohne Beistimmung des Lehnherrn, zu veräußern oder zu verpfänden, sondern es erklärt alle solche Veräußerungen, zu welcher Zeit sie geschehen seyn mochten, für ungültig. Aber nun hatten die Städte und auch einzele Individuen, vom Anfange der Kreuzzüge an, von den italienischen Rittern, welche nach dem Orient zogen und dazu bedeutende Summen Geldes nöthig hatten, eine solche Menge von Lehen gekauft und erworben, daß das Gebiet der meisten Städte jetzt blos in solchen auf diese Art erworbenen Besitzungen bestand. Die bisherige Macht der Städte ward dadurch nicht blos gebrochen, sondern völlig vernichtet; und da nun auch den Herzogthümern, Markgrafschaften und Grafschaften Alles, was ihnen ohne Beistimmung des obersten Lehnsherrn (des Kaisers) war entzogen worden, wieder zurückgegeben werden mußte, so ward dadurch auch das schon seit langer Zeit in Italien völlig aufgelöste Feudalwesen wieder hergestellt, und aus den Städten verschwand jeder Schatten von Freiheit und

Selbstständigkeit. Auch zu diesen Verordnungen schwiegen die Italiener; aber sie schwiegen nur, weil die Macht des Kaisers und Mailands Demüthigung ihre Zungen gelähmt hatten. Sehr zufrieden und gegen Alle äußerst gnädig entließ nun der Kaiser den Reichstag. Für den Augenblick hatte Friederich seinen Zweck erreicht, oder glaubte wenigstens ihn erreicht zu haben, und die Bewunderung und übertriebenen Lobeserhebungen der kaiserlich Gesinnten, die Friederich sogar Carl dem Großen an die Seite stellten, schien ihm gleichsam eine Bürgschaft, daß er auch eben so leicht das, was er noch nicht erreicht hatte, erstreben werde. Gleich nach Entlassung des Reichtages ließ daher der Kaiser der Stadt Mailand durch richterlichen Spruch die Stadt Monza entreißen. Diese ward als der eigentliche Sitz der Könige von Italien betrachtet, auch die eiserne Krone, womit ehemals die Könige gekrönt wurden, dort aufbewahrt. Friederich begab sich hierauf nach Alba, wo er mit gewohnter Pracht das Weihnachtsfest feierte.

V.

Neue Händel zwischen dem Papst und dem Kaiser. Aufstand in der Lombardei. Eroberung und Zerstörung der Stadt Mailand.

1. Mit der von Friederich begonnenen und jetzt schon so weit getriebenen, völligen Umgestaltung des rechtlichen wie politischen Zustandes von ganz Ober- und zum Theil auch von Mittelitalien konnte freilich weder Hadrian IV. noch irgend ein Papst, dem die Freiheit, Selbstständigkeit und durchaus so nothwendige Unabhängigkeit der römischen Kirche warm am Herzen lag, sehr wohl zufrieden seyn *). Schon dazu, daß

*) Ein damaliger Geschichtschreiber (Güntherus) sagt: Den heiligen Vater habe es geschmerzt, daß er jetzt nun

durch jenes, auf dem roncalischen Reichstage die Regalien betreffende Gesetz Bischöfe, Klöster und

---

eben so viel verloren als der Kaiser an Macht gewonnen habe.

Indoluit facto, quantumque videbat honoris
Accessisse viro, tantumque Pater ipse putabat
Decessisse sibi.

(*Gunth.* Ligur.)

Aber Güntherus war ein Dichter, dessen Blick, wie es scheint, nicht weit über seine Hexameter hinausreichte. Hadrian trauerte nicht über Verminderung seines eigenen Ansehens, eine Verminderung, die ohnehin nur in Beziehung auf seine Macht als weltlicher Regent wäre gedenkbar gewesen; sondern er befürchtete mit Grund, daß, wenn der Kaiser, dem jetzt alle Bischöfe Italiens, der ganze italienische Adel und alle lombardische Städte sich unterworfen hatten, auf dieser Bahn fortschreite, er nothwendig in kurzer Zeit Herr von ganz Italien werden würde. Wer aber einmal über ganz Italien und die italienischen Inseln zu gebieten hat, der kann auch über Rom und den römischen Stuhl gebieten, und die Päpste wären alsdann zu den deutschen römischen Kaisern in das nämliche unselige Verhältniß gerathen, in welchem die Patriarchen von Constantinopel zu den griechischen Kaisern standen, die sie bekanntlich nach launigter Willkühr absetzten, in Klöstern einsperren und bisweilen noch ärger mißhandeln ließen. Der Papst endlich, blos ein Werkzeug in den Händen der weltlichen Macht zur Erreichung deren politischer Zwecke, hätte nothwendig auch bald das Zutrauen der andern christlichen Reiche im Abendlande verlieren müssen und würde demnach aufgehört haben, der Alles nach Recht und Gerechtigkeit auf mildem Wege schlichtende und vermittelnde, gemeinsame Vater aller christlichen Reiche und Völker zu seyn. Unstreitig drohete die, von dem Kaiser jetzt schon errungene, so große Macht, und wo konnte man hoffen, daß ein so gewaltiger Herrscher wie Friederich der Erste, endlich stehen bleiben werde? noch weit größere Gefahren der Kirche, als selbst der Freiheit und Selbstständigkeit der übrigen italienischen Staaten. Offenbar war es demnach für den Papst die heiligste Pflicht, diesem beginnenden

Kirchen auf einmal und gleichsam mit einem Schlage so vieler, lange besessener und mit Recht erworbener Einkünfte und Rechte beraubt wurden, schon dazu konnte und durfte ein Papst nicht schweigen. Aber auch außerdem fuhr der Kaiser, und zwar beinahe ununterbrochen fort, dem Papste immer neuen Stoff zur Unzufriedenheit zu geben. Erst unlängst hatte er den Herzog Welf mit der gesammten reichen Mathildischen Erbschaft belehnt, obgleich Kaiser Lothar das Recht des Papstes auf diese Güter in den unzweideutigsten Ausdrücken und Handlungen anerkannt hatte. Unaufhörlich ließ Friederich selbst auf den Gütern der römischen Kirche starke Lieferungen ausschreiben, obgleich zu Folge des Herkommens und bestehender Verträge dieses nur bei der Krönung eines Kaisers geschehen durfte. Obgleich Friederich in dem Costnitzer Vertrage zur Erhaltung und Zurückbringung aller Rechte und Besitzungen des römischen Stuhles sich auf das feierlichste verpflichtet hatte, nahm er jetzt nicht nur die höchste Gewalt über Rom und in Rom in Anspruch, sondern ließ auch auf geheimen Wegen Nachforschungen über die Verhältnisse des Besitzstandes der römischen Kirche anstellen, ob nicht dem Reiche ebenfalls noch irgend ein Recht an den Gütern des apostolischen Stuhles zustehen möchte: an Gütern, welche seit Jahrhunderten die Christenheit als ein unabhängiges Eigenthum des heiligen Petrus zu betrachten gewohnt war. Endlich hatte er auch, im offenbaren Wider=

Verderben hemmend und hindernd entgegen zu treten, und um es abzuwenden, alle ihm zu Gebote stehenden Mitteln anzuwenden, die auch nachher Hadrians großer Nachfolger, wie wir bald sehen werden, unter dem Schutze der, sich jetzt wieder ganz unumwölkt zeigenden Hand der Vorsehung mit dem erwünschtesten Erfolge angewandt hat.

spruch mit dem Wormser Vertrag und mit entschiedener Verachtung desselben, seinen Kanzler Rainald, den er in Italien bei sich hatte, zum Erzbischofe von Cöln ernannt. Dieses Betragen mußte natürlich bei dem heiligen Vater gerechtes Mißtrauen erzeugen. Die erste Veranlassung, daß es jetzt kund ward: die vor einigen Jahren bestandenen freundschaftlichen Verhältnisse zwischen dem Papst und dem Kaiser seyen bei weitem nicht mehr dieselben, gab der Tod des Erzbischofs von Ravenna. Um den Grafen Blandrate sich noch mehr eigen zu machen, ihn völlig für sein Interesse zu gewinnen, ließ der Kaiser den Sohn Guido von Blandrate zum Erzbischof von Ravenna wählen *). Da jedoch Guido Subdiacon der römischen Kirche war, und kein Geistlicher aus dieser, ohne besondere Einwilliguug des Papstes, zu einer anderen Kirche übertreten durfte, so schrieb der Kaiser an den Papst, ihn bittend, den Guido aus seiner Kirche zu entlassen, dessen Wahl zu bestätigen und ihm die bischöfliche Weihe zu ertheilen. Dieser Antrag schien dem Papste aus manchen Gründen bedenklich. Der Graf Blandrate hatte dem Kaiser während der Belagerung Mailands wesentliche Dienste geleistet. Die Erhebung des Sohnes zu der erzbischöflichen Würde erschien demnach als eine Belohnung für geleistete und auch als ein Unterpfand noch ferner zu leistender Dienste, wäre daher von dem Makel der Simonie nichts weniger als völlig frei gewesen. Der Kaiser gewöhnt, daß man allen seinen Wünschen sogleich willig entgegenkomme, ward sehr aufgebracht darüber, daß der Papst sein Be-

*) Guido von Blandrate hatte das männliche Alter noch nicht erreicht, aber er war ein sehr hoffnungsvoller Jüngling und stand sowohl seiner Frömmigkeit als übrigen viel versprechenden Eigenschaften wegen bei Hadrian in sehr großer Gunst.

gehren wegen des jungen Grafen nicht erfüllen wolle, sandte nun, um diese Sache zu betreiben, den Bischof von Vercelli nach Rom und übergab ihm ein Schreiben, das er dem Papste einhändigen sollte. Dieses Schreiben war ganz in demselben Geiste abgefaßt, in welchem Friederich seit einiger Zeit zu handeln pflegte. Es war sehr ernst, trocken, ziemlich gebieterisch und beinahe mehr drohend als bittend. Am Ende desselben sagt er: „Ich überlasse es euer Heiligkeit in dieser Angelegenheit zu entscheiden, was sowohl eurer als unserer Majestät und Ehre angemessen ist," und macht noch dabei die sonderbare Bemerkung: „Guido sey in Ravenna auf canonischem Wege vollkommen ordnungsmäßig gewählt worden *)." Diesem Uebermuthe Friederichs setzte Hadrian auch jetzt noch nur Ruhe und Würde entgegen. Das päpstliche Schreiben ist in den mildesten Ausdrücken abgefaßt und am Schlusse desselben

*) Dieser Angabe widerspricht jedoch der Kaiser selbst in seinem diesfalls an den Papst erlassenen Schreiben. In diesem sagt Friederich: Er habe nach dem Tode des Erzbischofs Anselm den Stuhl von Ravenna, damit ein so großer Fürst seinem Hofe nicht fehle, mit einem Manne zu besetzen sich beeifert, der ihm geeignet geschienen, nicht nur den Verlust dieser Kirche zu ersetzen, sondern auch seine eigenen, des Kaisers Dienste genau zu erfüllen (ad nostrum peragendum servitium). Deßwegen habe er sich entschlossen, zur Ehre des Papstes und der römischen Kirche, den Sohn des Grafen von Blandrate auf den erzbischöflichen Stuhl zu erheben, da derselbe eben so sehr durch Sitten und Wissenschaften, als durch edle Geburt sich auszeichne." Diesem zu Folge ward ja nun offenbar der junge Guido nicht auf canonischem Wege gewählt, sondern erhielt die erzbischöfliche Würde blos durch eine, nichts weniger als freie, sondern von dem Kaiser gelenkte, oder vielmehr gebieterisch von ihm vorgeschriebene Wahl.

sagt sogar der Papst, nachdem er die Gründe noch einmal angegeben hatte, warum er den jungen Guido, selbst nach der Meinung seiner Brüder, der Cardinäle, nicht aus der römischen Kirche entlassen könne: „Er habe das Vertrauen zu kaiserlicher Majestät, daß sie es nicht übel deuten, ja vielmehr es anerkennen und loben werde, daß er diesmal die Bitte des Kaisers nicht erfülle."

2. Aber bald darauf ward Hadrian gezwungen, dem Kaiser noch weit entschiedener entgegenzutreten. Da zu Folge der auf den roncalischen Feldern genommenen Beschlüsse der Kaiser jetzt fortfuhr, die noch übrigen Streitigkeiten unter den lombardischen Städten zu entscheiden, zog er auch einen Prozeß, den die Einwohner von Brescia wegen eines Schlosses mit jenen von Bergamo führten, vor seinen Richterstuhl. Aber dadurch wurden die Rechte des Bischofes von Brescia gekränkt, dem zu Folge eines, in dem Constanzer Frieden enthaltenen, die Appellationen betreffenden Artikels *), die Untersuchung und Entscheidung dieser Streitigkeit zukam. Der Papst nahm sich des Bischofes an und erließ an den Kaiser ein Schreiben, in welchem er ihn sehr ernst abmahnte, in dieser Streitigkeit als Richter noch weiter zu verfahren. Um den Stolz Friederichs, der, wie sein seit einiger Zeit angenommenes Betragen und auch seine letzten nach Rom gesandten Briefe es vermuthen ließen, sich nicht mehr begnügte, dem höchsten Oberhaupt der allgemeinen, über den Erdkreis verbreiteten Kirche zur Seite zu stehen, sondern sich über dasselbe erhaben glaubte; um diesen Uebermuth ein wenig zu demüthigen und den Kaiser auf

*) Salvo juve et moribus Brixiensis Ecclesiae in Apellationibus. (*Murat.* Antiq. Ital. T. IV. Dissert. 48.).

dessen Stellung dem Papste gegenüber etwas aufmerksamer zu machen, hatte Hadrian in diesem Schreiben seinen Namen vor jenen des Kaisers gesetzt, auch von sich in der Mehrzahl (wir), aber von dem Kaiser in der einfachen Zahl (du) gesprochen. Hatte das Ceremoniel des Steigbügelhaltens früher schon großes Aufsehen gemacht, so war vorauszusehen, daß diese, bisher ungewöhnliche Form des päpstlichen Schreibens, zu nicht geringern Streitigkeiten führen würde. Der Kaiser, der sich dadurch sehr empfindlich beleidiget glaubte, gab sogleich den kaiserlichen Notarien, wie man damals unsere heutigen Secretäre nannte, den Befehl, in Zukunft in allen kaiserlichen Schreiben an den Papst den Namen des Kaisers voranzusetzen, auch den Papst nur in der einfachen Zahl anzureden, ihn selbst aber, den Kaiser, in der mehrfachen Zahl sprechen zu lassen. In dieser Art und Weise fand nun zwischen beiden ein, mit gegenseitigen Beschwerden gefüllter Briefwechsel statt, der nicht auf uns gekommen ist*), und wobei es auch jetzt noch einstweilen auf einige Zeit sein Bewenden hatte.

3. War der Kaiser jetzt mit dem römischen Hofe zerfallen, so zerfiel er, und zwar noch weit schnei-

*) Von dieser Correspondenz sind zwar zwei Briefe vorhanden — man findet sie auch bei Baronius — an deren Aechtheit jedoch von mehrern sehr einsichtsvollen Geschichtschreibern gezweifelt wird; auch selbst Muratori bezweifelt dieselben; und wir treten dieser Ansicht um so lieber bei, als in diesen zwei Briefen die beiden höchsten Oberhäupter der Christenheit, uneingedenk ihrer hohen Würden, sich gegenseitig an Bitterkeiten und den gehässigsten Ausdrücken zu überbieten scheinen. Wären diese beiden Schreiben ächt, was doch gewiß, Gott sey Dank! der Fall nicht ist, so würden sie weder dem Papste noch auch dem Kaiser zu sehr großer Ehre gereichen.

dender, nun auch wieder mit den Longobarden. Noch vor Ende des Jahres 1158, sehr bald nach Verabschiedung des roncalischen Reichtages, entstanden schon hie und da bedenkliche Bewegungen. Die Stadt Piacenza hatte einen feindlichen Einfall in das Gebiet von Cremona unternommen. Auf die Klage der Einwohner von Cremona wurden jene von Piacenza durch einen richterlichen Spruch verurtheilt, Schadenersatz zu leisten und ihre Festungswerke zu zerstören. Aber Piacenza weigerte sich, einem so harten Urtheilsspruche sich zu unterwerfen; und eben so wenig wollte auch Cremona einem andern an sie erlassenen kaiserlichen Befehle gehorchen. Beide Städte wurden jedoch bald gezwungen, sich zum Vortheil des Kaisers eines Bessern zu besinnen. Weit entschiedener trat aber jetzt Genua auf. Schon im Jahre 1156 hatte es sich mit Mailand und Tortona verbunden, und jetzt lehnte es ganz bestimmt alle von dem Kaiser, zu Folge der roncalischen Beschlüsse, an die Stadt gemachten Forderungen ab. Genua habe, sagte es, von dem Reiche gar nichts inne, könne daher auch zu dessen Lasten nichts beitragen. Nothgezwungen müßte im Gegentheil die Stadt blos von seinem Handel leben und alle diesfalls nöthigen Begünstigungen in fremden Ländern sehr theuer erkaufen. Zweitens würden die südlichen Küsten mehrerer christlichen Reiche, von Rom bis Barcellona, gegen die Plünderungen und verheerenden Landungen der Saracenen blos durch die genuesischen Flotten geschützt, welches nicht ohne sehr große Aufopferungen von Seiten Genua's geschehen könnte. Aber bei diesen, obgleich sehr gegründeten Vorstellungen ließen es jedoch die Genueser nicht bewenden. Sie setzten sich in Stand, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben; sie fingen an, ihre ohnehin schon durch Natur und Kunst feste Stadt noch mehr

zu befestigen; mit dem größten Eifer ward Tag und Nacht gearbeitet, selbst das andere Geschlecht nahm thätigen Antheil daran; nicht nur für Herbeischaffung nöthiger Lebensmittel und eines Ueberflusses von Kriegsbedürfnissen jeder Art ward gesorgt, sondern auch Schlösser und Engpässe mit zahlreicher Mannschaft besetzt; und in ganzen Chören zogen jetzt nicht selten junge Frauen durch die Straßen von Genua und feierten in lieblichen Gesängen schon im voraus die, selbst gegen einen so mächtigen Kaiser behauptete Freiheit und Unabhängigkeit ihrer Vaterstadt. Mit einer so wohl befestigten und zu dem hartnäckigsten Widerstande entschlossenen Stadt wollte der Kaiser nicht sogleich einen offenen Kampf beginnen; aber diesen suchten auch eben so sehr die Genueser zu vermeiden, und so kam es bei dieser beiderseitigen friedlichen Stimmung nun bald zu einem Vertrag, durch den zwar dem kaiserlichen Ansehen nichts vergeben ward, der aber doch bewieß, daß selbst der mächtige und gewaltige Kaiser bisweilen zum Nachgeben wenigstens in einigen Punkten könne gezwungen werden. Durch die jetzt geschlossene Uebereinkunft ward festgesetzt: Erstens, die Genueser leisten zwar den Lehnseid, werden aber, in Hinsicht der auf ihnen schon liegenden und die Sicherheit der italienischen Küsten bezweckenden Lasten, von der Pflicht, Heeresfolge zu leisten und Tribut zu zahlen, frei gesprochen. Zweitens, Genua behält alle seine Besitzungen, unter welchem Rechtstitel es auch dieselben besitzen mag. Drittens, es gibt die Hoheitsrechte zurück, welche offenbar und klar erweislich dem Kaiser gehören, zahlt endlich auch noch dem Reichshofe zwölfhundert Mark Silbers, jedoch blos als Genugthuung wegen seines, zu den Unternehmungen auf Sardinien und Corsica verweigerten Beistandes.

4. Es war vorauszusehen, daß das freundliche Vernehmen zwischen dem Kaiser und den lombardischen Städten, besonders der Stadt Mailand, nicht länger dauern werde, als bis man die roncalischen Beschlüsse würde in Vollziehung setzen wollen. Unter allen neu erworbenen Rechten war für Friederich keines wichtiger und ihm theurer, als jenes, in allen Städten die obrigkeitlichen Personen, die Consuln, Podesta (Gewalthaber) zu ernennen. Im Anfange des Jahres 1159 sandte er daher Bevollmächtigte, größtentheils fürstliche Personen, je zwei oder drei, in die lombardischen Städte, um in seinem Namen jenes ihm zuerkannte Recht in Ausübung zu bringen. In verschiedenen Städten, in Pavia, Piacenza, Cremona, Lodi 2c. 2c. ging alles ruhig von Statten, aber nicht so in Mailand. Die Gemüther der Einwohner waren ohnehin schon seit einiger Zeit im höchsten Grade gegen den Kaiser erbittert. Ohne Rücksicht auf den letzten, mit den Mailändern geschlossenen Vertrag, hatte Friederich sie indessen auf mancherlei Weise gedrückt, ihnen verschiedene alte Besitzungen entrissen und endlich auch noch gezwungen, auf den Dom ihrer Cathedrale einen Adler zu setzen. Wahrscheinlich einigen Widerstand von Seiten Mailands befürchtend, sandte daher der Kaiser, als seine Bevollmächtigten, nur Männer dahin, die an ein kräftiges Auftreten gewöhnt waren, nämlich seinen, indessen zum Erzbischofe von Cöln erhobenen Kanzler Rainald, dann den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach und den kühnen, entschlossenen Grafen Gozwin. Diese drei Abgeordneten wurden, wie man sich leicht vorstellen konnte, von den Mailändern mit Unmuth und Unwillen empfangen, und als sie den Vorstehern der Stadt den Zweck ihrer Ankunft bekannt machten, geriethen sie mit denselben sogleich in den heftigsten Wortwechsel. Jene behaupteten,

daß zu Folge des, im vorigen Jahre mit Mailand geschlossenen Friedens, den Einwohnern die freie Wahl ihrer Obrigkeiten zustünde und dem Kaiser blos das Bestätigungsrecht derselben vorbehalten sey. Die Abgeordneten erwiederten: Durch die roncalischen Beschlüsse, welche die Ernennung der Consuln und übrigen obrigkeitlichen Personen für ein, dem Kaiser zustehendes Hoheitsrecht erklärt hätten, sey der in dem Vertrag dahin einschlagende Artikel als aufgehoben zu betrachten. Dies ward natürlich von den Vorstehern bestritten, von den Bevollmächtigten nur desto trotziger behauptet, jedoch endlich den Vorstehern noch eine kurze Bedenkzeit bewilliget. Aber indessen ward die Absicht, in welcher die kaiserlichen Abgeordneten nach Mailand gekommen, in der Stadt ruchbar. Darüber gerieth nun sogleich alles Volk in die größte Wuth. In allen Straßen rottete es sich zusammen, und unter dem tumultuarischen Rufe: Tod und Verderben den Kaiserlichen! wälzten sich aufrührische Haufen nach der Wohnung der Abgeordneten, warfen alle Fenster ein, drangen in die Ställe, stießen die Pferde nieder, und würden selbst den Erzbischof, wie den Pfalzgrafen und den Grafen Gozwin ermordet haben, wären nicht die Consuln und andere angesehene Männer herbeigeeilt und hätten die Wüthenden wieder einigermaßen besänftiget. Unter Anbietung einer bedeutenden Geldsumme baten nun die Consuln den Kanzler und die beiden andern Abgeordneten, dem Kaiser doch nichts davon zu melden, was so ganz gegen ihren Willen von dem unbesonnenen Volke und dem zum Theile betrunkenen und berauschten Pöbel geschehen sey. Die Gesandten, ihres Lebens noch nicht vollkommen sicher, gaben befriedigende Antwort. Aber Pfalzgraf Otto entfloh noch in derselben Nacht. Der Kanzler verließ sehr frühe am folgenden Morgen die Stadt,

und auch ihre gesammte Dienerschaft entkam glücklich der ihr drohenden Gefahr. Aber beinahe zu gleicher Zeit trug sich auch noch in einer andern Stadt Italiens ein Ereigniß zu, wodurch das mißkannte kaiserliche Ansehen nicht minder gröblich verletzt ward. Die durch Lage und Kunst wohl befestigte Stadt Crema hatte bisher stets im Bunde mit Mailand gestanden, jedoch ehemals zu der Grafschaft und dem Kirchsprengel von Cremona gehört, aber seit geraumer Zeit sich eigenmächtig und gewaltsam davon losgerissen. Darüber klagten nun jetzt die Cremonenser bei dem Kaiser und baten ihn um die Zerstörung der Festungswerke von Crema. Friederich ging um so williger in diese Bitte ein, da er nicht nur die Klage gegründet fand, sondern auch die Stadt Crema wegen ihrer steten und innigen Verbindung mit Mailand, ihm in einem, wo nicht gerade gehässigen, doch äußerst verdächtigen Lichte erschien. Der Kaiser sandte demnach Boten nach Crema, mit dem Befehle an die Einwohner, ihre Festungswerke alsogleich zu schleifen. Aber dieser Befehl empörte die ganze Stadt; besonders erhob sich Alles in dem heftigsten Zorn gegen die kaiserlichen Boten, die auch, ohne alle Schonung und alle Berücksichtigung der Folgen, würden ermordet worden seyn, wenn es ihnen nicht gelungen wäre, sich so gut zu verstecken, daß man sie nirgends finden konnte, und dann noch so lange sich verborgen zu halten, bis eine sehnlichst erwünschte Gelegenheit sich ihnen endlich darbot, durch geheime Flucht aus der Stadt zu entkommen und auf diese Weise ihr Leben zu retten.

5. Als beide, einen Monarchen wie Friederich, so schwer beleidigende Ereignisse dem Kaiser gemeldet wurden, erstaunte Jedermaun über die Ruhe, mit

welcher er sie vernahm. Aber diese Ruhe war erkünstelt. Friederich befand sich in der peinlichsten Verlegenheit. Den größten Theil des Heeres hatte er im vorigen Jahre entlassen und die Zahl derer, die er bei sich behalten, sich indessen ebenfalls bedeutend vermindert. Mit einer so sehr geschwächten Macht konnte er unmöglich gegen die beiden aufrührischen Städte, besonders gegen das so volkreiche Mailand, etwas unternehmen. Vor allem sandte er also jetzt Eilboten nach Deutschland an seine Gemahlin, an den Herzog Heinrich den Löwen und an noch mehrere Bischöfe und Fürsten, sie auffordernd, mit so vielen Truppen, als sie nur zusammenbringen könnten, nach Italien aufzubrechen. Bis dahin mußte also Friederich nur Zeit zu gewinnen suchen, aber auch darauf bedacht seyn, seine gegenwärtige und, wie er mit Grund glauben konnte, bald wieder aufhörende Ohnmacht vor den Augen der Italiener zu verbergen, theils um die andern Städte entweder in ihrer Treue, oder in der Furcht vor seiner Macht zu erhalten, theils auch um seine offenen Feinde und die mit diesen in Geheim Verbündeten nicht noch zu kühneren und entscheidenderen Unternehmungen zu ermuntern. Zu diesem Ende veranstaltete er also einen öffentlichen Tag, zu welchem er eine Menge Grafen, Barone und Vasallen berief. Vor dieser zahlreichen Versammlung klagte nun Friederich, und zwar in Ausdrücken, die nur die größte Erbitterung ihm eingeben konnte, die Stadt Mailand des Hochverraths und des Majestätsverbrechens an, und forderte die Versammlung auf, solchen Frevel nicht ungestraft zu lassen. Auf diese Worte erhob sich die ganze Versammlung und zeigte dem Kaiser ihre Bereitwilligkeit zu der Theilnahme an dem jetzt so nothwendig gewordenen Feldzuge gegen Mailand. Aber nun nahm auch der ehrwürdige Bischof von Piacenza, zu Folge

einer mit dem Kaiser getroffenen Verabredung, das Wort und sagte, daß, so sehr auch die Mailänder gefrevelt und die härteste Züchtigung verdient hätten, und so leicht es auch jetzt dem Kaiser wäre, die, welche er schon einmal so völlig besiegt hätte, wieder zu besiegen; so wäre es doch der kaiserlichen Majestät würdig, selbst zu Gunsten ihrer Feinde die Gesetze gelten zu lassen, und diese forderten jetzt ausdrücklich, daß, bevor über Mailand ein Urtheil gefällt und eine Strafe über sie könnte verhängt werden, man vorher diese Stadt gesetzlich vor Gericht laden, ihre Verbrechen genau und unparteiisch untersuchen, und auch ihre Rechtfertigung, wenn sie eine vorzubringen im Stande wäre, ruhig anhören müsse. Diesem Antrage stimmte sogleich nicht nur die ganze Versammlung, sondern selbst auch der Kaiser bei, und so hatte es nun den Anschein, daß Friederich, nicht aus Mangel an hinreichenden Kriegskräften, sondern blos aus Liebe zur Gerechtigkeit, die Bestrafung der aufrührischen Stadt noch auf einige Zeit aufschiebe. Den Mailändern ward also angekündiget, daß sie innerhalb der gesetzlichen Frist vor Gericht erscheinen sollten, um auf die gegen sie erhobene Anklage zu antworten. Die Mailänder nahmen keinen Anstand der Ladung zu folgen. An dem bestimmten Tage erschienen ihre Abgeordneten vor dem Kaiser und suchten das Verfahren ihrer Mitbürger, so gut sie konnten, zu rechtfertigen. Als man ihnen nun auch den Vorwurf machte, daß sie den, dem Kaiser geleisteten Eid gebrochen hätten, erwiederten die Abgeordneten: sie hätten zwar allerdings jenen Eid geschworen, dabei aber nicht versprochen, denselben auch alsdann noch zu halten, wenn der Kaiser die Bedingungen des geschlossenen Vertrages nicht ebenfalls erfülle. Jetzt wurden die Abgeordneten auch noch der Frechheit gegen den Kai-

ser beschuldiget, ihre Rechtfertigung und Entschuldigungen für ungenügend gefunden; aber dennoch, um alle Bestimmungen der Gesetze gewissenhaft zu erfüllen, der Stadt Mailand neue Frist und ein neuer Tag zu ihrer vollständigern Rechtfertigung angesetzt.

6. Nach diesem Vorgang verlegte Friederich sein deutsches Heer in die Gegend von Verona, entließ aber die, ohnehin nicht sehr zahlreiche italienische Schaar, die er noch bei sich hatte, in ihre Heimath. Da die Mailänder, die wohl überzeugt seyn mochten, daß man nichts, was sie zu ihrer Rechtfertigung vorbringen könnten, für genügend finden würde, es daher auch für überflüssig fanden, noch einmal vor Gericht zu erscheinen; so begab sich der Kaiser gegen die Zeit des Osterfestes nach Bologna, um die dortigen so sehr berühmten Rechtsgelehrten ebenfalls in der mailändischen Angelegenheit zu Rathe zu ziehen. Nach Mailand ließ er eine neue Ladung ergehen, vor dem in Bologna niedergesetzten Gericht zu erscheinen, und da jetzt abermals keine mailändischen Abgeordneten erschienen, so ward Mailand einstimmig des Hochverraths schuldig und als eine Feindin des Kaisers und des Reiches in die Acht erklärt. Aber die Mailänder, die ein solches oder ähnliches Urtheil erwartet hatten, faßten nun den, eines freiheitliebenden Volkes würdigen Entschluß, den Krieg, der jetzt doch unvermeidlich wäre, auch sogleich zu beginnen, nicht erst den Angriff ihrer Feinde abzuwarten. Mit Heeresmacht zogen sie also aus der Stadt und rückten vor die, nahe bei Neulodi gelegene Burg Trezzo. Dahin hatte Friederich, der auf die Festigkeit der Burg bauete und dem auch nicht im Traume der Gedanke gekommen wäre, daß die Mailänder zuerst die Feindseligkeiten anfangen würden, den ganzen kaiserlichen Schatz, das

heißt, alle die schweren Geldsummen, die er seit geraumer Zeit aus Italien und den lombardischen Städten gezogen, bringen und dort aufbewahren lassen. Aber gerade diese ungeheure Beute war es, was die Mailänder ganz vorzüglich zu diesem Wagestück reizte. Die Besatzung von Trezzo war nicht sehr zahlreich, dabei gemischt aus Lombarden und Deutschen, deren letztere Anzahl sich jedoch blos auf zweihundert Mann belief. Diese leisteten zwar den tapfersten Widerstand. Aber die Mailänder griffen mit Schleudern und Wurfmaschinen die Burg so heftig an, setzten auch ihre stürmenden Angriffe bei Nacht wie bei Tag so ununterbrochen fort, daß endlich die braven, durch Anstrengungen und Nachtwachen völlig erschöpften Deutschen der feindlichen Ueberlegenheit weichen mußten. Am Ende des dritten Tages drangen die Mailänder in die Burg. Der Theil der Besatzung, der aus Lombarden bestand, wohl wissend, welches Schicksal ihm von Seiten seiner Landesleuten bevorstehe, benutzte diesen Augenblick, schlug sich glücklich durch und rettete sich durch die Flucht. Aber alle übrigen Italiener, welche die Mailänder in der Burg fanden, wurden als Verräther an ihrem Vaterlande ermordet. Des Lebens der Deutschen ward zwar geschont, aber ihr Loos war demungeachtet nicht minder zu bedauern; sie wurden als Gefangene nach Mailand gebracht, wo sie bei dem glühenden Haß der Einwohner gegen die Deutschen wahrhaftig keine sehr milde Behandlung zu erwarten hatten. Trezzo ward hierauf geplündert, eine ungeheure Beute gewonnen und die Burg in Brand gesteckt. Mit großer Pracht feierte der Kaiser gerade das Osterfest zu Bologna, als er die Nachricht von der Berennung Trezzo's erhielt; sogleich schwang er sich auf sein Pferd und eilte zum Entsatz herbei, aber leider kam er zu spät; als er

vor der Burg erschien, war diese schon ein Aschenhaufen und der so reiche, bisher darin aufbewahrte Schatz in den Händen der Mailänder.

7. Voll Unmuth kehrte Friederich wieder nach Bologna zurück. Wie er sich wegen seines erlittenen Verlustes an den Mailändern rächen wollte, dazu bedurfte er nicht des Rathes der, ihm so sehr ergebenen und von ihm nicht minder geehrten Rechtsgelehrten von Bologna; aber in einer Angelegenheit ganz anderer Natur, die ihn jetzt sogleich beschäftigte, konnte er um so mehr auf ihren Beistand rechnen. Eine päpstliche Gesandtschaft war nämlich indessen in Bologna angelangt. Papst Hadrian, der bisher zu nichts führenden Unterhandlungen endlich müde, hatte an das kaiserliche Hoflager fünf Cardinäle geschickt, welche von Friederich eine kategorische, entscheidende Erklärung über folgende Forderungen verlangen sollten: Kaiserliche Sendboten sollen zur Ausübung von Hoheitsrechten nicht ohne Vorwissen des Papstes nach Rom gesandt und Lieferungen von Gütern der römischen Kirche nur zur Zeit der Kaiserkrönung ausgeschrieben werden; die italienischen Bischöfe sollten nicht das Homagium, sondern blos den Eid der Treue schwören; die Besitzungen der römischen Kirche und die Einkünfte von Ferrara, Massa, Fighuerolo, der Mathildischen Erbschaft, dem Lande zwischen Aquapendente und Rom, dem Fürstenthume Spoleto und den Inseln Sardinien und Corsica sollten unverzüglich zurückgegeben werden *).

*) Um dem Kaiser solche Bedingungen vorzuschreiben und darüber eine bestimmte Erklärung zu fordern, dazu hatte unstreitig der Papst jetzt einen sehr günstigen Augenblick gewählt. Es konnte dem heiligen Vater nicht unbekannt seyn, daß die mächtige Stadt Mailand und auch Crema sich auf das neue gegen den Kaiser

Von niemand weniger, als von Friederich, war die Erfüllung solcher Forderungen zu erwarten. Mit der ihm, wenn sein Blut in Wallung war, eigenen Heftigkeit antwortete er daher auf sämmtliche, von den Cardinälen ihm vorgelegten Punkte, fügte auch noch einige, meistens grundlose Beschwerden über das Betragen des Papstes hinzu, bemerkte aber, um sich den Weg fernerer Verhandlungen nicht zu versperren, noch am Ende seiner Rede, daß dieß nur seine persönliche Ansichten seyen, die jedoch jetzt noch nichts entscheiden sollten, indem er wegen der Wichtigkeit der Gegenstände sich erst mit seinen Fürsten berathen müsse. Schwerlich würden die Legaten, in Folge der ihnen gegebenen Weisung, dem Kaiser einen solchen Ausweg gestattet haben, wenn nicht jetzt zugleich auch eine Gesandtschaft der seit einiger Zeit wieder mit dem Papste gespannten Römer angekommen wäre. Dieß schreckte die Legaten; sie sahen wohl ein, in welche schreckliche Verlegenheit Friederich den Papst setzen könnte, wenn er in die Anträge, die der römische Senat und das römische Volk ihm durch ihre Gesandten jetzt wahrscheinlich machen würden, eingehen wollte. Sie ersuchten also den Kaiser, sich durch die Römer zu keinem Bruch mit dem heiligen Vater verleiten zu lassen, sondern die Unterhandlungen mit demselben fortzusetzen, die, wie sie hoff-

---

empört hatten, daß mehrere in geheimem Bunde mit Mailand stehende Städte nur auf eine günstige Gelegenheit warteten, um dem Beispiele der Mailänder zu folgen, und endlich, daß Friederich unter diesen Umständen es nicht wagen dürfte, mit seinem ohnehin so sehr zusammengeschmolzenen Heere nach Rom zu ziehen. In der Lage, in welcher sich Friederich jetzt befand, konnte der Papst mit Grund hoffen, daß derselbe weit geneigter, als bisher, zur Wiederherstellung der frühern freundschaftlichen Verhältnisse mit dem römischen Stuhle sich zeigen würde.

ten und nicht zweifelten, bald zu einem gegenseitigen gütlichen Einverständniß führen würden. Friederich, der ohnehin den neuen Staatstheorien der Römer, und dem Geiste, der sie immer noch herumtrieb, unmöglich sehr hold seyn konnte, empfing daher die römischen Abgeordneten zwar sehr freundlich, entließ sie auch eben so gnädig, ohne jedoch über irgend einen Gegenstand sich näher mit ihnen einzulassen *).

8. Der Kaiser, der, zu Folge eingelaufener Berichte, erfahren hatte, daß das Verstärkungsheer bereits in Deutschland aufgebrochen und auf dem Marsche nach Italien begriffen sey, wollte nun auch, da dessen Ankunft nicht mehr sehr ferne seyn konnte, die Züchtigung Mailands, besonders wegen Zerstörung der Burg Trezzo, nicht länger vertagen. Zur förmlichen Belagerung der ungeheuern Stadt war

*) Aber auch durch die wieder auf das neue angeknüpften Verhandlungen wurden die, schon beinahe ein ganzes Jahr dauernden Streitigkeiten zwischen dem Papste und dem Kaiser auch nicht um ein Haar breit ihrer Ausgleichung näher gerückt, und wer weiß, wozu sie noch geführt haben würden, hätte ihnen nicht der bald darauf erfolgte Tod des Papstes ein Ende gemacht. Wenigstens ward nachher von Vielen behauptet: Hadrian wäre schon fest entschlossen gewesen, den Bann gegen den Kaiser auszusprechen; auch sey von den Kaiserlichen ein päpstliches, an Mailand gerichtetes Schreiben aufgefangen worden, in welchem Hadrian die Mailänder zur Ausdauer und tapfern Widerstand ermuntert und den päpstlichen Schutz ihnen zugesichert hätte. Diesem nach wäre also auch schon Papst Hadrian gesonnen gewesen, das zu thun, wozu später sein Nachfolger sich gezwungen sah, nämlich ein förmliches Bündniß mit den lombardischen Städten zu schließen und mit ihnen gemeinschaftliche Sache gegen den gewaltigen, kein Recht als das seinige anerkennenden Kaiser zu machen.

er jedoch für jetzt noch zu schwach. Er begann also blos einstweilen die Gegend von Mailand weit und breit auf das schonungsloseste und schrecklichste zu verwüsten. Alles Getraide auf den Feldern ward abgebrannt, alle Weinstöcke abgehackt, alle Fruchtbäume umgehauen, Dörfer, Villas und Burgen zerstört und die ganze, mit den anmuthigsten Gärten, den herrlichsten Villas, mit den schönsten Weinbergen und den edelsten Obstbäumen: kurz, die ganze, mit alle dem überschwenglichen Segen, mit welchem der südliche Himmel gleichsam mit verschwenderischer Freigebigkeit die Menschen beglückt, prangende Umgegend von Mailand ward in kurzer Zeit in eine schauderhafte Einöde verwandelt. Natürlich mußte dieses, blos von glühender Rachgier ersonnene und mit teuflischer Consequenz verfolgte System des Verheerens, Verbrennens und Zerstörens in den Gemüthern der Mailänder, die von ihren Mauern herab mit verzweiflungsvollem Blicke in diesen Greuel der Verwüstung hineinschauten, den Haß gegen ihre Feinde immer höher und endlich bis zu einem solchen Grade steigern, daß sie, um sich ebenfalls an dem Kaiser zu rächen, selbst die verwerflichsten Mittel nicht verschmäheten, und endlich sogar, wie wenigstens behauptet ward, mit Meuchelmördern in Bund traten. Ein durch ungewöhnliche Körperkraft ausgezeichneter Mann kam in das kaiserliche, am Adda stehende Lager. Sein Gang, seine Sprache und alle seine Geberden verriethen ein Halbverrückten. Da er aber übrigens sehr gutmüthig zu seyn schien und allerhand närrisches Zeug machte, das Lachen erregte, so durfte er von Zelt zu Zelt herumgehen und die Soldaten belustigten sich durch mancherlei Scherze, die sie mit ihm trieben. Endlich durfte er selbst in das, nahe am Ufer des Flusses stehende Zelt des Kaisers kommen. Da er aber trotz seines wirklichen oder

vielleicht blos verstellten Wahnsinnes bemerkte, daß der Kaiser gewöhnlich sehr frühe des Morgens ohne Begleitung ausging, um an einer einsamen Stätte zu beten, schlich er ihm eines Tages nach, faßte ihn plötzlich mit gewaltigem Arm und zog ihn näher an das Ufer des Stromes, um ihn in denselben zu stürzen. Der Kaiser rang zwar mit dem Menschen, rief auch um Hülfe, aber dennoch würde der Stärkere die Oberhand behalten haben, wären nicht Beide, sich in die Stricke verwickelnd, mit welchen die Zelte ausgespannt waren, zu Boden gefallen. In diesem Augenblicke kamen die Leute des Kaisers herbei, befreieten ihren Herrn und warfen den Unglücklichen in die Adda, in der er nun seinen Tod fand. Allgemein ward hierauf überall behauptet und auch geglaubt: jener Mensch sey nicht wahnsinnig, sondern ein, durch süße Worte und große Versprechungen von den Mailändern gedungener Meuchelmörder gewesen *). Bald darauf erhielt der Kaiser von unbekannter Hand ein Schreiben folgenden Inhalts: „Es sey ein alter Mann nach Italien gekommen, von häßlichem Gesicht, schielend und ein Meister in der Kunst zu vergiften; er habe noch mehrere Schüler bei sich, verachte den Tod und habe mit seinen Gefährten den festen Glauben, daß, wenn er den Kaiser ermorde, eine ungemein große Belohnung ihm dafür werde zu Theil werden. Er führe, sagte ferner das Schreiben, eine Menge kleiner kostbarer Sachen bei

*) Der Geschichtschreiber Radewich, dessen Zeugniß darüber so ziemlich unverdächtig ist, bemerkt doch am Ende, es hätte sich nachher ergeben, daß jener Mensch wirklich wahnsinnig gewesen sey. Aber auch Wahnsinnige haben gewöhnlich öfters lichte Intervalle und können bisweilen viel leichter, als ein verständiger Mensch, zu solchem, stets mit der größten Gefahr für ihr eigenes Leben verbundenen Frevel mißbraucht werden.

sich, Ringe, Perlen, Pferdezäume, Sporen ꝛc., welche aber mit einem so wirksamen giftigen Firniß überzogen seyen, daß schon eine bloße Berührung derselben mit der Hand den Tod nach sich ziehe. Der Kaiser glaubte in dem Briefe deutliche Merkmale zu finden, daß der Verfasser ein mit Treue ihm ergebener Mann sey, der jedoch aus gegründeter Besorgniß, daß er durch Entdeckung des schändlichen Mordanschlags sein eigenes Leben in Gefahr setze, sich in den Schleier der Anonymität eingehüllt habe. Friederich gab also die geeigneten Befehle. Wirklich erschien bald darauf der Alte, ward aber sogleich verhaftet. Man versprach ihm völlige Straflosigkeit, wenn er frei bekennen würde, was und wer ihn zu einer so ruchlosen That bewogen hätte; aber der Alte bekannte nichts. Man drohete ihm mit Marter und Tod, aber er verlachte beides; da indessen, wie es scheint, ihm das Leben doch lieber war, als ein schmachvoller Tod, dem er also zu entgehen wünschte, ohne jedoch sein Geheimniß verrathen zu müssen, so versicherte er, auf geheime Wirkung magischer Künste hindeutend, daß mit seinem Tode auch das Leben des Kaisers sich endigen würde. Doch diese List half ihm nichts; denn da noch andere Beweise seine Schuld darzuthun schienen, so ward er, wie er es verdiente, hingerichtet *).

*) Allem Ansehen nach war der Alte ein aus dem Orient nach Italien gesandter Assassin. Natürlich mußte nun aller Verdacht dieses schändlichen Mordanschlages wieder die Mailänder treffen; den Mörder konnte ja nur ein erklärter Feind des Kaisers aus dem Morgenlande beschrieben haben, und konnte Friederich jetzt wohl größere, ergrimmtere und gefährlichere Feinde haben, als gerade die Mailänder? Zudem standen bekanntlich seit der Kreuzzüge die italienischen Seestädte mit Palästina und der syrischen Küste in vielfachem Verkehre, und durch sie konnten nun auch die Mailänder sich von dem Großmeister in Syrien gar leicht einen Assassin verschaffen.

9. Aber nun ward endlich dem Kaiser die frohe Kunde: seine geliebte Gemahlin, sein Vetter Herzog Heinrich der Löwe und mehrere deutsche Bischöfe seyen mit ihren Schaaren, nachdem sie die Alpen glücklich überstiegen, in den Ebenen Italiens eingerückt. Groß war die Freude des Kaisers, nicht minder groß der Jubel aller in Italien befindlichen Deutschen. Friederich befand sich jetzt wieder an der Spitze eines furchtbaren Heeres, dessen Stärke zwar nicht angegeben wird, das aber eben so zahlreich gewesen seyn soll, als jenes, mit welchem er im vorigen Jahre vor den Mauern von Mailand erschien. Friederich eröffnete den Feldzug mit der Belagerung der Stadt Crema. Es ist nicht wohl zu errathen, welche Gründe er gehabt haben mag, sich zuerst gegen Crema zu wenden, da es doch vorauszusehen gewesen, daß er mit der Eroberung Mailands auch schon Crema würde erobert haben. Bevor noch das deutsche Heer vor dieser Stadt ankam, waren schon die Cremonenser, diese Todfeinde der Einwohner von Crema, mit Heeresmacht dahin gezogen. Aber alle Gefechte zwischen beiden Theilen fielen jetzt immer noch vor den Thoren der Stadt vor. Erst als der Kaiser mit seinem Heere ankam, wurden die Cremenser hinter ihre Mauern zurückgetrieben und die förmliche Belagerung nahm nun auch sogleich ihren Anfang. Crema lag in einer weiten Ebene; gegen Mittag wurde sie durch einen Sumpf geschützt, der einen Angriff von dieser Seite beinahe unmöglich machte. Auf der Morgenseite bespülte der Fluß Serio einen Theil ihrer Mauern, wodurch ein feindlicher Angriff, wenn nicht gerade unmöglich gemacht, doch wenigstens ungemein erschwert ward. Nur gegen Abend und Mitternacht war die Stadt dem Feinde zugänglich. Was aber die Natur auf diesen beiden Seiten an Schutz versagt hatte, war durch die trefflichen, unter der Leitung des berühm-

testen, schon in dem Orient geprüften Kriegsbaumeisters Marsilius, erbauten Festungswerke hinreichend ersetzt worden. Tiefe Gräben, doppelte Mauern und eine Menge Thürme und Bollwerke umgaben von allen Seiten die Stadt *). Aber was Crema mehr als alles dieses schützte, war der beispiellose, mehr als ritterliche Heldenmuth der Einwohner, sämmtlich sich gegenseitig zu dem kräftigsten Widerstand eidlich verbindend, und fest entschlossen, alles zu thun, was nur menschliche Kräfte zu thun vermöchten, daher dem Tode, in welcher auch noch so furchtbaren Gestalt er erscheinen möchte, kühn und furchtlos entgegen zu gehen. „Der Tod für die Freiheit ist das höchste Gut nach der Freiheit!“ ward jetzt das tägliche und allgemeine Losungswort der Einwohner.

10. Unter den vielen kriegerischen Ereignissen während Kaiser Friederichs langem Aufenthalt in Italien, ist unstreitig die Belagerung Cremàs das berühmteste, aber zugleich auch das furchtbarste; nicht nur berühmt durch die vielen von beiden Seiten gegebenen Beweise von beinahe übernatürlicher Tapferkeit, Kühnheit und Selbstaufopferung, sondern leider auch nicht minder merkwürdig durch die vielen schrecklichen Ausbrüche völlig entmenschter Wildheit, grenzenloser Erbitterung und mehr als teufelischer Grausamkeit, womit Belagerer wie Belagerten den Ruhm

*) Wirklich waren auch die Einwohner so zuversichtsvoll und so außer aller Besorgniß, daß Frauen und Jungfrauen auch hier in Chören durch die Straßen der Stadt zogen und ermuthigende Lieder sangen, deren Inhalt, nur in wechselnden Dichtungsformen, stets schon im voraus den Sieg der Stadt verkündeten und daß „Friederich eben so unrühmlich vor Crema wieder abziehen werde, als auch vor sieben und zwanzig Jahren Kaiser Lothar habe abziehen müssen.“

ihrer Waffen auf das sündhafteste und greuelvollste befleckten. Jetzt in das Detail aller dieser Greuel, aller dieser sich täglich wiederholenden Blutscenen hier einzugehen, dieß würde die Brust jedes unserer Leser empören, jedes auch nur schlummernde Menschengefühl auf das schmerzhafteste verletzen. Nur einige Züge davon, und zwar so kurz als möglich zusammengefaßt, mögen demnach hinreichen, den Leser, ohne ihn zu sehr zu erschüttern, alles Uebrige ahnen zu lassen. Daß kein Theil des Lebens seiner Gefangenen schonte: dieß versteht sich von selbst. Wenn also, was nicht selten geschah, die Belagerer mit den abgeschlagenen Köpfen der Cremenser Ball spielten, so führten diese ihre Gefangenen auf der Mauer hervor, zerhackten sie in Stücken und ließen die blutigen, oft noch zitternden Glieder längs ihren Mauern herabhängen. Eines Tages ward ein sechs Stock hoher Wandelthurm der Mauer so nahe gebracht, daß man die Fallbrücke niederlassen konnte. Sogleich sprang ein edler deutscher Ritter, Namens Berthold von Urach, mit noch einigen Deutschen über die Brücke hinweg und vertrieb mit unglaublicher Kühnheit den auf der Mauer stehenden Feind. Aber in demselben Augenblicke ward die Fallbrücke durch einen, auf sie geschleuderten Stein von ungeheurer Größe zerschmettert. Dem Ritter konnten also von den Seinigen keiner mehr folgen. Mit den wenigen seiner Leute, die er bei sich hatte, mußte er nothwendig in dem höchst ungleichen Kampfe sehr bald unterliegen, und als er jetzt tödtlich verwundet zu Boden sank, sprang ein wüthender Cremenser auf ihn zu und zog mit einer, selbst dem ärgsten Dämon unbekannten Grausamkeit dem Gefallenen die Haut von dem Kopfe und schmückte damit seinen Helm. Als die Cremenser einen nächtlichen Ausfall wagten, aber am Ende

die Cremenser, die einen Entsatz ihrer Stadt nicht einmal zu hoffen, viel weniger zu erwarten *), aber täglich einen neuen Verlust zu beweinen hatten, und unter denen es schwerlich eine einzige Familie gab, die nicht den Tod irgend eines Familiengliedes zu betrauern hatte, wünschten nun ebenfalls das Ende alles dieses Jammers zu sehen. Auf diese Weise kam es nun auch bald zu Unterhandlungen. Von welcher Seite der erste Antrag gemacht worden, weiß man nicht. Genug, der ehrwürdige Patriarch Peregrinus von Aquileja und Herzog Heinrich der Löwe traten von Seite des Kaisers mit den Obrigkeiten von Crema und einigen der vornehmsten Einwohner zu einer Unterredung zusammen. Der Patriarch stellte denselben vor, welcher großen unvermeidlichen Gefahr sie sich, ihre Weiber und Kinder durch längern Widerstand aussetzen würden, und rieth ihnen daher zum Frieden und freiwilliger Unterwerfung. Auch Herzog Heinrich der Löwe ermahnte sie, einer gebieterischen Nothwendigkeit zu gehorchen und auf die Großmuth des Kaisers zu vertrauen. Crema's Abgeordneten erwiederten: „Wir haben die Waffen nicht gegen den Kaiser ergriffen, sondern gegen die Cremonenser. Von diesen haben wir uns vor einiger Zeit losgerissen, weil wir nicht

---

*) Im Anfange der Belagerung suchten zwar die Mailänder, in Verbindung mit den Brescianern und Piacensern, theils das Belagerungsheer unaufhörlich zu necken und zu beunruhigen, theils auch es durch Angriffe auf andere, dem Kaiser ergebene Städte, besonders auf Pavia, von Crema hinwegzuziehen; als sie aber zweimal, das erstemal vom Grafen Gozwin und das anderemal von Heinrich dem Löwen derb waren geschlagen worden, gaben sie diese Versuche auf, und Piacenza hatte keinen anderen Gewinn davon, als daß es nun ebenfalls in die Reichsacht erklärt ward.

ihnen, sondern nur Gott und dem Kaiser dienen wollten, auch eben so gut wie sie gleiches Recht zur Freiheit haben; endlich mußten wir auch, da wir mit Mailand einen Bund geschlossen, unserem Wort so lange als möglich treu bleiben. Aber wir sehen, daß unserer Sünden wegen Gottes Zorn über uns gekommen und des Kaisers Glück überwiegend ist. Zwar haben wir noch Ueberfluß an Waffen und Lebensmitteln, aber leider keine Hoffnung zu einem endlichen glücklichen Erfolge. Das Einzige, was wir uns ausbitten, ist, daß wir nicht unsern Todfeinden, den Cremonensern, übergeben und nicht von ihnen, sondern von dem Kaiser allein gerichtet werden." Friederich setzte hierauf folgende Bedingungen fest, die man damals, wunderlich genug, sogar als ganz besondere Beweise kaiserlicher Milde betrachtete. „Sämmtlichen Einwohnern von Crema wird Leben und Freiheit gesichert. Sie verlassen die Stadt und haben die Freiheit, mit ihren Frauen und Kindern dahin, wohin sie wollen, sich zu begeben. Von seiner Habe darf jeder nur so viel mit sich nehmen, als er auf einmal auf seinen Schultern tragen kann. Jene, die von den mailändischen und brescianischen, nach Crema geschickten Hülfsvölkern sich noch in der Stadt befinden, erhalten ebenfalls freien Abzug, müssen aber ihre Waffen zurücklassen und wehrlos aus der Stadt ziehen. Diesen Bestimmungen zu Folge zogen nun nach beinahe siebenmonatlicher Belagerung am 20. Januar des Jahres Eilf hundert und sechzig Crema's Einwohner, zwanzig Tausend an der Zahl, aus ihrer Stadt, um nie mehr in dieselbe zurückzukehren, und ferne von den Gräbern ihrer Väter als Fremdlinge und Verwiesene in irgend einem Winkel Italiens ihr und ihrer Kinder Schicksal zu beweinen. Die Stadt ward hierauf der Plünderung preisgegeben und, als sie rein ausgeplündert war,

in Brand gesteckt *). Nach der Eroberung Crema's bezog das deutsche Heer seine Winterquartiere in dem Gebiete der Pavesaner, und Friederich, von seinen Fürsten und einem Theile seiner Haustruppen umgeben, zog triumphirend in Pavia ein.

12. Aber die Belagerung und Bestrafung Mailands mußte jedoch jetzt noch um ein ganzes Jahr vertagt werden. Die Dienstzeit der Deutschen war längst schon verflossen, und auch die Lombardei hatte unendlich viel gelitten. Friederich mußte also jetzt den größten Theil seines Heeres entlassen. Ehe er es aber entließ, berief er alle Fürsten, Edeln und Ritter zu sich, dankte ihnen öffentlich für ihre Tapferkeit, ihre Ausdauer und treugeleisteten Dienste, belohnte mehrere mit Lehngütern, machte vielen Andern prächtige Kleider, herrliche Pferde, kostbaren Pferdeschmuck, stark mit Gold eingelegte Panzer, Helme und Schwerter zum Geschenke, kurz, ein Jeder erhielt einen Beweis kaiserlicher Huld, und als nun Friederich sah, in welcher frohen und heitern Stimmung alle waren, die ihn umgaben, forderte er sie jetzt auf, sich binnen Jahresfrist wieder bei ihm

*) Dieß war jedoch nicht auf Befehl, sondern gegen den Willen des Kaisers geschehen. Schwer bewaffnetes Fußvolk kam etwas zu spät zur Plünderung herbei, fand daher wenig oder gar nichts mehr übrig, gerieth daher in Zorn und steckte in seinem Unmuthe die Stadt in Brand. Als die auswandernden Einwohner von Crema bei dem Kaiser vorüberzogen, bemerkte man in Friederichs Gesichtszügen sichtbare Spuren des Mitleidens, das aber von dem Gedanken an die Empörung der Einwohner wieder überwogen ward. Indessen gab er doch noch manche andere Beweise aufrichtiger Theilnahme; so z. B. trug er einen Cremenser, der krank und völlig erschöpft in einem Graben lag, mit eigenen Händen aus demselben heraus.

einzufinden, wenn indessen nicht Friede und Eintracht in Italien wieder hergestellt seyn würden. Gerne und mit ernstem treuem Sinne leisteten alle heimkehrenden Fürsten und Ritter dieses Versprechen. Aber um so weniger dachten jetzt die Mailänder an Unterwerfung. Im Gegentheil, da sie wußten, daß des Kaisers Heer nun um mehr als zwei Drittel schwächer wäre, wagten sie es sogar, angriffsweise zu Werke zu gehen; besonders machten sie verschiedene Versuche, die ihnen so sehr verhaßte Stadt Neulodi wieder zu erobern; da aber doch noch einige Fürsten bei dem Kaiser zurückgeblieben waren *),

*) Von den Fürsten, welche nicht nach Deutschland zurückkehrten, werden folgende genannt: Der Herzog Friederich von Schwaben, Sohn Conrads III. und Vetter des Kaisers; der Pfalzgraf Conrad bei Rhein, Stiefbruder des Kaisers, und der tapfere Pfalzgraf Otto von Wittelsbach. Auch der Sohn des Herzogs Welf war in Italien zurückgeblieben, aber in eigenen Angelegenheiten und nicht wegen der Sache des Kaisers. Sein Vater hatte ihm die Verwaltung seiner neuen, in Italien erhaltenen Besitzungen übertragen. Dieser Sohn, ein junger Herr von den trefflichsten Eigenschaften des Geistes und des Herzens, dabei von festem Sinne und scharfem Urtheil, erwarb sich bald im höchsten Grade die Liebe aller seiner Unterthanen; er schützte diese gegen die Gewaltthätigkeiten kaiserlicher Kriegsleute, suchte alle drückenden Leistungen und harte Forderungen, die man von ihnen begehrte oder an sie machte, von ihnen zurückzuhalten, und betrug sich dabei stets mit so vieler Klugheit und Gewandtheit, daß der Kaiser ihm nie darüber zürnen konnte. Aber auch in dem traurigen, die Kirche so viele Jahre trübenden Schisma und auf dem, nun auch immer mehr wankenden Schauplatz zwar oft wechselnder, aber nie sehr erfreulicher Ereignisse, inmitten einer Menge Verbrechen und Greuel bewährte sich Welf VII. als wahrhaft gut, und blieb, der Stimme seines Gewissens folgend, stets ein treuer Sohn der Kirche; und schwerlich möchten

Friederich auch, nebst seiner nicht unbedeutenden Hausmacht, noch ziemlich zahlreiche italienische Schaaren unter seinen Fahnen hatte, so wurden die Mailänder jedesmal mit großem Verluste zurückgeschlagen. Beinahe ununterbrochen fielen jetzt zahllose, größtentheils kleine, jedoch bisweilen auch sehr bedeutende Gefechte vor, die aber alle gar nichts entschieden, und nur die gegenseitige, immer höher steigende Erbitterung beurkundeten. Indessen kam es doch eines Tages bei Carcano zu sehr ernsten blutigen Auftritten, die, es fehlte nur wenig, ungemein wichtige Folgen hätten nach sich ziehen können. Die Mailänder belagerten nämlich die am Comersee gelegene, ihnen höchst lästige Burg Carcano. Sogleich eilte Friederich zum Entsatz herbei. Von dem Kaiser auf allen Seiten eingeschlossen, wurden die Belagerer jetzt selbst belagert. Bald zwang sie der Hunger um freien Abzug zu bitten. Friederich begehrte: sie sollten sich auf Gnade oder Ungnade ergeben. Aber die braven Mailänder zogen einen ruhmvollen Tod einer schmählichen Gefangenschaft vor. Sich durchzuschlagen war der allgemeine Entschluß. Aber das Unternehmen war höchst gefährlich und beinahe ohne alle Hoffnung eines glücklichen Erfolges. Alle nahmen daher vorher das heilige Abendmahl, und ent-

---

die sich sehr trügen, die jetzt schon die ersten, obgleich noch kaum merkbaren Keime jener Parteiung zu erblicken glauben, welche nachher ganz Italien in zwei Parteien theilte: die Welfen und Ghibellinen genannt; Parteinamen, anfänglich blos um Gleichgesinnte noch mehr zu einigen und zu befeuern; aber nachher, bei ganz ungebührlicher, alle Leidenschaften in sich aufnehmender Ausdehnung, auch blos um Haß zu erregen, die schändlichsten Verläumdungen zu verbreiten und zu den blutigsten und grausamsten Verfolgungen zu reizen.

schlossen, für das Vaterland sich aufzuopfern, betraten sie sämmtlich als schon Eingeweihete des Todes das Schlachtfeld. Aber trotz des tapfersten Widerstandes ward doch ihr Fußvolk von dem Kaiser zurückgeworfen; dieser drang immer weiter vor, und des Erfolges schon gewiß, rief er laut aus: „Wir haben gesiegt!" — „Nicht wir," erscholl jetzt plötzlich eine andere Stimme, „sondern die Mailänder haben gesiegt." Aufgeregt durch diesen Ruf warf der Kaiser schnell seine Blicke umher und sah nun zu seiner nicht kleinen Bestürzung, daß die mailändische und brescianische Reiterei, nachdem sie die ihr gegenüber stehenden Schaaren aus Pavia, Novara, Vercelli und Como in die Flucht getrieben, statt die Fliehenden zu verfolgen, eine Schwenkung gemacht hatte, um jetzt auf ihn und sein entblößtes Centrum einzubrechen. Sogleich sammelte der Kaiser die Tapfersten um sich her, warf sich damit dem eindringenden Feinde entgegen und zwang diesen schon wieder zum Weichen. Aber das Beispiel der Tapferkeit, das er gab, ward nicht befolgt. Der größte Theil seines Heeres, als dieses sich in der Flanke und im Rücken angegriffen sah, begab sich auf die Flucht. Nur der Kaiser fuhr fort, mit Löwenmuth zu kämpfen; aber immer dichter und verwirrter ward jetzt das Gedränge um ihn her, endlich stürzte er mit dem Pferde und ein Gefangener der Mailänder hätte er nun werden müssen, hätten die Wenigen, die noch um ihn waren, ihn nicht wider seinen Willen mit sich zur Flucht fortgerissen. Zum erstenmale, jedoch noch nicht zum letzten Male, war jetzt der Sieg den Fahnen Friederichs untreu geworden. Ein furchtbares Ungewitter und anhaltende starke Regengüsse verhinderten die Mailänder an der Verfolgung des geschlagenen Feindes; aber sie erbeuteten das ganze kaiserliche Lager mit allen darin be-

findlichen Vorräthen an Geld, Waffen und Lebensmitteln, befreiten auch mehrere Gefangene und Geiseln. Da sie jedoch bald darauf, theils durch den tapfern Widerstand der Besatzung von Carcano, theils durch andere Umstände dazu gezwungen, vor der Burg unverrichteter Dinge wieder abzogen, so ward auch durch diesen Sieg der Mailänder nichts entschieden.

13. Der planlos angefangene und bisher planlos geführte Krieg, eigentlich blos zwischen den, dem Kaiser treu gebliebenen und den von ihm abgefallenen meuterischen Städten zog sich nun bis in die Hälfte des folgenden Jahres 1161 hinein, ja gewissermaßen noch etwas über dieselbe hinaus. Sehr lebhaften Antheil konnten die Mailänder nicht daran nehmen; denn ein furchtbarer, in Mailand entstandener Brand wodurch ein großer Theil der Stadt in einen Aschenhaufen war verwandelt worden*), hatte jetzt ihrer Thätigkeit eine andere Richtung gegeben. Aber um die Seinigen zu befeuern war Friederich desto thätiger, und nirgends und in keiner Gefahr sich schonend und daher überall Sieger, blieb er auch jetzt nach wie vor für die italienischen wie für die deutschen Krieger stets Muster und Beispiel. Um aber etwas Entscheidendes zu unternehmen, dazu waren seine Mittel zu schwach. Als aber im Frühling des so eben erwähnten Jahres die deutschen Fürsten, ihrem gegebenen Versprechen gemäß, mit neuen Schaaren in Italien anlangten, erhielt der Kaiser auch wieder eine so entschiedene Ueberlegenheit, daß er mit seinem Heere vor Mailand rücken, die Stadt von allen Seiten berennen, und ringsumher ihr

*) Ein Quartier der Stadt soll gänzlich, ein zweites größtentheils, ein drittes bis zur Hälfte abgebrannt und ein viertes ungemein beschädiget worden seyn.

ganzes Gebiet auf das schrecklichste verwüsten konnte. Man war jetzt in dem Monate Mai, und bis an den Graben wurden alle, der Erndte so schön entgegen reifende Saaten vernichtet, und dieses schreckliche Zerstörungswerk, das zehn Tage dauerte, ward durch die öfteren Ausfälle der Belagerten, die stets schnell wieder zurückgetrieben wurden, keinen Augenblick unterbrochen, und da bei dem schrecklichen Brande im verflossenen Winter beinahe alle mit Getraide und andern Arten von Lebensmitteln gefüllte Vorrathshäuser ein Raub der Flammen geworden waren, auch die Mailänder hierauf aus andern Gegenden der Lombardei, die durch die ununterbrochenen starken Lieferungen an das kaiserliche Heer außerordentlich gelitten, sich nur Weniges hatten verschaffen können, so drohete jetzt der geängstigten Stadt, und zwar ganz in der Nähe, die schrecklichste Hungersnoth. Zwar thaten die mit Mailand befreundeten Städte, vorzüglich Brescia und Piacenza, alles Mögliche, um die Noth ihrer Bundesgenossen zu erleichtern, und suchten auf allerlei Wegen ihnen Lebensmitteln zuzuführen. Diese wurden aber größtentheils aufgefangen; und da allen, die ein solches Wagestück unternommen, die rechte Hand abgehauen ward, auch wirklich, wie erzählt wird, fünf und zwanzig Männern aus Piacenza an einem Tage diese Strafe erduldet hatten, so wurden auch die mit Mailand verbündeten Städte von ähnlichen Versuchen so gänzlich abgeschreckt, daß die Mailänder, jetzt von Allen verlassen, blos auf ihre eigenen, ohnehin schon so spärlichen, und immer spärlicher werdenden Vorräthe beschränkt waren. Mehrere der Kühnsten und Entschlossensten glaubten jedoch, daß durch einen kräftigen und glücklichen Ausfall wenigstens Etwas an Lebensmitteln könnte gewonnen werden. Aber auch dieser Versuch miß-

lang, und die meisten, die diesem Wagestück sich unterzogen hatten, wurden zu Gefangenen gemacht. Mehreren von diesen ließ Friederich die beiden Augen ausstechen, einem davon ward jedoch, damit er die Gefährten seines Unglückes wieder in die Stadt zurückführen könnte, ein Auge gelassen, aber dafür die Nase abgeschnitten. Als nun die so gräßlich Verstümmelten wieder nach Mailand zurückkamen, erregte deren scheuslicher Anblick unter allen Einwohnern einen solchen Schrecken, daß keiner mehr vor die Thore seiner Stadt sich hinauswagte.

14. Mehrere Monate hatte nun dieser traurige Zustand gedauert, und Mangel, Noth und Elend waren immer höher gestiegen, als endlich auch noch der Dämon der Zwietracht und der Spaltung unter die Einwohner Mailands fuhr. Die niedere, ärmere aber zahlreichere Volksklasse, die sich einmal wieder satt essen wollte, erhob sich tumultuarisch, foderte laut die Uebergabe der Stadt, drohete den Consuln den Tod, so wie Allen, welche auf einer längeren Vertheidigung der Stadt beharren würden; selbst blutige Familienzwiste zerrissen alle Bande des Blutes und der Natur, trennte den Sohn von dem Vater, den Bruder von dem Bruder, und Freunde und die nächsten Verwandten zerfielen unter einander, so daß jetzt nicht selten es sogar in den Straßen der Stadt zu mörderischen Händeln kam*).

*) Was das Volk noch mehr erhitzte und für alle Gegenvorstellungen unempfänglich machte, war ein, obgleich durch nichts verbürgtes Gerücht, das sich in der Stadt verbreitet hatte, auch von dem Pöbel allgemein geglaubt ward, und dem zu Folge der Kaiser erklärt haben sollte: er werde der Stadt schonen und alle Einwohner in dem ungestörten Besitze ihrer Häuser und ihres Eigenthums lassen.

Der Kaiser, der von dem inneren Zustande Mailands genau unterrichtet war, hatte demnach bisher auch keine förmliche, stets, wie vorauszusehen gewesen wäre, mit bedeutendem Verlusse seiner eigenen Leute verbundene Angriffe auf die Stadt machen lassen. Er war überzeugt, daß er eben so sicher durch Noth und Elend sie zur Unterwerfung und Uebergabe zwingen würde. Friederichs Hoffnung ging nun wirklich in Erfüllung, denn als die Verwirrung in Mailand ihren höchsten Grad erreicht hatte, und selbst die Verständigsten einsahen, daß die Stadt sich nicht länger mehr halten könnte, begaben sich endlich Abgeordnete nach der nahe gelegenen Stadt Lodi, wo Friederich jetzt sein Hauptquartier hatte, und erklärten dem Kaiser: „Mailand sey bereit, alle seine Festungswerke zu zerstören, ohne kaiserliche Erlaubniß sie nie wieder herzustellen, auf eigene Kosten eine kaiserliche Burg zu erbauen, allen Bündnissen zu entsagen, das Heer in die Stadt aufzunehmen, 300 Geißeln auf drei Jahre zu stellen, die Ernennung aller obrigkeitlichen Personen dem Kaiser zu überlassen, sogar Deutsche als Podestas aus der Hand des Kaisers anzunehmen, allen Hoheitsrechten zu entsagen und endlich noch eine ungeheuere Geldsumme zur Sühne zu bezahlen. So zuversichtlich auch die Mailänder glaubten, daß diese Anerbietungen, welche alle Forderungen des Kaisers zu erschöpfen schienen, angenommen werden würden, so fanden sich doch in dem kaiserlichen Rath, als sie diesem vorgelegt wurden, die Stimmen darüber getheilt. Die meisten Fürsten riethen zwar die Annahme derselben, auch der Kaiser schien dazu geneigt; aber nun erhob sich der, von den Mailändern schwer beleidigte Erzbischof Rainald von Cöln, und erklärte: „unbegrenzte Beleidigungen kaiserlicher Majestät könnten nur durch eben so unbegrenzte und

unbedingte Unterwerfung hinreichend gebüßt werden; diese müsse zuerst erfolgen, und es alsdann der Großmuth des Kaisers überlassen bleiben, ob er Gnade oder Strafe, und welches Maß von Strafe er über die Verbrecher ergehen lassen wolle. Da Friederich dieses Verfahren seiner Würde am angemessensten fand, so behielt auch die Meinung des Erzbischofes die Oberhand; und nun war die Muthlosigkeit der Mailänder so groß, daß sie selbst jeden auch noch so schwachen Schimmer von Hoffnung auf die Gnade des Kaisers, einem, wie sie glaubten, unvermeidlichen Untergange vorzogen. Am ersten März des Jahres Eilf hundert und zwei und sechzig kamen demnach sämmtliche Consuln Mailands nebst mehreren der angesehensten Männern aus dem Adel in dem kaiserlichen Lager an, warfen sich vor dem Kaiser und den versammelten Fürsten nieder, beschwuren Mailands völlig unbedingte Unterwerfung, und versprachen, daß unverzüglich von allen Einwohnern eine gleiche Eidesleistung erfolgen werde. Drei Tage später erschienen mehr als drei hundert der angesehensten Männer, übergaben, tief in den Staub gebeugt, die Schlüssel aller Thore und Burgen Mailands, zugleich auch die sechs und dreißig Hauptfahnen der Stadt, und leisteten denselben unbedingten Unterwerfungseid. Am sechsten März nahete endlich das ganze, in hundert Abtheilungen getheilte Volk mit Stricken um den Hals, Asche auf dem Haupte, und das Kreuz in der Hand. Darauf folgte endlich, den Zug beschließend, Mailands Palladium und vornehmstes Feldzeichen, nämlich das Karoccio, der dem Leser schon bekannte Kriegswagen von ungemein festem Bau und über und über mit Eisen beschlagen. In der Mitte desselben erhob sich ein, durch Metall, Ringe und Bänder aufs geschickteste befestigter Mast-

baum, dessen Gipfel ein hohes Kreuz und das Bildniß des den Segen austheilenden heiligen Ambrosius schmückten. Friederich saß schon an der Tafel, als die tief gebeugten Mailänder ankamen; aber ungeachtet eines stromweise herabfallenden Regens mußten sie bis zum Ende des kaiserlichen Mahles warten. Endlich erschien der Kaiser, und bestieg in der Mitte seiner Großen einen erhöheten Thron. Sobald das Volk ihn erblickte, schwenkten alle Abtheilungen noch einmal ihre Fahnen, stießen noch einmal in ihre Posaunen, gleichsam zum Zeichen, daß mit dem letzten Tone derselben auch Mailands Größe auf immer verhalle. Still schritt nun der lange Zug vor dem Kaiser vorüber und jede Abtheilung legte Fahne und Posaune zu seinen Füßen nieder. Endlich stand auch das Karoccio dem Kaiser gegenüber; und sogleich ließen dessen Führer die Stricke nach, und der ungeheure Baum senkte sich wie dahinsterbend nun ebenfalls zu Boden. Aber jetzt brach der innere, bisher stumme Schmerz in lautes Klaggeschrei aus; Alle warfen sich auf die Erde und fleheten um Christi willen um Gnade und Erbarmung. Nun trat der Graf von Blandrate aus der Umgebung des Kaisers hervor, um für seine ehemaligen Freunde und Mitbürger zu bitten. Thränen glänzten in den Augen aller Fürsten, nur Friederichs Angesicht blieb finster und seine ganze Haltung ohne Zeichen von Theilnahme; und erst, nachdem der Erzbischof Rainald von Cöln, als Kanzler des Reiches, die unbedingte Unterwerfungsurkunde vorgelesen hatte, und von den Ueberwundenen war anerkannt worden, erhob sich Friederich von seinem Throne. „Die Milde," sagte er jetzt, „die mit der Gerechtigkeit sich verträgt, soll Euch zu Theil werden. Nach den Gesetzen habt ihr alle das Leben verwirkt; aber Allen will ich es

schenken, jedoch solche Maßregeln ergreifen, wodurch fernere Empörungen und ähnliche Verbrechen für die Zukunft unmöglich gemacht werden.

15. Was dieses für Maßregeln seyn könnten, lag jetzt jedem Mailänder schwer auf dem Herzen. Von Angst und Besorgnissen jeder Art gequält, kehrten alle trauernd in ihre Stadt zurück. Der Kaiser selbst begab sich nach Pavia, um dort mit Zuziehung sämmtlicher Fürsten das endliche Schicksal Mailands zu entscheiden. Der zahlreichen Versammlung, auf der fast alle Fürsten und Bischöfe anwesend waren, wohnten auch die Consuln mehrerer lombardischen Städte bei; und gerade war dieser ihre Abstimmung für die Mailänder die härteste und grausamste. „Der Becher der Trübsal," so sagten sie, „welchen die Mailänder für andere Städte bereitet, müßten auch sie jetzt bis auf den letzten Tropfen leeren. Sie haben Como und Lodi, sie haben kaiserliche Städte zerstört, mithin muß auch Mailand zerstört werden." Nun ward der gemeinsame Beschluß gefaßt, daß, da Mailand bisher der Heerd alles Zwistes und aller Uneinigkeit, so wie die Seele und der Mittelpunkt aller Empörung gewesen, auch ihr fernerer Fortbestand mit dem Frieden und der Ruhe von Italien unvereinbar sey. Die Consuln von Mailand wurden hierauf nach Pavia berufen, ihnen dieser Beschluß bekannt gemacht und der Auftrag gegeben, dafür zu sorgen, daß innerhalb acht Tagen die Stadt von allen ihren Bewohnern, männlichen wie weiblichen Geschlechtes, geräumt wäre. Auch diesem Befehl, so hart und unerwartet er für die Mailänder war, mußte auf das pünktlichste gehorcht werden. Sämmtliche Einwohner, Junge wie Alte, Männer wie Frauen und Kinder, Gesunde und Kranken verließen

demnach in der bestimmten Zeit ihre Wohnungen, die Reichen ihre Paläste, die Armen ihre Hütten und zogen durch die Thore aus der Stadt. Was sie während der acht Tage, die ihnen zu ihrer Auswanderung bestimmt waren, von ihrer beweglichen Habe fortschaffen oder in Sicherheit bringen konnten, ward ihnen zwar nicht entrissen, aber das meiste hatten sie begreiflicher Weise dennoch zurücklassen müssen. Die Reichen und Vornehmen, die in anderen Städten ausgebreitete Verbindungen hatten, gingen nun dahin, wo sie Freunde zu finden und einer willkommenen Aufnahme versichert seyn konnten. Aber die große Volksmasse, die, jeder Stütze beraubt, nicht wußte, wohin sie ihre Schritte lenken sollte, blieb in den nächsten Umgebungen der Stadt, errichteten sich ärmliche Hütten, und zwar dem Graben der Stadt so nahe als möglich. Diesen Unglücklichen gab der Kaiser den Bischof Heinrich von Lüttich zum Vorstande, der ihnen nachher in dem bisherigen Gebiete von Mailand vier Bezirke, jeder zwei Meilen von dem andern entfernt, anwieß, wo sie unter der Aufsicht kaiserlicher Beamten sich niederlassen und anbauen durften. Am sechs und zwanzigsten März des Jahres 1162 erschien der Kaiser zum letztenmale mit seinem Heere vor Mailand. Aber er zog nicht durch ein Thor, sondern über die an einer Stelle niedergerissene Mauer in die der Zerstörung geweihete Stadt. Mit ihm rückte auch sein, größtentheils aus lombardischen Schaaren bestehendes Heer ein. Dieses ward in die verschiedenen Quartiere der Stadt vertheilt, und jeder Schaar der ihr zur Plünderung überlassene Stadttheil angewiesen. Auf ein gegebenes Zeichen begann die Plünderung und ward mit einer solchen Raubgier betrieben, daß selbst der Kirchen nicht geschont ward; das Aeußere ihrer Gebäude ward zwar nicht verletzt, aber ihr

ganzer Reichthum, alle ihre Kostbarkeiten und Reliquien wurden geraubt, und nur die Leichname der heiligen drei Könige durch die Sorgfalt des Erzbischofs Rainald von Cöln gerettet und nach Deutschland gebracht. Als die Plünderung ein Ende hatte, ward die Stadt an mehreren Orten in Brand gesteckt. Alle Gebäude Mailands, öffentliche wie Privatgebäude, prächtige Paläste, wie ärmliche Hütten, nur die Kirchen ausgenommen, lagen nun in wenigen Tagen in Schutt und Asche. Aber auch jetzt war das harte, über Mailand verhängte Urtheil noch nicht völlig vollzogen. Vieles hatte nämlich der Gewalt der Flammen widerstanden und war nicht ein Raub derselben geworden. Alles das, und darunter auch manches, seinem innern Werthe nach kostbare Ueberbleibsel aus grauem Alterthum, manches, sowohl seiner Bauart als seiner Bedeutung wegen, merkwürdige Denkmal mußte noch durch die Kunst menschlicher Hände vernichtet werden. Das Zerstörungsgeschäft ward wieder den Lombarden übertragen und von diesen mit leidenschaftlichem Eifer betrieben. Aber die Mauern mit ihren Thürmen und übrigen Befestigungswerken waren so stark und von so großen Steinen erbaut, daß zu deren Zerstörung, obgleich beinahe ganz Lombardien zu der Arbeit aufgeboten ward, dennoch den ganzen Sommer dieses Jahres daran mußte gearbeitet werden. Nachdem endlich das schreckliche Zerstörungs- und Vertilgungsgeschäft vollendet und das ehemals so prächtige Mailand, die Zierde und der Stolz Italiens, von der Erde vertilgt war, und auf der traurigen, jetzt wüste liegenden Oede nur die stehengebliebenen Kirchen, wie Leichensteine auf einem ungeheuern Kirchhofe, sich noch erhoben, um dem Wanderer in Zukunft anzuzeigen, wo einst die große und herrliche Stadt gestanden hatte, ließ Friederich, nicht sowohl

aus Uebermuth und Rache, sondern um allen Städten Italiens ein schreckendes Beispiel zu geben, auch noch über den verödeten Boden die Pflugschaar ziehen und Salz darüber streuen *). Als Friederich an dem so eben erwähnten Tage zum letztenmale in Mailand eingezogen war, weilte er sechs Tage innerhalb der Mauern derselben, und war also selbst Zeuge der Plünderung und des schrecklichen Brandes, wie auch der sogleich darauf beginnenden völligen Zerstörung der menschenleeren Stadt gewesen. In den Ueberlieferungen aus jener Zeit findet man nichts, was auch nur zur Vermuthung führen könnte, daß der, mit so schauerlichen Nebenumständen verbundene Untergang der einst so blühenden, großen und berühmten Stadt dem Herzen Friederichs auch nur die mindeste Theilnahme abgewonnen habe. Auch das noch zahllos rings um die Stadt lagernde, jammervolle arme

*) Daß Mailand von Grund aus zerstört worden, dieß berichten alle gleichzeitigen Geschichtschreiber, ohne jedoch dieses letzteren Umstandes zu gedenken. Erst ein weit späterer Geschichtschreiber, nämlich der am Ende des dreizehnten Jahrhunderts blühende Ptolomäus Lucensis macht in seinen, von dem Jahre 1060 anfangenden und bis zu dem Jahre 1303 gehenden Annalen eine Erwähnung davon. Aber nach den, von uns schon einigemal angeführten Regeln historischer Kritik kann nie das Zeugniß Eines Geschichtschreibers durch das Stillschweigen selbst aller übrigen entkräftet werden. Bei der wilden Zerstörungswuth der dem Kaiser, wenn auch nur aus Furcht, ergebenen Lombarden, und besonders bei dem sichtbaren Verlangen und Wunsche Friederichs, selbst das Andenken an Mailand in den Gemüthern der Italiener zu vertilgen, ist der Umstand mit der Pflugschar und dem Salzstreuen nicht im geringsten unwahrscheinlich. Freilich war es blos eine leere Ceremonie, aber Ceremonien dieser Art verfehlen nie ihren Eindruck auf die Seelen der Menschen und am wenigsten auf die großen Massen des gemeinen Volkes.

Volke mit seinen vielen Kranken, Preßhaften und trostlosen Greisen, bei deren Anblick kein Auge thränenlos bleiben konnte, machte auf den Kaiser keinen Eindruck. Diese unnatürliche Härte und Gefühllosigkeit lag jedoch nicht in Friederichs Character, aber er glaubte sich überzeugt, daß die Zerstörung Mailands die erste und unerläßlichste Bedingung der Ruhe und des Friedens in Italien, so wie der Dauer seiner Herrschaft über dieses Reich sey; seinen politischen Planen brachte er also jetzt die zartesten Gefühle der Natur zum Opfer *). Von dem verwüsteten Mailand begab sich Friederich mit seiner Gemahlin und allen seinen Fürsten nach Pavia, und diese Stadt ward nun abermals Zeuge eines, über verwüstete Städte gehaltenen triumphirenden Einzuges. Von allen Seiten strömten jetzt Bischöfe, Erzbischöfe, Grafen und Markgrafen, kurz Alles, was groß und vornehm in Italien war, nach Pavia, um dem Kaiser zu seinem so vollständig errungenen Sieg Glück zu wünschen und ihn ihrer Treue zu versichern. Das Osterfest fiel in diesem Jahre gerade auf den siebenten April, ward daher von Friederich mit der größten, bis dahin in Italien noch nie gesehenen Pracht gefeiert. Auf den feierlichen Gottesdienst folgte ein glänzendes, wahrhaft kaiserliches Festmahl, zu welchem nicht nur sämmtliche

*) Darauf, wie uns deucht, deutet es auch schon einigermaßen, daß der Kaiser den zehnten Theil der reichen Beute an Klöster und Kirchen sandte, mit dem Auftrage, für den ihm von Gott verliehenen Sieg feierliche Dankfeste zu halten. Friederich hielt die Zerstörung Mailands für so durchaus nothwendig und für ihn selbst so ungemein wichtig, daß er von dieser Zeit an in allen seinen Urkunden nicht nur die Jahre seiner Regierung als König und Kaiser, sondern auch die Jahre nach der Zerstörung Mailands zählte.

geistliche wie weltliche Fürsten und Herren, sondern auch alle in Pavia anwesenden Consuln der dem Kaiser anhängenden lombardischen Städte eingeladen wurden. Vor drei Jahren hatte Friederich geschworen, sein Haupt nicht eher wieder mit der Kaiserkrone zu schmücken, als bis das aufrührische, stolze Mailand, in Staub getreten, zu seinen Füßen liege. Dieses Gelübde hatte er nun vollkommen gelöst. Er und seine Gemahlin erschienen daher an diesem Tage zum erstenmale wieder mit der Krone auf dem Haupte, und als er mit diesem, jedes Auge blendenden Schmucke, an der Seite seiner ohnehin allgemein geliebten und bewunderten Gemahlin in den großen Versammlungssaal trat, wurden beide mit lautem, jubelndem Zuruf und unter den unzweideutigsten Huldigungen empfangen und begrüßt. Friederich ahnete nicht, daß er ein solches Fest, wie das heutige, in seinem ganzen Leben nie mehr feiern werde. Aber für jetzt schauete er mit Wohlgefallen und stolzer Zuversicht in die Zukunft. Alles schien seiner Macht erreichbar. Mit dem Falle Mailands hielten alle, bis dahin gegen den Kaiser feindlich gesinnten Städte die Sache der Freiheit für immer verloren. Selbst Brescia, Piacenza, Bologna und alle übrigen Städte eilten gleichsam in die Wette sich dem gewaltigen Kaiser zu unterwerfen, und zwar unter Bedingungen, wie nur ein im höchsten Grade erzürnter Monarch sie einem, ihm lange trotzenden, aber jetzt völlig gedemüthigten Volke vorzuschreiben pflegt *). Unumschränkt herrschte über Italien jetzt

*) Sie mußten alle ihre Festungswerke zerstören, die Gräben füllen, bedeutende Geldsummen auf der Stelle zahlen, einer jährlichen Besteuerung sich unterwerfen, allen Befehlen des Kaisers unbedingt gehorchen, alle ihre obrigkeitlichen Personen von seiner Hand an-

Friederich von den Alpen bis vor die Thore von Rom *), und mit der Macht des ganzen italienischen Festlandes, die er nun in seinen Händen zu haben glaubte, hielt er nichts für leichter und wenigeren Schwierigkeiten unterliegend, als auch ganz Unteritalien seinem Scepter unterworfen, und die Eroberung von Neapel und Sicilien erschien ihm nun in so ganz naher, ungetrübter Perspective, daß er sogar jetzt schon bedeutende Länderstrecken in beiden Reichen den Genuesern und Pisanern als Lehen zum Geschenke machte, und zwar nicht für geleistete, sondern erst noch zu leistende Dienste. Wirklich hatten auch jetzt Friederichs Ruhm und Macht den höchsten Gipfel menschlicher Höhe erreicht, und doch ist dieses gerade der Zeitpunkt, wo beides, so wie der Völker Vertrauen auf den gewaltigen Herrscher, sich, wie alle menschliche Herrlichkeit, obgleich anfänglich noch höchst unmerkbar, ihrem Wendepunkte immer mehr und mehr zu nahen anfangen.

VI.

Tod Hadrians IV. — Gespaltene Papstwahl. — Afterconcilium zu Pavia. — Friederich in dem Kirchenbanne. — Des Kaisers Zusammenkunft mit Ludwig VII. und endliche Rückkehr nach Deutschland.

1. Um die Geschichte des so merkwürdigen Kampfes zwischen Friederich und den lombardischen Städten,

---

nehmen und endlich auch Heeresfolge leisten, so daß ihnen jetzt auch nicht mehr ein Schatten von ihrer frühern Freiheit und Selbstständigkeit gelassen ward.

*) Nur bis vor die Thore, aber nicht bis in die Stadt selbst, so sehr auch Friederich dieses verlangte und zu erstreben suchte. Zudem ging auch diese Herrschaft bis vor die Thore Roms, wie wir zu seiner Zeit sehen werden, so ziemlich bald wieder verloren.

zwischen Freiheit und Feudalismus nicht zu unterbrechen, durch Einflechtung fremdartiger, und zwar nicht minder wichtiger Erscheinungen des Lesers Aufmerksamkeit nicht zu sehr zu theilen, im Gegentheil dieselbe desto fester auf einen und denselben Punkt zu concentriren; damit sein Urtheil völlige Reife und Bestimmtheit erhalte, und er durch richtige und tiefere Auffassung der einzelnen Theile das Ganze in seinem vollen Zusammenhange desto leichter begreife und überschaue, haben wir jene folgenschwangeren, das ganze christliche Abendland interessirenden Ereignisse, die sich indessen ergeben, und wovon der römische Stuhl sogleich die Seele und der Mittelpunkt ward, und deren Einfluß auf den übrigen Gang der Geschichte dieser Periode, sowie auf den ganzen christlichen Socialzustand von Europa in diesem Zeitraume von entscheidender Wirkung sind, bisher noch unberührt gelassen, müssen daher uns auch jetzt wieder einen Rückschritt in der Geschichte von einigen Jahren erlauben.

2. Am ersten September des Jahres 1159 war Hadrian IV. ganz unerwartet an einer Halsentzündung, mit dem Ruhme eines ausgezeichnet frommen, gerechten, des apostolischen Stuhles in jeder Hinsicht höchst würdigen Papstes aus dem Leben geschieden, und die Nachricht von seinem Tode machte auf die ganze christliche Welt einen tiefen Eindruck. Am vierten Tage nach seinem Tode traten die Cardinäle zur Wahl eines neuen Oberhauptes der Kirche zusammen, und diese fiel durch übergroße Stimmenmehrheit auf Roland Bandinelli Parparoni aus Siena, früher Doctor der Theologie zu Bologna, aber wegen seiner ausgezeichneten Gaben von Eugen III. zum Cardinal, und bald darauf zum Kanzler der römischen Kirche erhoben; einer der gelehrtesten

Männer seiner Zeit, dabei von ungemeiner Liebenswürdigkeit; mit apostolischem Ernste, sanftem evangelischen Sinne und mit erleuchtetem Eifer stets Nachsicht, Schonung und Milde verbindend. Roland weigerte sich zwar anfänglich, die ihm angetragene hohe Würde anzunehmen, mußte aber endlich dennoch den dringenden Bitten der vierzehn Cardinäle, die ihn gewählt, nachgeben, worauf diese ihm auch sogleich den päpstlichen Mantel anlegten. Aber dagegen erhob sich jetzt ganz unerwartet der Cardinal Octavian; er hatte bei der Wahl ebenfalls zwei Stimmen erhalten. Unter dem Vorwande, daß man niemand zur Annahme der päpstlichen Würde zwingen dürfe, und Roland dieselbe von sich abgelehnt habe, er aber ebenfalls gewählt worden, es auch bei einer Papstwahl nicht auf die Zahl der Stimmen ankomme, riß er mit pöbelhaftem Ungestüm dem Roland den päpstlichen Mantel von dem Leibe, und warf ihn mit so würdeloser, ganz gemeiner Hast um seine Schultern, daß das Unterste nach oben und das Hinterste nach vorn kam, worüber alle Anwesenden, worunter sich auch mehrere Senatoren befanden, in lautes Gelächter ausbrachen. Aber auf diesen lächerlichen Auftritt folgte jetzt sogleich eine weit ernstere, jedoch nur desto ärgerlichere Scene. Plötzlich öffneten sich die Thüren der Kirche und ein Haufe erkaufter, gewaffneter Söldner drang mit bloßen Schwertern ein. Den Gewaltthätigkeiten dieser Schaar konnten Roland und die Cardinäle sich nur durch schleunige Flucht entziehen, sie eilten daher in den obern befestigten Theil der Kirche und überließen den Kampfplatz ihren Gegnern. Ungestört und in aller Eile schmückten nun diese den Octavian mit allen Zeichen der päpstlichen Würde, erhoben ihn, unter dem Namen Victor IV., auf den päpstlichen Stuhl und geleiteten ihn hierauf nach dem päpstlichen Palaste.

3. Roland und seine Cardinäle wurden nun von Octavians gewaffneten Schaaren einige Zeit eingeschlossen und strenge bewacht; da sie sich nicht unterwerfen wollten, brachte man sie in noch sicheren Verwahr, wo sie abermal mehrere Tage blieben, bis sie endlich von dem Volke, das indessen von dem wahren Hergang bei der Wahl näher war unterrichtet worden, unter der Anführung der, dem römischen Stuhle stets treu ergebenen Frangipanis befreiet wurden. Da die Bewegung unter dem Volke immer größer ward, so verließ Roland mit seinen Cardinälen, um fernerem möglichen Scandal vorzubeugen, die Stadt. Als er aber jetzt durch die Straßen von Rom zog, zeigte es sich schon, wie sehr sich indessen die Stimmung des Volkes zu seinem Vortheile geändert hatte; überall ward er von demselben mit frohem Zurufe begrüßt, auch viele Geistlichen, sehr viele vom römischen Adel, selbst Senatoren und eine Menge geringerer Leute schlossen sich dem Zuge an. Roland begab sich hierauf nach Nemfi, einem in der Nähe Roms gelegenen Schlosse, wo er am zwanzigsten September, in Gegenwart einer Menge Geistlichen wie Laien, mit allen Feierlichkeiten, welche die Zeitumstände erlaubten, unter dem Namen: Alexander III. zum Papste geweiht ward.

4. Friederich, mit der Belagerung Crema's beschäftiget, befand sich im Lager vor dieser Stadt, als er die Nachricht von dem Tode Hadrians erhielt. Alsogleich ordnete er nach Rom eine Gesandtschaft, an deren Spitze er den Pfalzgraf Otto von Wittelsbach setzte, mit dem Auftrag, die Wahl desjenigen Mannes, den er auf dem päpstlichen Stuhle zu erblicken wünschte, nämlich des Octavians, mit aller Klugheit einzuleiten, zu begünstigen, und durch seinen, bisher überall Gehor-

sam und Ehrfurcht gebietenden Namen auf alle Weise zu fördern. Zugleich entließ Friederich zwei Cardinäle, die er seit einiger Zeit, man weiß nicht warum, gefangen hielt, ihrer Haft unter der Bedingung, nach Rom zu eilen und seinem Günstling ihre Stimmen zu ertheilen *). Octavian fehlte es weder an Verstand, noch an Weltkenntniß und Gewandtheit in den Geschäften, aber er war ein Mann ohne alle Grundsätze und kirchlichen Sinn; früher soll er sogar ein geheimer Anhänger Arnolds und dessen Ketzerei gewesen seyn; als er aber sah, daß dessen Stern zu erlöschen begann, schloß er sich der kaiserlichen Partei in Rom an, und wußte endlich, von Hadrian als Legat nach Bologna zu dem Kaiser gesandt, die Gunst dieses Monarchen so sehr zu erschmeicheln und zu erheucheln, daß Friederich sich jetzt überzeugt glaubte, Octavian, wenn auf den Stuhl des heiligen Petrus erhoben, werde gerne und bereitwillig Rom und die römische Kirche, deren Ehre und Freiheit dem kaiserlichen Interesse zum Opfer bringen. Ob nun der Pfalzgraf und die übrigen kaiserlichen Gesandten schon an dem scandalösen Auftritt in der St. Peterskirche einigen Antheil genommen, dieß läßt sich nicht mit Bestimmtheit behaupten, aber dennoch ist es sehr wahrscheinlich, denn mit der größten Thätigkeit suchten sie dem Octavian jetzt allgemeine Anerkennung in Rom und in der ganzen Gegend zu verschaffen; sie sparten weder Geld, noch Versprechungen, noch Drohungen; erlaubten sich sogar Gewaltthätigkeiten

*) Als die beiden Cardinäle in Rom ankamen, war die Wahl schon geschehen. Sie hielten sich also ihres Versprechens entbunden, und ohne sich weiter um den Kaiser und dessen Günstling zu bekümmern, erkannten sie Alexander III. als den rechtmäßigen Papst an.

gegen mehrere zu dem Papste Alexander sich haltende Cardinäle *). Aber so sehr sie sich auch abmühen mochten, gelang es ihnen doch nicht, unter den Cardinälen die Anhänger Victors höher als blos auf fünf zu bringen, und dieser, da er sah, daß Alexanders Anhang sich mit jedem Tage mehrte, glaubte sich in Rom nicht mehr sicher, verließ demnach die Stadt und begab sich nach Segni. Aber obgleich Victor auf den Namen des gewaltigen Kaisers und dessen Gunst sich stützen konnte, unterlag doch seine Einweihung mehrere Wochen hindurch großen Schwierigkeiten. Kein Bischof wollte sich dazu bereitwillig finden lassen, bis endlich, gewonnen durch das Geld der Gesandten des Kaisers, sich drei Bischöfe fanden, die, uneingedenk ihrer Würde, ihrer Pflicht und der Heiligkeit der Sache, sich zur Ertheilung der Weihe erboten, sie auch wirklich dem Eingedrungenen ertheilten. Diese drei Bischöfe waren die von Frascati, Ferentino und Amalfi, der letztere schon vom Papste Hadrian eines schweren Verbrechens wegen abgesetzt. Victors schwache Partei gab sich nun alle Mühe, ihrer und ihres Meisters Sache durch Lügen und Verläumdungen aufzuhelfen. Das Erste, was sie that, war, daß sie überall das Gerücht zu verbreiten suchte: Alexander sey blos von einer, an den König Wilhelm von Sicilien verkauften und gegen den Kaiser verschwornen Faction zum Papste gewählt worden.

---

*) Sehr bitter beklagten sich darüber die Cardinäle in einem Schreiben an den Kaiser: „Ad haec noverit sublimis gratia vestra, quod Otto Palatinus comes, occasione de intrusione Octaviani suscepta, praefatum Dominum nostrum (Alexandrum) et nos omnes plurimum infestavit, et Ecclesiam Dei nisus est scindere.“ (*Radv.* c. 55.)

5. Gleich nach Empfang der Weihe versammelte Alexander in Anagni ein Concilium, ließ den Cardinal Octavian vorladen, und als dieser nach achttägiger Frist nicht erschien, belegte er ihn und seinen ganzen Anhang mit dem Banne. Aber dasselbe that auch Victor und sprach nun ebenfalls in Segni über Alexander und alle dessen Anhänger den Bannfluch der Kirche aus; und so war jetzt die Spaltung in der Kirche vollendet. Die beiden Päpste, oder vielmehr der rechtmäßige, apostolische Papst wie des Kaisers unter dem Namen Victor eingedrungener Afterpapst sandten nun ihre Legaten an alle christliche Monarchen, an deren Bischöfe und gesammte Geistlichkeit. Natürlicher Weise zuerst an den Kaiser. Aber so sehr Friederich jetzt bemühet war, den Schein völliger Unparteilichkeit sich vor den Augen der Welt zu geben, verrieth er doch, durch die leidenschaftliche Heftigkeit, mit der er zu Werke ging, sogleich wieder seine wahren Gesinnungen. Die Legaten Alexanders empfing er sehr übel, ließ sie gar nicht vor und schickte sie unter Drohungen auf der Stelle wieder fort *), während er jene

*) Card. *Arrag.* in vita Alex. erzählt, der Kaiser sey über die Erscheinung der Legaten des Papstes Alexanders so aufgebracht gewesen, daß er sie habe wollen aufknüpfen lassen, er jedoch von diesem Vorhaben durch den Herzog Welf und Heinrich den Löwen sey abgehalten worden. Die Absurdität dieser Erzählung und die völlige Unmöglichkeit der darin vorgetragenen Thatsache sind so groß, daß sie Jedem von selbst schon in die Augen fallen müssen. Die Legaten werden uns nicht genannt, aber in jedem Falle waren sie wenigstens Bischöfe, wo nicht gar Cardinäle, und wie hätte der Kaiser auf den Gedanken kommen können, oder es wagen dürfen, Kirchenfürsten, die nicht das Mindeste verbrochen hatten und die nicht eigener Angelegenheiten wegen, sondern von der einen Hälfte des heiligen

seines Victors sehr gnädig aufnahm. Die bisherigen Vorgänge in Rom waren für den Kaiser um so verdrüßlicher, da der tapfere Widerstand der Cremenser ihn immer noch vor den Mauern ihrer Stadt festhielt. Indessen sah er doch ein, daß durchaus und ohne Zögerung jetzt etwas geschehen müsse. Er erließ demnach an alle Bischöfe, nicht nur in Deutschland und Italien, sondern auch in allen christlichen Reichen des Abendlandes Einladungsschreiben zu einer feierlichen allgemeinen Versammlung, welche am dreizehnten Januar des folgenden Jahres 1160 in Pavia stattfinden würde, und auf welcher die, aus allen Reichen der Christenheit versammelten Bischöfe der ärgerlichen Kirchenspaltung ein Ende machen und in Gegenwart des Kaisers, nach gehöriger Untersuchung, entscheiden sollten, welcher von beiden, Alexander oder Victor, der gesetzlich Erwählte, mithin rechtmäßige Papst sey. Zugleich erließ er auch ein Schreiben sowohl an Alexander als auch an Victor. Dieses kaiserliche Schreiben ist in so ferne nicht unmerkwürdig, als man nämlich bei Durchlesung desselben von einem ungemein betrübenden, ja wohl tief beugenden Gefühl ergriffen wird, wenn man jetzt sieht, wie ein Monarch, wie Friederich, ein mit so viel Macht, Sieg und Ruhm gekrönter Kaiser sich bis zu niedrigen Künsten der Verstellung und Heuchelei herabläßt, und die heiligsten Beziehungen und Wahrheiten zur Verhüllung selbstsüchtiger Zwecke und kleinlicher Leidenschaften zu mißbrauchen sucht. Folgendes ist das Wesentlichste dieses kaiserlichen Schreibens: „Da Wir nach

Collegiums an ihn abgeordnet, zu ihm gekommen waren, an den Galgen hängen zu lassen. Sein ganzes Heer würde sich empört haben, besonders da unter demselben, und vorzüglich unter den Fürsten, die Meinungen über die beiden Päpste schon sehr getheilt waren.

Gottes gnädiger Fügung das römische Reich übernommen haben, so ist es auch Unsere Pflicht, über Recht und Gesetz zu wachen, mithin nicht nur alle Kirchen in unserem Reiche, sondern auch vorzüglich die heilige römische Kirche zu schützen, und um so eifriger für sie zu sorgen, als Jedermann weiß, daß deren Beschirmung Uns vorzugsweise von der göttlichen Vorsehung übertragen ist. Aus diesem Grunde sind Wir über die Spaltung, die bei der Wahl eines römischen Bischofes unter Euch statt gehabt, im höchsten Grade betrübt. Wir fürchten, die Kirche, durch das Blut Jesu erlöst, werde durch diesen Zwist zerfleischt werden, und daß ihre Kraft von Außen werde schwanken müssen, sobald das Princip ihrer innern Einheit verletzt wird. Um diesem Uebel auf eine genügende und Gott gefällige Weise zuvorzukommen, haben Wir mit dem Rathe frommer und weiser Männer *) eine allgemeine Versammlung auf den dreizehnten Jannar nach Pavia ausgeschrieben. Zu diesem haben Wir nicht nur aus unserm ganzen Reiche, sondern auch aus den übrigen christlichen Reichen, namentlich aus England, Frankreich, Ungarn und Dänemark alle Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte und andere gottesfürchtige Männer berufen, damit diese große Angelegenheit der Kirche, ohne alle weltliche Einmischung, blos durch kirchliche Entscheidung auf eine Weise geordnet werde, daß Gott die gebührende Ehre verbleibe, und die römische Kirche in ihrer Vollständigkeit und Gerechtigkeit von Niemand beraubet, oder die Stadt, welche das Haupt unseres Reiches ist, von Niemand beunruhiget werden könne. Deßwegen legen Wir Euch auf, und befehlen Euch von Seite des lebendigen Gottes und der ganzen katholischen Kirche, daß Ihr vor dieser Versammlung erscheinen sollt,

*) Wahrscheinlich so fromm und weise wie der Erzbischof Rainald von Cöln.

um deren Urtheil und Entscheidung zu vernehmen. Denn Gott ist unser Zeuge, daß Wir bei dieser Versammlung, weder aus Liebe noch aus Haß gegen irgend einen Menschen, etwas anderes suchen, als die Ehre Gottes und die Einheit der Kirche." Am Ende kommen noch drohende Worte für den Fall der Verweigerung hinzu.

6. Aber wie unaufrichtig, wie falsch und erheuchelt diese, in dem kaiserlichen Schreiben gegebenen, obgleich am Ende sogar durch einen Schwur bekräftigten Versicherungen waren, darüber gab Friederich selbst gleich unmittelbar darauf einen sprechenden Beweis. Von dem Schreiben nämlich wurden zwei Abschriften verfertiget, wovon die eine die Ueberschrift hatte: „An Roland, den Kanzler der römischen Kirche," die andere aber: „An Victor, den römischen Bischof und die Cardinäle, die ihn gewählt haben." Offenbar hatte also der Kaiser schon entschieden, war demnach auch der Entscheidung einer unter seinen Waffen berathenden und vor ihm zitternden Versammlung schon im Voraus versichert. Die Bischöfe von Verden und Prag erhielten den Auftrag, das Schreiben zu überbringen, jedoch sich zuerst zu dem Kanzler Roland und hierauf zu dem Papste Victor zu begeben. Als die beiden Abgeordneten in Anagni ankamen, wurden sie von Alexander in Gegenwart vieler Geistlichen wie auch vornehmer Laien auf das feierlichste empfangen. Aber schon das äußere Betragen der Abgeordneten verrieth dem Papste und dessen Cardinälen, was sie von dem Kaiser zu erwarten hätten. Auf eine höchst unanständige Weise traten sie vor den Papst, erwiesen ihm nicht die mindeste Ehrenbezeugung und entledigten sich in ganz trocknen, wahrhaft mißachtenden Ausdrücken ihres Auftrages. Alexander und seine

Cardinäle sahen nun wohl ein, welcher schwere Kampf ihnen bevorstehe, und wie von einem und demselben Geiste beseelt, faßten sie, unter gegenseitiger Verbürgung, den festen Entschluß, für die Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche auch das Aergste, ja selbst den Tod zu leiden, nud nimmermehr ihre gerechte Sache dem unfreien Urtheile einer von dem Kaiser geleiteten und vor ihm zitternden Versammlung preiszugeben. Statt aller Antwort auf das kaiserliche Schreiben erwiederten sie also den beiden, von Friederich abgeordneten Bischöfen: „Der Kaiser schreibe an seine Mutter wie an eine Magd; die durch Christi Blut erkaufte Kirche dürfe nie mehr wieder zur Sclavin werden, und weltliche Gewalt über die heiligsten Angelegenheiten der Kirche nach Willkühr entscheiden.“ Sobald die beiden Bischöfe diese Antwort, zwar mit scheinbarem, äußern Unwillen, aber mit desto größerer inneren Zufriedenheit vernommen hatten, eilten sie, in Begleitung des Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach und der übrigen kaiserlichen Gesandten, nach Segni, überreichten mit der größten Ehrerbietung dem Victor das kaiserliche Schreiben, und als derselbe es in Empfang genommen hatte, warfen sie sich sogleich vor ihm nieder, küßten ihm die Füße und erwiesen ihm alle, dem höchsten Oberhaupte der Kirche gebührende Ehrenbezeugungen. Natürlich erklärte Victor, der sich jetzt des Sieges versichert hielt, den beiden Abgeordneten, daß er nicht ermangeln werde, nach dem Wunsche des Kaisers an dem bestimmten Tage in Pavia zu erscheinen *).

*) Unmöglich kann jetzt unsern Lesern auch nur der mindeste Zweifel über des Kaisers wahre Gesinnungen mehr vorschweben. Es ist ja klar und offenbar, daß den Abgeordneten mußte vorgeschrieben worden seyn, wie sie sich bei Ueberreichung des kaiserlichen Schreibens sowohl bei dem Einen wie bei dem Andern be-

7) Zwar nicht an dem zuerst festgesetzten Tage, aber doch am vierten Februar (1160) kamen wirklich die von Friederich berufenen Bischöfe und Prälaten in Pavia zusammen. Aber diese Zusammenkunft entsprach durchaus nicht den Erwartungen Friederichs; er hatte erklärt, daß, da seine Vorfahren, die Kaiser Constantin der Große und Justinian I., allgemeine Concilien zusammenberufen hätten, er dasselbe zu thun sich ebenfalls befugt glaube, mußte aber jetzt lernen, daß die Zeiten eines Constantins des Großen und eines Justinians längst vorüber wären, und daß ein jetziger römischer Kaiser nicht mehr über die ganze christliche Welt, sondern blos über seine eigenen Länder zu gebieten hätte. Nur lombardische und deutsche Bischöfe waren da, aus allen übrigen christlichen Reichen und Ländern war auch nicht ein einziger Bischof oder Abt dem Rufe des Kaisers gefolgt. Die anwesenden Bischöfe waren größtentheils Friederichs bisherige Lagergenossen, die ihm von Crema, nach deren Zerstörung, nach Pavia gefolgt waren; vergrößert ward jedoch einigermaßen ihre Anzahl durch verschiedene andere, obgleich nur wenige deutsche Bischöfe, die theils Furcht, theils Hoffnung über die Alpen nach Pavia getrieben hatten *). Die Verhandlungen auf diesem

nehmen sollten, und dieses Benehmen war nun auch von Seite des Kaisers, dessen Gesandten sie ja waren, eine factische Anerkennung Victors als des rechtmäßigen Papstes.

*) Nämlich Furcht, in die Ungnade des Kaisers zu fallen und Hoffnung, in der Gunst desselben zu steigen, daher auch die Zahl der Geistlichen ganz niederer Art ziemlich bedeutend war. Aber sogar von den burgundischen Bischöfen, obgleich dieses Reich jetzt dem Kaiser gehorchte, war kein einziger nach Pavia gekommen und blos einige davon hatten Deputirten dahin geschickt.

Afterconcilium dauerten sieben Tage. Aber obgleich der Versammlung das Bild des gefürchteten Kaisers nicht von der Seele wich *), so beschäftigte man sich doch einige Tage mit der Frage: ob man sich mit dieser so wichtigen Angelegenheit beschäftigen könne und dürfe. Die italienischen Bischöfe waren sämmtlich der Meinung, daß die gegenwärtige Versammlung viel zu unbedeutend sey, und man daher ein weit zahlreicheres, wahrhaft ökumenisches Concilium nach Italien zusammen berufen müsse. Aber gegen dieses Begehren erhoben sich die deutschen Bischöfe, denen es zuwider war, daß sie zu einem anderen Concilium noch einmal die kostspielige Reise nach Italien machen sollten. Die lombardischen Bischöfe, sagten sie, könnten ihre Unkosten bei einem in Italien gehaltenen Concilium mit wenigen Schillingen bestreiten, aber ihnen, die sie weit her über Berg und Thal reisen müßten, würde es viele Pfund Silbers kosten. Natürlich war jeder Aufschub, sowohl dem Kaiser als auch seinem Herrn Octavian im höchsten Grade zuwider. Man drang also in die Versammlung, einen entscheidenden, die Sache endigenden Beschluß zu nehmen, und dieser ward nun auch am siebenten Tage nach Eröffnung des Conciliums gefaßt. „Roland, der sich jetzt Papst Alexander nenne, ward als ein Widerspenstiger, als ein Verschwörer und Abtrünniger, als ein Mensch, der Uneinigkeit, Streit und Meineid predige, verworfen und dessen Wahl für ungültig und nichtig erklärt, dafür aber Victors Wahl gutgeheißen und bestätiget, und er selbst als Papst, als Vater der Christenheit und ökumenischer Bischof anerkannt, jedoch nicht einstmmig, sondern blos durch Mehrheit der Stimmen.

*) Willelmus Neubrigensis sagt: «Imperator cum suis ducibus terribilis aderat.» (Ap. *Baron* ad ann. 1160.).

Aber gewiß konnte es Allen, die diesem Beschluß beigestimmt hatten, nicht anders als ganz unheimlich bei der Sache seyn; denn Alle hatten doch gewiß so viel Verstand, um einzusehen, daß einige deutsche und lombardische Bischöfe nicht die allgemeine Kirche ausmachten, mithin es ihnen auch nicht gezieme, zu entscheiden, wer das wahre, geheiligte höchste Oberhaupt der über den ganzen Erdkreis verbreiteten allgemeinen Kirche sey. Offenbar war dieses Concilium, oder dieser Hoftag in Pavia, nichts als eine leere, erbärmliche Farce, die am anderen Tage, dem 12. Februar, damit schloß, daß man den Victor auf das feierlichste aus der, außerhalb der Stadt gelegenen Kirche zum heiligen Salvator nach der Hauptkirche von Pavia führte, an deren Eingang der Kaiser ihn erwartete, ihm beim Absteigen vom Pferde den Steigbügel hielt, ihn an der Hand zu dem Altar führte, hierauf vor ihm niederfiel und ihm die Füße küßte. Dem Beispiele des Kaisers folgten nun auch alle anwesende Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte, und endlich auch alle gegenwärtige weltliche Fürsten und Herren. Unter dem Vorsitze des kaiserlichen Papstes hielten am folgenden Tage die Bischöfe ein Concilium, auf welchem sie bei brennenden Kerzen den Bannfluch über den Kanzler Roland und dessen vornehmsten Anhänger aussprachen und den Erstern, indem sie ihre Kerzen ausbließen, dem Satan übergaben, jedoch blos zum Verderben seines Leibes, damit die Seele Gnade finde am Tage des Herrn *).

---

*) Die Bischöfe, welche dem Beschlusse von Pavia beigestimmt hatten, besonders jene, welche ohne alle Beschränkung demselben beigetreten waren, suchten jetzt durch eine äußerst grobe Selbsttäuschung ihr Gewissen zu beruhigen. Sie behaupteten nämlich, daß ihnen kein anderer Weg offen gestanden hätte, zwischen den

8. Nach allen Weltgegenden und an alle Könige christlicher Länder, selbst an den griechischen Kaiser in Constantinopel eilten nun kaiserliche Gesandten und Victors Legaten, um der Christenheit die Beschlüsse des Conciliums von Pavia bekannt zu machen, und die allgemeine Anerkennung des Papstes Victors zu bewirken. Es ist unbegreiflich, wie Friederich auch nur einen Augenblick glauben konnte, daß Victors Anerkennung von einigen deutschen und lombardischen, von seinem Winke abhängigen Bischöfen in Pavia, auch dessen allgemeine Anerkennung von allen christlichen Königen und deren Völkern zur Folge haben werde. Da ihm aber bisher alles gelungen war; so glaubte er, daß ihm auch dieses nicht mißlingen würde. Indessen dauerte es nicht lange, so erhielt er von allen Seiten Nachrichten, welche seinen Erwartungen durchaus nicht entsprachen,

---

beiden höchsten Häuptern der Christenheit, zwischen dem Priesterthum und dem Kaiserthum Friede, und Einigkeit zu erhalten. Aber ward dieser Zweck auch wirklich dadurch erreicht? Mußte der Kampf zwischen beiden Mächten jetzt nicht noch heftiger, verwickelter und daher schwerer zu beendigen werden? Konnten jene Bischöfe mit ihrem weiten Gewissen und ihrer Accomodationsliebe nur einen Augenblick denken, daß Papst Alexander, dessen Festigkeit und Charakterstärke sie doch kannten, sich einem so lahmen, auf allen Seiten hinkenden Beschlusse von Bischöfen unterwerfen werde, die, ohne eigenen Halt, blos von dem Willen des Kaisers abhingen; und endlich war es nicht jetzt schon, und zwar ohne einen prophetischen Blick zu haben, mit Bestimmtheit vorauszusehen, daß alle übrigen, die weit größere Mehrzahl bildenden christlichen Reiche und deren Beherrscher, sobald sie von dem wahren Hergang in Pavia nähere und bestimmtere Kunde würden erhalten haben, das ganze Concilium sammt dessen Beschlüssen für nichts als eine blose Spiegelfechterei halten würden.

im Gegentheil auf eine höchst unangenehme Weise ihn enttäuschen mußten. Schon die Stadt Mailand ging mit einem Beispiel voran, das auch nicht ohne Wirkung auf andere blieb. Mailand nahm die Beschlüsse des Afterconciliums nicht an, verwarf den Victor und erkannte Alexander als den wahren rechtmäßigen Papst *). Zu gleicher Zeit erschien noch vor Ende Februars der Cardinal Johann als Legat des Papstes Alexanders, und sprach in Verbindung mit Obert, dem Erzbischofe von Mailand, in der Hauptkirche der Stadt den Bannfluch der Kirche aus über Octavian und Alle, sowohl geistlichen wie weltlichen Standes, die sich aus freiem Entschluß, oder von weltlichen Rücksichten hingerissen, als thätige Anhänger und Förderer des Kaisers und dessen Gegenpapstes bewährt hatten; namentlich über die Bischöfe von Mantua und Lodi, über den Markgrafen von Montferrat, den Grafen von Blandrate, und über die Rectoren und Consuln von Cremona, Pavia, Lodi und Vercelli. Diese Bannflüche sollten eine Warnung für den Kaiser seyn, gegen den der Papst immer noch die größte Schonung beobachten zu müssen glaubte, er sandte ihm sogar noch ein päpstliches, in den versöhnlichsten Ausdrücken abgefaßtes Schreiben, in welchem er ihn ermahnte und aufforderte, die ungerechte Sache Octavians aufzugeben und auf den Weg der Wahrheit und Gerechtigkeit, den er verlassen, wieder zurückzukehren.

*) Wovon aber nun auch Mailands Zerstörung die traurige Folge war. Schon während der siebentägigen Dauer des Conciliums von Pavia waren zwischen dem Kaiser und der Stadt Mailand Unterhandlungen angeknüpft worden, die allem Ansehen nach endlich doch noch zu einer Aussöhnung würden geführt haben, die aber jetzt, als die Mailänder des Kaisers Papst verwarfen, durchaus nicht mehr möglich ward.

Aber statt aller Antwort auf diese väterliche Aufforderung des Papstes erließ Friederich durch das ganze Reich den Befehl, daß alle Bischöfe und Prälaten in Italien sich zu dem Papste Victor begeben, oder das Land verlassen und nie mehr in dasselbe zurückkehren sollten, und endlich noch, daß Alle, Weltliche wie Geistliche, die es wagen würden, sich zu dem Papste Alexander zu begeben, ergriffen, des Ihrigen beraubt und nach Lage der Umstände sogar mit dem Tode bestraft werden sollten. Jetzt sah auch der Papst ein, daß er nicht länger mehr zögern dürfe, auch gegen den Kaiser strengere Mittel zu ergreifen. Am vier und zwanzigsten März, auf welchen gerade in diesem Jahre der grüne Donnerstag fiel, versammelte also Alexander alle Bischöfe, Prälaten und Geistlichen, die bei ihm in Anagni waren, und belegte den Kaiser Friederich, als den Hauptverfolger der Kirche, mit dem Bannfluch, sprach auch zu gleicher Zeit Alle, welche dem Kaiser den Eid der Treue geleistet hatten, von diesem Eide los *).

*) Es wäre zu wünschen gewesen, daß der Papst von Entbindung des Eides der Treue keine Erwähnung gemacht, sondern die Wirkung des Bannfluches auf die zeitlichen Verhältnisse des Gebannten einzig und allein der Hand Gottes überlassen hätte. Alexander hatte es nicht mit einem Heinrich IV. zu thun, gegen den, bevor noch Gregor ihn angriff, schon die Hälfte Deutschlands in voller Empörung sich erhoben hatte, und der demnach, gedrängt und von Ränken und schleichenden Fürsten umgeben, für einen so gewaltigen Papst nur ein schwacher Gegner seyn konnte. Aber das Ansehen des überall gefürchteten und bis jetzt auch bewunderten Friederichs war im ganzen Reiche so fest gegründet, daß selbst ein Blitzstrahl des Vaticans es nicht zu erschüttern vermochte, daher wir auch sehen werden, daß während der ganzen Dauer des jetzt wieder beginnenden Kampfes zwischen dem Altar und dem Throne, sich

9. Der gegen den Kaiser geschleuderte Bann setzte zuerst ganz Italien, und bald auch alle übrigen christlichen Länder in die seltsamste Aufregung. Jetzt erwies es sich, welchen widrigen Eindruck die Beschlüsse von Pavia auf alle Gemüther gemacht hatten. Trotz dem, sogar mit der Todesstrafe drohenden Verbote des Kaisers, machten Viele, wohl auch zum Theile aus Deutschland, einen Versuch zu dem Papste Alexander zu gelangen; und obgleich einige davon ergriffen wurden und die angedrohete Strafe erdulden mußten, schreckte dieß doch eine Menge Anderer nicht ab, die auf keine Art sich bewegen ließen, den Afterpapst anzuerkennen, sondern um ihr Gewissen zu retten, lieber das Land verließen und jedem Mangel und Elend sich Preis gaben. Bald standen jetzt viele Kirchen und christlichen Gemeinden völlig verwaist, oder erhielten Geistliche, von denen, als

---

in ganz Deutschland nicht eine einzige Hand gegen den Kaiser erhob, daß selbst Bischöfe den Gehorsam nicht zu brechen wagten, den sie in ihrer weltlichen Stellung dem Kaiser geschworen hatten, und daß das Einzige, was erleuchtete, große, wahrhaft heilige Oberhirten — leider war deren Anzahl damals in Deutschland nicht sehr groß — thun zu müssen glaubten, blos darin bestand, daß sie gegen den ungerechten Kaiser einen passiven Widerstand leisteten. Ohne Furcht und Scheu, selbst unter den Augen des Tyrannen, sich zu dem rechtmäßigen Papst Alexander bekannten und lieber alles duldeten, von ihren Stühlen sich vertreiben, sich einkerkern und auf alle Weise sich mißhandeln ließen, als daß sie dem Götzen Friederichs gehuldiget und in der Treue gegen ihren wahren apostolischen Herrn und Vater nur einen Augenblick gewankt hätten. Wahre Bischöfe nach dem Sinne und Herzen Gottes, glänzende Muster der Nachahmung, wenn je, was auch sehr möglich ist, wieder Zeiten neuer, harter Verfolgungen unserer heiligen Kirche eintreten sollten.

von falschen Lehrern, alles Volk sich ferne hielt *). Auch aus Deutschland erhielt der Kaiser in Beziehung auf seinen Victor nichts weniger als sehr genügende Nachrichten. Der Erzbischof Eberhard von Salzburg stand nicht blos wegen seines hohen ehrwürdigen Alters, sondern auch seiner tiefen Kenntniß in den heiligen Schriften, wie seiner innigen, in einer Menge Werke christlicher Milde und Wohlthätigkeit sich kundgebenden Frömmigkeit unter allen Geistlichen Deutschlands in dem größten Ansehen. An diesen hatte der Kaiser geschrieben und ihn aufgefordert, unverzüglich den Beschlüssen von Pavia beizustimmen und Victor als den rechtmäßigen Papst anzuerkennen. Aber Eberhard, von dem ganzen Hergange besser unterrichtet, zögerte anfänglich mit seiner Antwort, und als er diese nicht länger mehr zurückhalten konnte, verwarf er, und mit ihm auch der Bischof Hartmann von Brixen, ganz entschieden und in harten Ausdrücken den Afterpapst Victor, und erklärte Alexander für den einzigen Nachfolger des heiligen Apostels. Endlich erhielt der Kaiser auch Nachricht, welchen schlechten Empfang seine Gesandten und Victors Legaten in allen christlichen Ländern gefunden hatten daß Victor überall verworfen worden, Alexander aber als wahrer apostolischer Papst allgemein verehrt werde, und endlich, daß der ganze, über alle christliche Reiche des Abendlandes verbreitete, so einflußreiche Cistercienserroden sich ebenfalls auf die Seite Alexanders gestellt habe. Wirklich sprach die ganze Christenheit sich jetzt immer lauter und härter

*) Es entstunden sogar mehrere ketzerische Secten, deren Anhänger weder zu dem wahren, noch zu dem falschen Papste sich hielten, von der Kirche sich trennten, deren Institutionen schmäheten und die abgeschmacktesten, für Kirche und Staat gleich verderblichen Grundsätze als religiöse Lehre aufstellten.

gegen den Afterpapst aus. In England blickte man nur mit Abscheu auf Victors Legaten, zum Theile selbst auch auf Friederichs Gesandten; und der Erzbischof Johann von Salzburg, einer der angesehensten und einflußreichsten Männer, schrieb jetzt: „Wer unter den Kindern der Menschen war mit Friederich zu vergleichen, ehe er sich aus einem Herrscher in einen Tyrannen verwandelte, und aus einem katholischen Kaiser ein Schismatiker und Ketzer ward! Er unterwirft die allgemeine Kirche dem Urtheil einer einzelnen Kirche! Wer aber hat die Deutschen zu Richtern aller christlichen Völker bestellt? Wer hat diesen rohen und gewaltthätigen Menschen Vollmacht gegeben, nach Willkühr ihrer Fürsten, über die Häupter der Christenheit abzusprechen? Die gegen Alexander in Pavia abgelegten Zeugnisse sind theils falsch, oder gar nicht beschworen, theils rühren sie von partheiischen Personen her. So z. B. ist der römische Präfect ein Neffe Octavians, und war bei der Wahl gar nicht gegenwärtig; eben so zürnt des Kaisers Kanzler, der Erzbischof Rainald, blos deßwegen dem Papste, weil dieser die Wahl desselben zum Erzbischof von Cöln nicht genehmigte, und nicht minder abgeneigt ist dem Papste auch der Graf von Blandrate, weil Alexander die Wahl des Sohnes dieses Grafen zum Erzbischof von Ravenna nicht bestätigt hat."

10. Die unerwartete Wendung, welche Victors Sache auf einmal überall nahm, war dem Kaiser im höchsten Grade verdrüßlich. Aber sobald der Mensch, besonders wenn er ein Mächtiger dieser Erde ist, weil von Leidenschaften hingerissen, sich einmal von dem wahren Wege verirret hat, und sein Stolz und seine Eitelkeit ihn dann über seinen Irrthum in einer stäten Täuschung zu erhalten

sucht, er mithin auch auf der betretenen falschen Bahn immer weiter fortschreitet; so wird er nothwendig von einem Wahne in einen noch größern Wahn gerathen, und endlich in ein Labyrinth sich verwickeln, aus welchem er entweder gar nicht, oder doch nie, ohne selbst großen Schaden gelitten zu haben, sich wieder herauswinden wird. In diesem Falle befand sich jetzt Kaiser Friederich. Seinen Victor wollte er durchaus, weil er glaubte, daß seine eigene Würde, seine Ehre und sein Ansehen es erforderten, auf dem päpstlichen Stuhl erhalten, und von Eigenliebe verblendet, wollte er das Mangelhafte der in Pavia genommenen, gar keine allgemein verbindliche Kraft mit sich führenden Beschlüsse nocht immer nicht einsehen, wähnte sogar denselben dadurch einen festen Bestand geben zu können, wenn er jetzt noch ein zweites Concilium zusammenberiefe. Dieses kam nun auch wirklich gegen Ende Junius in Lodi zu Stande, hatte aber dasselbe Grundgebrechen wie jenes von Pavia. Es bestand nämlich nur aus deutschen und lombardischen, mithin blos aus kaiserlichen Bischöfen, von denen eben so wenig zu erwarten war, daß ihre Beschlüsse auch in den übrigen katholischen Reichen würden angenommen werden. Indessen wurden auf diesem Concilium die nämlichen Spiegelfechtereien, wie in Pavia, wiederholt. Nachdem man Einiges hin und her geredet hatte, ward Alexander verworfen, Victor aber als rechtmäßiger Papst anerkannt. Man setzte ihn nun wieder auf einen weisen Zelter, führte ihn mit großer Feierlichkeit von einer Kirche in die andere, und als endlich auch der Kaiser und alle anwesenden Fürsten ihm abermals die Füße geküßt hatten, sprach Victor, um die ihm erwiesenen Ehrenbezeugungen zu erwiedern, eine Reihe von Bannflüchen über alle Feinde des Kaisers aus. Aber auch dadurch ward begreiflicher Weise nicht das

Mindeste gewonnen; denn wenn die Verhandlungen und Beschlüsse von Lodi auch irgendwo einen Eindruck hätten machen können, so würde dieser doch durch das, was jetzt in Frankreich geschah, sogleich wieder völlig getilgt worden seyn. Wie allen christlichen Monarchen, lag auch den Königen von Frankreich und England, Ludwig VII. und Heinrich II., die unselige Kirchenspaltung schwer auf dem Herzen. Nachdem beide Monarchen einige Zeit, ohne jedoch zu einem festen Entschluß zu gelangen, sich miteinander, wie mit ihren Bischöfen und den vornehmsten ihrer weltlichen Vasallen besprochen hatten, ward endlich auf ihr Betreiben in dem Jahre 1061 nach Toulouse ein sehr zahlreiches Concilium zusammenberufen, welches man nachher ebenfalls mit dem Namen eines Oecumenischen zu beehren suchte. Ungefähr hundert, theils französische, theils englische Bischöfe waren auf demselben gegenwärtig. Beide Könige wohnten demselben bei. Die Legaten der beiden Päpste erschienen ebenfalls auf demselben: von Seite Alexanders drei, von Seite Victors nur zwei Cardinäle, endlich auch die Gesandten des Kaisers. Alexanders wie Victors Cardinäle vertheidigten mit vieler Wärme die Ansprüche, die der Eine wie der Andere auf den Stuhl des heiligen Petrus jetzt machte. Nachdem die, in mancher Hinsicht höchst ehrwürdige Versammlung die Gründe beider Theile einer sehr scharfen, daher auch langen Prüfung unterworfen hatte, ward endlich Victor einstimmig verworfen, der Bann der Kirche über ihn ausgesprochen, Alexander aber, als canonisch erwählter, apostolischer Papst allgemein anerkannt, und dieses Urtheil auch sogleich von den beiden Königen vollkommen unterzeichnet. So sehr jedoch durch diese Entscheidung eines so zahlreichen Conciliums Alexanders Wagschale zu dessen Vortheile entschied,

und so sehr für Victor zu besorgen war, daß das von den französischen und englischen Bischöfen gefällte Erkenntniß nun gar leicht auch den Bischöfen anderer christlicher Reiche zur Richtschnur dienen könnte, so hielt dennoch der Kaiser die Sache seines Papstes noch nicht für verlohren. Seine Hoffnung beruhete hauptsächlich auf dem Könige Ludwig. Er schmeichelte sich, und wirklich nicht ohne Grund, daß er theils durch seine geistige Superiorität, theils auch durch den Glanz seines Waffenruhms, den an sich frommen und redlichen, aber an Willenskraft schwachen, und daher leicht zu lenkenden Ludwig, besonders bei einer persönlichen Zusammenkunft, wieder auf seine Seite bringen und für seinen Papst Victor gewinnen würde.

11. Schon in dem vorigen Jahre 1160 hatte Alexander sich stark genug gefühlt, Anagni zu verlassen und in Rom, der ewigen Stadt, seinen apostolischen Stuhl wieder aufzustellen. Da er jedoch während seines jetzigen Aufenthalts in dieser Stadt, immer mehr und mehr die Ueberzeugung gewann, daß auf die wankelmüthigen, von jedem Winde leicht zu bewegenden Römer kein Verlaß sey, er auf deren treue Anhänglichkeit nicht rechnen könne, daher auch gegen den Haß und die Ränke der Gegenparthei in Rom nicht sicher sey, so beschloß er in das Land, wo noch alle seine Vorfahren, wenn sie des Schutzes bedürftig waren, denselben auch gefunden hatten, nämlich nach Frankreich zu gehen. Er ordnete also den Bischof Julius von Präneste zu seinem Stellvertreter während seiner Abwesenheit, und begab sich, von seinen Cardinälen und noch andern Geistlichen begleitet, nach Terracina, wo die vier Schiffe, welche der König Wilhelm von Sicilien ihm zu seiner Verfügung gestellt hatte, vor Anker lagen.

Aber kaum hatte der Papst sich eingeschifft und das kleine Geschwader seine Fahrt begonnen, als es von einem heftigen Sturm überfallen und an die Küste von Sicilien verschlagen ward. Die Schiffe waren so stark beschädiget, daß der heilige Vater an Fortsetzung seiner Reise zu Wasser nicht denken konnte. Sobald aber die beschädigten Schiffe wieder ausgebessert oder durch andere ersetzt worden waren, schiffte sich der heilige Vater in der letzten Woche des Jahres 1161 mit den Seinigen wieder ein, und lief in den ersten Tagen des Januars des folgenden Jahres glücklich in dem Hafen von Genua ein. Trotz dem Verbote des Kaisers und dessen Macht fand dennoch Alexander, vielleicht selbst gegen seine Erwartung, in Genua einen ungemein glänzenden Empfang. Er beschloß daher hier einige Zeit zu weilen. Als aber ein paar Monate darauf die Nachricht von dem Falle und der Zerstörung Mailands in Genua ankam, und bei dem allgemeinen Schrecken, den diese Kunde auch in Genua verbreitete, selbst die Consuln dieser Stadt den fernern Aufenthalt des Papstes in ihrer Mitte nicht länger mehr für wünschenswerth halten konnten, begab sich der heilige Vater an Bord eines nach Frankreich segelfertigen Schiffes, erreichte nach einer anfänglich sehr ruhigen, aber nachher desto stürmischeren Fahrt den an der französischen Küste gelegenen Hafen von Maguelone, trat hier an das Land, und begab sich von da aus sogleich in die zunächst liegende Stadt Montpellier. Schnell verbreitete sich im ganzen Lande die Nachricht von der Ankunft des Papstes in Frankreich. Sogleich strömten alle französischen Bischöfe und Prälaten, und zwar nicht nur jene, welche unter der Herrschaft Ludwigs standen, sondern auch jene, welche in den weitschichtigen Besitzungen, welche Heinrich dem Zweiten in Frank-

reich gehörten, ihre Diöcesen hatten, aus allen Gegenden herbei, um Alexander als den obersten Bischof der ganzen Christenheit, und den ächten Nachfolger des heiligen Petrus zu begrüßen und ihm ihre Ehrerbietung zu erweisen. Aber in noch größeren Enthusiasmus gerieth überall das Volk. Von allen Seiten kamen Vornehme und Niedere, Männer und Frauen, Greise und Kinder herbei, und drängten sich so gemüthlich und sehnsuchtsvoll an den heiligen Vater heran, daß dieser sich oft kaum von der Stelle bewegen konnte, und jeder sich glücklich pries, dem es gelungen war, auch nur den Saum seines Gewandes zu berühren.

12. Ungeachtet der von dem zahlreichen Concilium in Toulouse gegen Victor genommenen Beschlüsse fing doch Ludwig wieder an zu schwanken, und war jetzt auf das neue unentschlossen, ob er sich für Alexander erklären oder auf die Seite des Kaisers treten sollte. Die Ursache davon war, weil Friederich auch nach dem Toulouser Concilium noch immer fortfuhr, auf mancherlei geheimen Wegen in Frankreich die Sache seines Victors zu vertheidigen und zu fördern, sogar das Gerücht verbreiten ließ: eine immerwährende Feindschaft zwischen Deutschland und Frankreich werde die unmittelbare Folge der Nichtanerkennung Victors in Frankreich seyn, wobei die, welche dergleichen Gerüchte verbreiteten, stets auch auf die große Macht des gewaltigen, überall gefürchteten Kaisers hinwiesen. Die Ankunft Alexanders in Frankreich war daher jetzt dem französischen Könige nicht ganz willkommen, besonders da er kurz vorher von dem Kaiser einen Brief erhalten hatte, in welchem dieser ihm meldete: „Der Flüchtling, der sich Papst Alexander nenne, und den eine ungeheure Schuldenlast drücke, werde nach Frankreich

kommen, um dort Geld zur Bezahlung seiner Schuld zu erpressen;" wodurch nun auch bei dem Könige die Besorgniß entstand, der Aufenthalt des erhabenen Gastes möchte ihm viel zu theuer zu stehen kommen. Als er jedoch erfuhr, mit welcher außerordentlichen Begeisterung der Papst von der gesammten französischen Geistlichkeit und von allem Volke, von Hohen wie von Niederen in Montpellier war empfangen worden, ordnete er sogleich zwei Gesandten an denselben nach Montpellier ab. Die Aufträge, welche Ludwig seinen Abgeordneten gegeben, sind uns nicht bekannt, auch weiß man nicht, was zwischen denselben und dem heiligen Vater vorgefallen seyn mag; aber gewiß ist es, daß der Papst diese Abgeordneten auf eine ziemlich unfreundliche Weise zurückwieß. Dieß machte nun den König dem Papste Alexander noch mehr abhold. Ludwig erlaubte sich jetzt oft sehr harte Ausdrücke gegen denselben, und äußerte sich sogar eines Tages in Gegenwart des Bischofes Manasses von Orleans: er sey entschlossen, um der heillosen Spaltung in der Kirche ein Ende zu machen, sich mit dem Kaiser zu verständigen und die Rechte Alexanders, dieses so anmaßungvollen Mannes, noch einmal von einer noch zahlreichern Kirchenversammlung untersuchen zu lassen. Zwar war, wo nicht die ganze französische Nation, doch der bei weitem größte Theil derselben auf der Seite Alexanders. Aber bei dem Allem hatte doch auch Victor einige, obgleich nur sehr wenige Anhänger. Unter diesen befanden sich jedoch zwei Männer, die gerade die einflußreichsten Personen von ganz Frankreich waren, nämlich der so eben erwähnte Bischof Manasses von Orleans und Heinrich Graf von Troies, des Königs Schwager und Eidam zugleich, der daher auch eine ganz besondere Gewalt über das Gemüth des Königes,

seines Herrn, hatte. Als jetzt Manasses Ludwigs üble Laune gegen Alexander bemerkte, wußte er sogleich diese Mißstimmung des Königes zum Vortheil Victors zu benutzen und den Monarchen zu bereden, den Grafen von Troies zu dem Kaiser nach Italien zu schicken, um mit diesem über die zur Beilegung des Schisma nöthigen Maßregeln sich zu vereinigen. Dieß geschah; Graf Heinrich erhielt ungemein ausgedehnte Vollmachten, und eilte damit nach Italien. Friederich war über die Erscheinung des Grafen bei ihm in Italien nicht wenig erfreut, besonders da dieser ihm von der Abgeneigtheit seines Königes gegen Alexander jetzt gar kein Geheimniß mehr machte. Der Kaiser glaubte sich also seinem Ziele schon ganz nahe; daher auch zwischen ihm und dem Grafen ohne alle Zögerung folgende Uebereinkunft zu Stande kam. „Am neun und zwanzigsten des Monates August (1162), am Tage der Enthauptung Johannes des Täufers, sollen beide Monarchen, Kaiser Friederich und König Ludwig, mit den vornehmsten Männern ihrer Reiche, sowohl geistlichen wie weltlichen Standes, an der Grenze beider Reiche, am Fluß Arar, zu Saint-Jean-de-Losne in Frankreich zusammenkommen, und zwar der Kaiser vom Papste Victor und der König Ludwig vom Papste Alexander begleitet. Hier sollen alsdann die beiden Päpste im Angesicht der Kirche, ihre Rechte auf den apostolischen Stuhl gegen einander vertheidigen. Nachdem nun Beide und deren Gründe werden gehört und geprüft worden seyn, sollen einige der rechtschaffensten und einsichtsvollsten Männer, zum Theile Geistliche, zum Theile Weltliche, erwählt werden, um zwischen den Streitenden zu entscheiden. Würde nun diese Entscheidung gegen den Cardinal Octavian ausfallen, so soll der Kaiser sogleich, mit Verwerfung des Victors, sich dem Cardinal Roland

zu Füßen werfen und ihn als Papst Alexander anerkennen. Würde jedoch das Urtheil gegen den Cardinal Roland ausfallen, so sollte König Ludwig alsobald, mit Verwerfung Rolands, sich dem Octavian zu Füßen werfen und ihn als Papst Victor und rechtmäßiges Oberhaupt der Kirche anerkennen." Welche glänzende Hoffnungen sowohl der Kaiser als auch der, den Afterpapst in Geheim begünstigende Graf Heinrich sich machten, davon gab Ersterer sogleich dadurch einen Beweis, daß er jetzt schon dem Victor alle, einem Papste gebührende Ehrenbezeugungen erwieß.

13. Aber auch diese Uebereinkunft war von Seite Friederichs blos wieder ein Heuchelwerk. Er wollte Ludwig nur locken, ihn überlisten, nöthigen Falls auch einschüchtern. Kaum war also die Uebereinkunft geschlossen, als der Kaiser unverzüglich an alle geistliche wie weltliche Fürsten seines Reiches ein Einladungsschreiben schickte, sich bei der zwischen ihm und dem Könige von Frankreich festgesetzten Zusammenkunft einzufinden. Höchst merkwürdig und Friederich charakterisirend ist dieses Schreiben: „Zwischen Uns," sagt der Kaiser in demselben, „und dem Könige von Frankreich ist unter dem Beistande des heiligen Geistes — welcher schrecklicher, frevelhafter Mißbrauch des allerhöchsten Namen Gottes! — „mit gleichem Willen und völliger Uebereinstimmung ausgemacht worden, daß wir Beide zugleich mit den Erzbischöfen, Bischöfen, rechtgläubigen Lehrern, religiösen Männern, den Baronen und allen Fürsten beider Reiche, am Tage der Enthauptung Johannes, an der Saone im Bisthum Besançon ein allgemeines Concilium halten wollen, auf welchem der König von Frankreich mit allen geistlichen und weltlichen Fürsten seines Reiches, und der gesammten

Geistlichkeit der gallicanischen Kirche, unsern ehrwürdigen Vater, den Papst Victor, so wie es durch Eidschwüre und die sichersten Bürgschaften schon festgesetzt ist, als den öcumenischen, apostolischen Bischof der allgemeinen, heiligen Kirche Gottes aufnehmen, und ihm die gebührenden Ehrenbezeugungen erweisen wird." Am Schlusse des kaiserlichen Schreibens ward noch beigefügt, daß alle Lehnleute der geistlichen wie weltlichen Herren, mit Schild und Schwert wohl bewaffnet und gerüstet, heranziehen, auch ihre Zelten, um auf jeden Fall vorbereitet zu seyn, mit sich bringen möchten. Aber welcher auffallende Widerspruch zwischen dieser Einladung und dem, was in der Uebereinkunft war festgesetzt worden; wie unredlich, trügerisch und arglistig ging der Kaiser nicht noch immer zu Werke?

14. Als Ludwig von der, von seinem Schwager mit Friederich geschlossenen Uebereinkunft Kunde erhielt, eilte er den Papst zu bewegen, ihn zu der Unterredung mit dem Kaiser zu begleiten. Auf dem Schlosse Souvigny kamen beide zusammen. Aber Alexander wieß das Begehren des Königs mit der größten Bestimmtheit zurück. Ein Papst, sagte er, sey gesetzt, Alle zu richten, ohne selbst von irgend Jemand, sogar nicht von einem öcumenischen Concilium gerichtet werden zu können. Des Königs Unterredung mit dem Papste zu Souvigny hatte also keinen Erfolg, dennoch war sie nicht ganz nutzlos; denn Ludwig hörte bei dieser Gelegenheit von dem Papste manches Wort und manche Wahrheit, die ihren Eindruck auf sein Gemüth nicht verfehlten, so daß ihn beinahe der, von dem Grafen von Troyes in seinem Namen mit Friederich geschlossene Vertrag schon jetzt wieder zu reuen anfing. Aber

noch weit verdrüßlicher ward er darüber, als er zu derselben Zeit auch von seinem Bruder, dem Erzbischofe Heinrich von Rheims, einen Brief erhielt, in welchem eine Abschrift des kaiserlichen, an die deutschen Bischöfe erlassenen Schreibens, das Heinrich von einem gut gesinnten, in seinem Herzen dem Papste Alexander huldigenden deutschen Bischofe in Geheim erhalten hatte, eingeschlossen war. Der Erzbischof kann in seinem Briefe keine Ausdrücke finden, um seinem Bruder, dem Könige, das Erstaunen und die große Bestürzung auszudrücken, in die ihn das Schreiben des Kaisers gesetzt habe. Er bittet den König: „er möchte doch inmitten dieser Ränke und schweren und verwickelten Verhältnissen mit der größten Vorsicht handeln, von den Söhnen der Finsterniß sich nicht bethören lassen, und keinen Schritt thun, wodurch er an Leib und Seele einen jämmerlichen Schiffbruch leiden könnte.“ Die Unredlichkeit und Arglist des Kaisers lagen nun dem Könige klar vor Augen. Aber aus Rücksicht auf seinen Schwager wollte er doch die, von demselben in seinem, des Königes Namen, beschworne Uebereinkunft nicht brechen, machte sich daher zur bestimmten Zeit auf den Weg nach St. Jean-de-Losne. Es war ausgemacht worden, daß die erste Zusammenkunft des Kaisers mit dem Könige auf einer Brücke statt haben sollte, welche über die Saone nach Dijon führt, und beide Reiche mit einander verbindet. Diese Zusammenkunft hatte jedoch nicht statt; beide Monarchen verfehlten sich gegenseitig; der Kaiser kam zu frühe und der König zu spät. Eine zweite Zusammenkunft sollte also statthaben. Aber auch der Kaiser legte jetzt keinen Werth mehr auf den, mit dem Grafen von Troyes in Italien geschlossenen Vertrag. Eigentlich hatte Friederich, wie wir gesehen, nie die Absicht gehabt, die Sache

der beiden Päpste noch einmal auf einem zahlreichen Concilium untersuchen, unpartheiisch prüfen und dann darüber entscheiden zu lassen. Er hatte blos den König Ludwig und dessen Bischöfe verlocken, überlisten und zum Theil auch schrecken, und so zur unbedingten Anerkennung seines Papstes Victors bringen wollen. Da er aber indessen sich überzeugt hatte, daß die gesammte Geistlichkeit Frankreichs, der hohe wie niedere Clerus, wie auch, mit wenigen Ausnahmen, die ganze französische Nation auf der Seite Alexanders wären, daß überdieß auch König Heinrich von England seit dem Toulouser Concilium fest zu Alexander halte, ja daß sogar Heinrich schon kriegerische Rüstungen angestellt habe, um nöthigen Falls den Papst Alexander gegen offene Gewalt zu schützen, so sah er jetzt ein, daß der krumme Weg, auf welchem er herangeschlichen, ihn am Ende doch nicht zum Ziel führen werde. In seinen Erwartungen betrogen, wollte er also auch nicht zu der verabredeten Zusammenkunft kommen. Zu der bestimmten Zeit traf jedoch Ludwig in St. Jean-de Losne ein. Eine ganze Stunde lang erwartete er vergeblich den Kaiser und wollte schon wieder zurückkehren, als ganz unerwartet statt des Kaisers dessen Gesandte, der arglistige und tückische Erzbischof Rainald von Cöln ankam, und dem Könige, zu dessen großem Erstaunen, im Namen seines Herrn, des römischen Kaisers und besonderen Schirmvogts der römischen Kirche erklärte: die Wahlsache eines römischen Papstes könne nur von Bischöfen jener Kirchen beurtheilt werden, die unter dem römischen Reiche stünden *). Er, der König, möchte daher mit seinen Bischöfen zu ihm, seinem Freunde,

*) Mithin blos von deutschen und lombardischen, von einem Winke des Kaisers völlig abhängigen Bischöfen.

kommen, um die Entscheidung dieser so wichtigen Angelegenheit der römischen Kirche von den auch in dem römischen Reiche stehenden Bischöfen zu vernehmen. Ludwig hielt es unter seiner Würde, auf diese Erklärung etwas zu erwiedern; nur halb lächelnd und in höhnendem Tone sagte er zum Bischofe: „Ich wundere mich, daß ein so kluger Mann, wie ihr seyd, so wunderliches und unvernünftiges Zeug vorbringen kann. Erinnert ihr euch dann nicht, daß Jesus Christus seine Schafe dem heiligen Petrus zu weiden übergeben hat, und gehören dann nicht auch die Könige von Frankreich und England und deren Bischöfe, wie die Bischöfe aller übrigen Kirchen zu den Schafen Christi?" Ludwig erklärte hierauf, daß, da der Kaiser dem mit ihm geschlossenen Vertrage nicht treu geblieben, er jetzt ebenfalls desselben entlediget sey, wandte sein Pferd um und sprengte mit verhängtem Zügel nach Dijon zurück. Die kaiserlichen Gesandten riefen ihm zwar nach und suchten durch Bitten ihn zurückzuhalten. Aber Ludwig, froh, mit unverletztem Gewissen aus diesem Getriebe der Arglist und Unredlichkeit herausgekommen zu seyn, gab ihnen gar keine Antwort, ließ aber unverzüglich die rechte Seite des Ufers stark mit Mannschaft besetzen, um nöthigen Falls auf den Versuch eines feindlichen Uebergangs über denselben nicht unvorbereitet zu seyn.

15. Da die Bischöfe und Fürsten aus Deutschland jetzt angekommen waren, so hielt nun auch der Kaiser sogleich in Dole die aus lauter, dem römischen Reiche unterworfenen Bischöfen und Fürsten bestehende Kirchenversammlung, zu welcher er so eben die beiden Könige eingeladen hatte, um das dort gefällte Urtheil zu vernehmen. Auf dieser Versammlung, die man eben so gut einen Hoftag wie ein Concilium

nennen könnte, ward nun das schon bekannte, alte, lose Spiel noch einmal gespielt. Zuerst trat der Afterpapst auf, und suchte seine Ansprüche auf den päpstlichen Stuhl geltend zu machen. Nach ihm erhob sich der Kaiser, und sprach mit sichtbarer Geringschätzung von den beiden Provincial-Königen, Ludwig und Heinrich, die, ungeachtet seiner Einladung, es dennoch verschmähet hätten, bei der Versammlung zu erscheinen und deren Entscheidung zu hören und dieser sich zu fügen. Endlich nahm auch der Erzbischof Rainald von Cöln das Wort, und hielt eine lange, in Ansehung der darin aufgestellten, wahrhaft gottlosen, für die Kirche Gottes völlig subversiven Grundsätze, höchst merkwürdige Rede. Sie ist zwar nicht wenig Wort- und Phrasenreich, aber dennoch läßt sich das Wesentliche derselben in folgenden wenigen Worten zusammenfassen. Rainald behauptete nämlich: „daß, da Rom eine kaiserliche Stadt sey, auch bei Angelegenheiten der römischen Kirche nur der römische Kaiser und des römischen Kaisers Bischöfen und Fürsten eine entscheidende Stimme zustehe.“ Aber auf diese Art ward ja offenbar jetzt die römische Kirche in eine römisch-kaiserliche Kirche verwandelt, wovon es eine nothwendige Folge hätte seyn müssen, daß auch die Kirche in Frankreich, in England, Spanien, Dänemark ꝛc. ꝛc. in ebensoviele französische, englische, spanische Reichskirchen wären verwandelt worden. Die allgemeine Kirche wäre also verschwunden, mithin auch aller Zusammenhang und Einheit mit derselben. Man erschrickt, wenn man bedenkt, wozu solche vernunftlose, alle von Jesu Christo selbst eingeführte kirchliche Ordnung zerstörenden Grundsätze, wenn es möglich gewesen wäre, ihnen allgemeine Geltung zu verschaffen, am Ende geführt haben würden. Nachdem endlich die lange Rednerei ein

Ende hatte, ward, wie es vorauszusehen war, Alexander wieder verworfen und verdammt, und Victor als rechtmäßiger Papst anerkannt. Als aber jetzt Victor auch wieder brennende Kerzen wollte kommen lassen, um über Alexander und dessen sämmtliche Anhänger, mithin über den bei weitem größten Theil der Christenheit den Bannfluch auszusprechen, erhob sich König Waldemar, auf einen Wink seines frommen und einsichtsvollen Bischofes Absalon, ungestümm von seinem Sitze und verließ mit zürnendem Gesicht die Versammlung; ihm auf dem Fuße folgte sogleich auch sein treuer Bischof Absalon, obschon mehrere Andere ihn zurückzuhalten suchten; und auch auf den Gesichtszügen Absalons war der Abscheu gegen das, was jetzt geschehen sollte, deutlich ausgedrückt*). Obschon der Afterpapst in seinem Bann- und Fluchwerk dadurch nicht gestört ward, so mußte doch nothwendig das auffallende Betragen des Königes von Dänemark und des angesehensten dänischen Bischofes einen tiefen Eindruck auf die ganze Versammlung machen; besonders da in derselben sich keine kleine Anzahl befand, die mit Waldemar und Absalon dieselben Grundsätze und Gesinnungen theilten, jedoch sie laut auszusprechen es jetzt noch nicht wagen durften. Offenbar mußte Friederich nun einsehen, daß er auf allen seinen krummen Wegen, durch alle seine Künste und Winkelzüge dennoch, statt seinem Zwecke sich zu nähern, demselben nur noch weiter

*) Absalon war Bischof von Roschild und König Waldemars Milchbruder, ein Mann von großem Verstand, der weltlichen wie kirchlichen Geschäfte kundig, dabei fest und beharrlich bei dem, was er für gut hielt, freundlich und herablassend gegen Niedere und von ungemeiner Milde gegen Alle, die seiner Hülfe bedurften, sie bei ihm suchten und auch stets bei ihm fanden.

entrückt worden sey. Er sah nämlich, daß nur so weit, als sein Schwert reiche, auch sein Victor, und größtentheils nur mit widersträubendem Gemüthe als Papst anerkannt werde, und daß er mit demselben der ganzen katholischen Welt, allen christlichen Reichen und deren Beherrschern, einsam, verlassen und völlig unbeachtet gegenüber stehe, daß alle Hoffnung zur Wiederherstellung des Kirchenfriedens verschwunden sey, und er jetzt nur einen noch weit schwereren, zweifelhafteren Kampf mit einem erleuchteten, von der gesammten Christenheit anerkannten Papst werde zu bestehen haben. Bei diesen trüben Aussichten hielt Friederich es für das Beste, sein Lager bei Dole unverzüglich abzubrechen und mit den heimkehrenden deutschen Bischöfen und Fürsten ebenfalls in das Vaterland wieder zurückzukehren. Aus Deutschland hatte er schon mehrere, in Beziehung auf seinen Papst, ihn beunruhigende Nachrichten erhalten, und höchst wahrscheinlich war das Verlangen, die Anerkennung seines Victors wenigstens in Deutschland zu befestigen, der Hauptbeweggrund, der ihn jetzt aus Italien wieder über die Alpen nach Deutschland trieb.

VII.

Kaiser Friederich I. wieder in Deutschland. — Hoftäge. Züchtigung der Stadt Mainz. — Friederichs Rückkehr nach Italien nach kurzem Aufenthalt in Deutschland.

1. Als jetzt Friederich nach vierjähriger Abwesenheit *) wieder in Deutschland ankam, war der Jubel, mit dem er empfangen ward, bei weitem nicht derselbe, mit welchem er, als er nach seinem ersten Römerzuge, mit der Kaiserkrone geschmückt,

*) Eigentlich von vier Jahren und einigen Monaten, mithin von ungefähr fünfthalb Jahren.

wieder zurückkam, in allen Gauen Deutschlands und von allen Ständen und Classen der Nation war begrüßt worden. Schon seine lange Abwesenheit hatte ihn den Deutschen etwas entfremdet; und da das Reich indessen ruhig geblieben war, so schien es vielen, als wenn Deutschland eigentlich gar keines Königes bedürfte. Aber wie in allen christlichen Ländern, beunruhigte auch in Deutschland die traurige Kirchenspaltung viele Gemüther. Von der Geistlichkeit, sowohl der höheren als niederen, hielten alle, deren Seelen noch rein waren, und die, noch nicht verweltlicht, blos zeitlichem Vortheil nachjagten, sich im Stillen zu Alexander, und da auch der über das ganze Abendland verbreitete Cistercienserorden sich ungetheilt zu dem rechtmäßigen Papst bekannte, dieser Orden aber damals auf das öffentliche wie auf das Privatleben der Völker einen ungemeinen Einfluß hatte, so konnte auch das Beispiel desselben nicht leicht auf irgend ein Gemüth seinen Eindruck verfehlen. Aber Alle, die Alexander III., obgleich nur heimlich und im Stillen, als das rechtmäßige Oberhaupt der Christenheit verehrten, konnten nun auch in dem Kaiser, der diese schreckliche Verwirrung in die Kirche gebracht hatte, nur einen Feind derselben, und einen, mit dem Fluche der Kirche belasteten Schismatiker erblicken, daher auch ihre Herzen ihm nicht mehr so warm und freudig wie ehemals entgegen schlagen.

2. Indessen waren die Hoftage nicht minder glänzend und auch nicht weniger zahlreich besucht, als in den frühern Jahren. Den ersten Hoftag hielt Friederich in Constanz *), und zwar gleich

*) Während seines jetzigen kurzen Aufenthalts in Deutschland hielt sich der Kaiser größtentheils in den Städten am Oberrhein auf.

nach seiner Ankunft in Deutschland. Bei dieser ersten Fürstenversammlung waren jedoch nur jene geistlichen und weltlichen Herren gegenwärtig, die ihn von Launes dahin begleitet hatten, und unter diesen auch Herzog Heinrich der Löwe. Das Merkwürdigste, was auf diesem öffentlichen Tage geschah, war die Scheidung Heinrichs des Löwen von seiner tugendhaften Gemahlin Clementine. Den Grund dazu gab wieder, wie gewöhnlich, die allzunahe Verwandtschaft des Herzoges mit seiner Gemahlin. Aber sonderbar ist es doch, daß diese Verwandtschaft in verbotenem Grade von dem Herzog erst nach fünfzehnjähriger Ehe entdeckt ward *). Der Kaiser hätte diese Ehescheidung hindern, wenigstens sehr erschweren können, aber er that es nicht, zeigte sich im Gegentheil gegen den Herzog wieder ungemein gefällig. Ueberhaupt bemerkte man damals in Friederichs Brust noch nicht die mindeste Spur einer Eifersucht auf Heinrich den Löwen und dessen seit ein paar Jahren ungemein vermehrte Territorialmacht. Heinrich hatte nach dem Tode Niklots, des letzten obotritischen Königes oder Fürsten, das ganze Land der Obotriten sich unterworfen, mithin ein weitschichtiges, sehr fruchtbares, kornreiches Land gewonnen, mit schönen Wiesen, Wäldern, fischreichen Seen und einer Küstenstrecke, die, als eine Gränze des Reiches, in der Folge für Deutschland von großer Wichtigkeit

*) Daß allzunahe Verwandtschaft nur ein Vorwand war, sieht jeder ein, daher auch von Andern behauptet wird: Clementia's Unfruchtbarkeit sey die wahre Ursache dieser Ehescheidung gewesen. Wie dem aber seyn mag, so ward dadurch dem welfischen Hause die Bahn zu dessen künftiger, obgleich damals noch weit entfernter Größe geöffnet, wozu jetzt Heinrich der Löwe durch seine Vermählung mit einer englischen Prinzessin, der Tochter König Heinrichs des Zweiten, den Grund legte.

werden konnte. Aber Heinrich betrachtete diese Eroberungen nicht als eine Erweiterung der Gränzen des deutschen Reiches, sondern als sein, mit dem Schwerte gewonnenes Eigenthum, vertheilte dasselbe zu Lehen für diejenigen, welche er belohnen zu müssen glaubte, und machte Einrichtungen, zwar sehr weise und wohlthätige, aber ohne sich dabei um Kaiser und Reich im mindesten zu bekümmern. So z. B. gründete er drei neue Bisthümer, nöthigte aber die Bischöfe, mit denen er sie besetzte, ihm nicht nur den Eid der Treue zu schwören, sondern auch zu seinen Dienstmannen sich zu bekennen, mithin das Homagium ihm zu leisten. Die Bischöfe hielten dieses zwar anfänglich für sehr bedenklich, glaubten aber am Ende dennoch, wenigstens für jetzt, sich den gebieterischen Umständen fügen zu müssen *). Alles

*) Ueberhaupt betrug sich Heinrich jetzt als ein völlig unabhängiger Herr, ließ sich auch, wie der Kaiser, das Schwert vortragen. Der That nach war er nicht blos Herzog von Bayern und Sachsen, sondern auch König der Obotriten. Uebrigens erwies er sich in den Einrichtungen und Anstalten, die er in seinen neu gewonnenen Ländern einführte, als einen sehr einsichtsvollen und für das Wohl seiner Unterthanen sehr besorgten Regenten. Da diese Länder durch die vorhergegangenen, verwüstenden Kriege ziemlich menschenleer geworden waren, so suchte er sie jetzt durch neue Colonien wieder zu bevölkern. Aus Holland, Flandern und von dem Rhein berief er neue Ansiedler, die auch gleich, da er ihnen sehr große Vortheile anbot, nicht nur zahlreich herbeieilten, sondern auch in kurzer Zeit noch eine Menge ihrer Landesleute nach sich zogen, und da auch der Markgraf Adalbert der Bär, der ebenfalls in den, in seiner Nachbarschaft liegenden, noch nicht unterworfenen slavischen Ländern sehr bedeutende Eroberungen gemacht hatte, dem Beispiel Herzogs Heinrich folgte, und ebenfalls Ansiedler aus den Niederlanden herbeirief, diese auch schaarenweise herbeikamen;

dieses hätte unstreitig die Aufmerksamkeit des Kaisers erregen können. Aber Friederich, zu sehr mit Italien beschäftiget, und des Löwen noch immer bedürftig, dachte nicht daran, dem Herzoge in Erfüllung irgend eines seiner Wünsche hemmend oder gebietend entgegen zu treten.

3. Im folgenden Jahre 1163 hielt der Kaiser wieder, nach dem Feste Mariä Reinigung, einen öffentlichen Tag in Würzburg, und bald darauf auch in Worms, wo er das Osterfest feierte. An beiden Tagen war Friederich von einer Menge von Fürsten umgeben, die jetzt von allen Seiten Deutschlands herbeigeeilt waren, um den Kaiser zu begrüßen und zu seiner Wiederkehr in das Vaterland ihm Glück zu wünschen. Das Wichtigste, was an beiden Tagen beschlossen ward, war ein kriegerischer Zug gegen Mainz, um diese Stadt wegen des vor drei Jahren an dem Erzbischof Arnold begangenen Mordes zu züchtigen, auch den seit dem Tode dieses Erzbischofes in der Mainzer Kirche entstandenen und noch fortbestehenden Verwirrungen ein Ende zu machen. Man wird sich erinnern, durch welche Künste des Verraths und der Bestechungen Arnold den from-

so war in kurzer Zeit die Zahl der neuen Ansiedler eben so groß, als jene der Eingebornen, die nun auch bald anfingen, durch Heirathen sich mit den Deutschen zu vermischen, von ihren Sitten und ihrer Sprache vieles anzunehmen, daher auch für das Christenthum immer empfänglicher wurden, so daß nach und nach Slaven und Deutsche kaum mehr zu unterscheiden waren. Auf diese Weise gebührt unstreitig diesen beiden Fürsten, Heinrich dem Löwen und Adalbert dem Bär, das Lob, die nachherige völlige Verschmelzung beider Volksstämme in eine und dieselbe Nation nicht nur vorbereitet, sondern den ersten festen und sichern Grund dazu gelegt zu haben.

men und ehrwürdigen Erzbischof Heinrich von seinem erzbischöflichen Stuhle gestoßen, und sich auf denselben erhoben hat. Aber eben dadurch hatte er auch sowohl unter den Geistlichen, wie unter den Weltlichen viele edle Seelen sich entfremdet. Sie gehorchten zwar seinen kirchlichen Verordnungen, konnten aber weder Herz noch Zutrauen zu einem solchen Oberhirten haben. Aber noch mißlicher ward Arnolds Stellung auch dadurch, daß selbst unter der großen Masse des Volkes sich zwei Parteien bildeten, wovon die größte und bei weitem zahlreichste die Absetzung des Erzbischofes für eine schreiende Ungerechtigkeit hielt, demnach auch den Arnold als einen Mitschuldigen an diesem Frevel betrachtete. Diese Partheiung konnte um so gefährlichere Folgen herbeiführen, da die Mainzer Bürger, seitdem Erzbischof Adalbert, Heinrichs V. bekannter Gegner ihnen, um sie für ihre treue Anhänglichkeit an seine Person zu belohnen, viele und sehr bedeutende Vorrechte gegeben hatte, immer übermüthiger und anmaßender geworden waren. Zwar war Arnolds äußerer Wandel ohne allen Tadel. Er war mäßig, sorgte für die Erhaltung der Kirchen und gehörige Pflege des Gottesdienstes, war auch mitleidig gegen Arme, und soll deren, zur Zeit einer Theuerung, täglich mehrere Hunderte gespeißt haben. Aber dabei war er hochfahrend, schnell aufbraußend und jähzornig. Wie abgeneigt ihm seine Unterthanen waren, erfuhr Arnold, als er den Kaiser bei dessen zweitem Zug nach Italien begleiten mußte, daher von jenen einen Beitrag zu seinem Römerzuge foderte, jedoch durchaus von ihnen nichts erhielt. Aber während Arnold sich jetzt bei dem Kaiser in Italien befand, sollte nun auch an ihm, wegen seines an dem Erzbischof Heinrich begangenen Verraths, das Vergeltungsrecht ausgeübt werden. So wie ihm, als er noch Kanzler der

Kirche von Mainz war, schon nach dem erzbischöflichen Stuhl gelüstet hatte, ebenso lüstete es jetzt nach demselben auch dem Probst Burkard, der, in der Hoffnung Arnolds Nachfolger zu werden, während dessen Abwesenheit, in Verbindung mit seinem Neffen, dem Ritter Mangot, die Bürger von Mainz immer noch mehr gegen ihren Erzbischof zu erbittern und aufzureizen suchte. Als demnach Arnold, der sich unter den Fürsten befand, die der Kaiser, nach der ersten Demüthigung Mailands, entlassen hatte, in sein Erzbisthum zurückkam, fand er die Gemüther in einer ganz ungewöhnlichen Gährung. Anstatt durch Milde und freundliche Herablassung alles Geschehene vergessen zu machen und die Herzen seiner Bürger nach und nach wieder mit sich zu versöhnen, behauptete er, daß der widerspenstige Sinn derselben nur durch die größte Strenge gebrochen und gebeugt werden könnte, ergriff daher nur harte Maßregeln, wodurch aber endlich sowohl Vornehme wie Geringe, Geistliche wie Weltliche sich gänzlich von ihm abwandten, und nur ein kleiner Theil der Bürger, nämlich die Fleischer, noch zu ihm hielten. Der lange zurückgehaltene Groll nahm endlich einen Ausbruch, als Arnold eine, freilich ohne seine Genehmigung nach Mainz berufene Kirchenversammlung mit Gewalt auseinander trieb. Ein allgemeiner Aufstand der Einwohner, besonders der niederen Volksklassen, war die Folge davon, und dieser ward bald so drohend, daß der Erzbischof aus Mainz entfliehen mußte. Arnold begab sich nun nach Italien zu dem Kaiser, um bei ihm Schutz und Hülfe gegen seine aufrührischen Unterthanen zu suchen. Aber zu gleicher Zeit kamen auch einige Abgeordneten der Stadt Mainz an und führten gegen ihren Bischof bittere Klagen vor dem Kaiser. Friederich wollte aus der Ferne nicht entscheiden, gebot aber einst-

weilen beiden Theilen Frieden, zugleich aber auch, daß die Mainzer dem Erzbischofe die Unkosten seiner Reise nach Italien bezahlen sollten. Aber eben dadurch wurden die Bürger gegen Arnold nur noch ergrimmter. Ein neuer Aufstand brach aus; der bischöfliche Palast und die Martinskirche wurden geplündert, mehrere Geistliche dabei geprügelt, zum Theil sogar verwundet. Dem vernünftigeren Theile der Einwohner gelang es zwar, die Ruhe wieder herzustellen, aber diese war so wenig sicher, daß der Erzbischof jeden Augenblick einen neuen, noch gefährlichern Aufstand befürchten mußte. In einem um diese Zeit von ihm erlassenen Schreiben klagt er: „Ich bin in einen solchen Abgrund von Unruhe, Sorge und Verwirrung gerathen, daß ich nicht weiß, was ich thun, was ich hoffen oder fürchten soll, und nur Gott bitten kann, seinen Zorn in Milde zu verwandeln.“ Arnold glaubte sich in Mainz nicht mehr sicher, verließ daher die Stadt, ging nach Thüringen und wandte sich abermals an den Kaiser, klagte ihm seine große Noth und bat ihn flehentlichst, der schrecklichen, bei völliger Auflösung aller bürgerlichen Ordnung, in Mainz eingerissenen Verwirrungen und Gewaltthätigkeiten ein Ende zu machen. Aber auch die Mainzer, wohl voraussehend, daß der Erzbischof sich wieder an den Kaiser wenden würde, schickten ebenfalls Abgeordnete nach Italien. Das Verbrechen der Mainzer lag jedoch jetzt zu klar am Tage. Der Kaiser verordnete demnach: „Dem Erzbischofe soll aller ihm zugefügte Schaden ersetzt und alles Zerstörte wieder hergestellt werden. Die Schuldigsten und unruhigsten Köpfe sollen aus der Stadt verbannt werden, und die Mainzer Bürger überdieß dem Erzbischofe zu dessen Sicherheit eine gewisse Anzahl von Geißeln überliefern.“ Den Grafen Simon von Saarbrück

ernannte der Kaiser zu seinem Bevollmächtigten, um für die Vollziehung des gefällten Spruches zu sorgen. Arnold hatte indessen eine starke, bewaffnete Mannschaft in Thüringen zusammengebracht; dieser befahl er nach Mainz zu ziehen. Er selbst glaubte in sein Erzstift zurückkehren zu können, ging aber nicht nach Mainz, sondern in das ungefähr sechs Stunden davon gelegene Städtchen Bingen. Als er aber hörte, daß auch der kaiserliche Bevollmächtigte in Mainz eingetroffen sey, entschloß er sich ebenfalls dahin zu gehen, und zwar bevor noch die in Thüringen geworbene Mannschaft angekommen war, auch die, nach der Verordnung des Kaisers, von den Mainzern zu stellenden Geißeln ihm waren überliefert worden. Mehrere von Arnolds Freunden, die ihn warnten und zurückhalten wollten, gab er zur Antwort: „Die Mainzer Hunde können zwar bellen, aber nicht beißen.“ Bei Mainz angekommen, nahm er seine Wohnung in dem vor den Thoren der Stadt gelegenen Kloster zum heiligen Jacob. Kaum war die Ankunft des Erzbischofes in Mainz bekannt worden, als schon am andern Tage, am Feste des heiligen Johannes des Täufers, einige Bürger unter einem ersonnenen Vorwande, zu ihm kamen, sich sehr demüthig und gehorsam gebährdeten, aber keine andere Absicht hatten, als die Anzahl der Begleiter des Erzbischofes zu erforschen. Als sie sahen, daß diese ganz unbedeutend war, eilten sie zu den, schon truppweise auf dem Markte versammelten, zu jedem Frevel bereiteten Aufrührern, verkündigten ihnen, daß sie von der schwachen Begleitung des Erzbischofes gar nichts zu fürchten hätten; derselbe, sagten sie, sey jetzt in ihrer Gewalt und sie möchten ja diesen günstigen, vielleicht nie mehr wiederkehrenden Augenblick nicht unbenutzt vorübergehen lassen. Nur zu treulich ward dieser gottlose Rath befolgt. Mit ein-

brechender Nacht zogen zahlreiche Haufen nach St. Jacob und suchten ganz in der Stille das Kloster von allen Seiten zu umringen. Ohne alles Geräusch konnte dieß nicht abgehen. Dudo von Dudenhofen war der Erste, der es im Kloster hörte, die Ursache desselben ahnete, daher seinen Bruder, den Erzbischof, sogleich aufweckte und ihn, weil es noch Zeit sey, zu schleuniger Flucht ermahnte. Aber Arnold sollte seinem Schicksale nicht entgehen. Statt den vernünftigen Rath seines Bruders zu befolgen, erwiederte er: „nie werde ich vor Aufrührern fliehen, und was auch bei diesem Tumult ihr Zweck seyn mag, so sind sie doch zum Morden weder entschlossen, noch frech genug; zudem ist das Klostergebäude sehr fest und wir können es leicht vertheidigen, bis die Hülfe, die nicht mehr weit entfernt seyn kann, angekommen seyn wird." Aber die Aufrührer hatten indessen schon die große Klosterpforte gesprengt, waren in den Hof eingedrungen und erbrachen nun eben so geschwind auch die in das Innere des Klosters führende Thüre. Jetzt hatte der Erzbischof kaum noch Zeit, sich auf einen hohen Thurm zu retten, und alle Zugänge zu demselben auf das beste zu versperren. Hier hätte sich der Erzbischof mit seinen Leuten, wie wenige es deren auch waren, mehrere Tage halten können; aber das tobende Volk brachte in der Geschwindigkeit eine Menge brennbarer Materialien zusammen, steckte diese am Fuße des Thurmes in Brand, um durch den aufsteigenden Qualm von Rauch und Dampf die Eingeschlossenen zur Uebergabe zu zwingen. Nun ward der Abt des Klosters herabgesandt, um wo möglich durch milde Vorstellungen die wüthende Menge zu besänftigen. Aber dieser ward mit den gräßlichsten Schmähungen auf den Erzbischof empfangen, mit Steinwürfen sogleich wieder zurückgetrieben. Dudo, des

Erzbischofs Bruder, wagte einen neuen Versuch und stieg herab, aber ehe er noch reden konnte, stieß ihn schon der Ritter Mangot nieder. Der Erzbischof wurde indessen durch den Rauch, die Flammen und die schrecklichen gegen ihn ausgestoßenen Drohungen immer mehr geängstiget. Seine Bitten, sein Flehen, seine Versprechungen wurden nicht gehört, nur mit Hohn und grausamem Spott erwiedert. Endlich ergriff das Feuer auch die Klostergebäude selbst. In dieser dringenden Noth suchte der unglückliche Erzbischof, als Mönch verkleidet, mit den übrigen, aus dem Kloster fliehenden Mönchen zu entkommen, ward aber erkannt und mit einigen seiner Leute auf die unmenschlichste Weise ermordet *). Aber nichts beweist die grenzenlose Wuth des Volkes gegen Arnold so sehr, als die schrecklichen, unerhörten Mißhandlungen, die es an dem entseelten Leichnam desselben verübte. Man zog ihn nackt aus, riß ihm die Ringe von den Fingern, steckte ihm brennendes Gestrüpp in den Mund, schlug ihm die Zähne mit Steinen aus, schleifte ihn bei den Füßen herum, und brach in wildes, satanisches Gelächter aus, als selbst Höckerweiber und prostituirtes Weibergesindel zu jenen Mißhandlungen noch eckelhaften Spott gesellten **). Die Armen, denen Arnold in glückli-

*) Der Erste, welcher auf den Bischof drang und mit seinem Schwerte einen Streich ihm versetzte, war ein nicht ganz gemeiner Bürger aus Mainz, Namens Beringer; dadurch erhielt zwar der Erzbischof noch keine sehr schwere Wunde, aber es war das Mordsignal für die Uebrigen, die nun ebenfalls tobend auf den Unglücklichen losstürmten und mit Schwertern und Spießen so lange auf ihn hieben und nach ihm stießen, bis er endlich, mit Wunden ganz bedeckt, todt zu Boden stürzte.

**) Tribus diebus sic nudus toto corpore manens, veniunt aliquae maledictae foeminae caseorum et ovorum

chern Zeiten viel Gutes erwiesen hatte, wollten seine Leiche jetzt begraben, wurden aber von dem immer noch tobenden Pöbel daran verhindert; und erst nach drei Tagen durften die Chorherren von dem Collegiatstifte zur heiligen Maria es wagen, den ganz unkenntlich gewordenen Leichnam aus einer Mistgrube, in die man ihn geworfen, herauszuziehen und ganz in der Stille, ohne alle bei Beerdigungen üblichen kirchlichen Gebräuchen und Ceremonien zu begraben.

4. Als die Mainzer Bürger wieder zu Besinnung gekommen waren und die Größe des an dem ersten Kirchenfürsten des deutschen Reiches begangenen mörderischen Frevels einsahen, ihnen auch vor der Rache des Kaisers bangte, bei dem der Ermordete, wie sie wohl wußten, in vorzüglicher Gunst gestanden, und der jetzt der Stadt um so mehr zürnen würde, da er durch den Mord desselben eines sehr angesehenen, ihm blindlings ergebenen Fürsten war beraubt worden, eilten sie, den erzbischöflichen Stuhl mit einem, einer großen fürstlichen Familie angehörigen Herrn zu besetzen, von welchem sie hoffen konnten, daß er, sowohl durch sein eigenes Ansehen als auch durch seine mächtigen Verbindungen, sie bei dem Kaiser und dem Reiche vertreten und alle ihnen allenfalls drohende Gefahren von ihnen abwenden würde. Aus diesem Grunde wählten sie also schon, am achten Tage nach vollbrachtem Mord, den Grafen Rudolph, Bruder des mächtigen Herzogs Bertold von Zähringen, zum Erzbischofe, besonders weil sie glauben, daß dieser nun so eher den Kaiser würde be-

---

atque olorum venditrices, mercantrices, meretrices, saxisque dentes Pontificis contulerunt. (*Reuberi* veter. script. p. 454.)

sänftigen können, da er ja selbst ein Anverwandter desselben wäre. Als aber ein paar Wochen darauf auf einer ziemlich zahlreichen Versammlung von geistlichen und weltlichen Fürsten in Erfurt sämmtliche anwesende Bischöfe bei brennenden Kerzen den Bannfluch über Mainz aussprachen, und dadurch die mit dem Blute ihres Oberhirten befleckte Stadt jeder neuen Bischofswahl für unfähig erklärten, ward auch der von den Mainzern schon ernannte Rudolph nicht als Erzbischof anerkannt, sondern auf kräftiges Verwenden des Pfalzgrafen Conrads bei Rhein und des Landgrafen Ludwigs von Thüringen, mit Zustimmung der Suffraganbischöfe des Erzstifts Mainz und des Erzbischofs von Trier, Victors damaligem Legaten in Deutschland, der Probst Christian von Merseburg zum Erzbischof von Mainz gewählt. Als Rudolph dieses erfuhr, nahm er, obgleich mit Zustimmung der Einwohner von Mainz, alle Kostbarkeiten, alle goldenen und silbernen Gefäße, wie auch die Ueberreste eines großen goldenen Kreuzes, das ursprünglich sechs hundert Pfund schwer gewesen war *), zu sich und eilte damit nach Italien zu dem

*) Dieses große und schwere Crucifix war ein schönes Denkmal, welches einst der gottesfürchtige und ehrwürdige Erzbischof Willigis seiner Frömmigkeit in der Kirche zum heiligen Martin gesetzt hatte. Von diesem kostbaren Bild war jetzt nicht einmal die Hälfte mehr übrig. Mehrere Erzbischöfe hatten in schweren Zeiten und wann sie selbst geldbedürftig waren, ganze Stücke davon abnehmen und Goldmünzen daraus prägen lassen. Auch der ermordete Arnold hatte, wahrscheinlich zu seinem italienischen Zug, ein bedeutendes Stück davon in Geld verwandelt; den Rest davon packte nun Herr Rudolph ein und die Absicht, in der er es nahm, beweist schon, wie wenig er des hohen bischöflichen Amtes würdig war. Den Einwohnern in Mainz versprach er, einst Alles redlich und reichlich zu ersetzen.

Kaiser, in der Hoffnung, mit den mitgebrachten Schätzen den Kaiser und dessen Papst Victor für seine Sache zu gewinnen. Vielleicht würde Friederich, mithin auch Victor, Rudolphs Wahl bestätiget haben; aber mit ihm, oder gleich nach ihm, traf auch die Nachricht von der in Erfurt, auf Verwendung des Pfalzgrafen Conrads und des Landgrafen von Thüringen, geschehenen Wahl des Christians von Merseburg ein. Friederich befand sich jetzt in einiger Verlegenheit. Genehmigte er nämlich die Wahl Rudolphs, so mußte er befürchten, den Pfalzgrafen Conrad und den Landgrafen Ludwig zu kränken, die doch jetzt gerade im Begriffe standen, ihre Schaaren ihm nach Italien zuzuführen; bestätigte er aber die Wahl des Letztern, so beleidigte er dadurch Rudolphs Bruder, den Herzog Bertold von Zähringen, an dessen treuer Anhänglichkeit ihm ebenfalls ungemein viel gelegen war. Das beste Mittel schien Friederich, keinen von Beiden anzuerkennen und durch seinen Papst Victor auf der Synode von Lodi die Verwerfung Beider aus kirchlichen Gründen aussprechen zu lassen. Zum Erzbischof ernannte hierauf Friederich den Grafen Conrad aus dem Hause der Wittelsbacher, Bruder des tapfern und kriegerischen Pfalzgrafen Otto, welche Wahl auch sogleich von Friederichs Hofpapste bestätiget ward *).

Aber es blieb bei dem Versprechen, denn Rudolph war in der Folge gar nicht mehr im Stande, sein diesfalls den Mainzern gegebenes Wort zu lösen.

*) Diese Sache hätte jedoch für Friederich sehr bedenkliche Folgen herbeiführen können. Herzog Bertold war, wegen der Zurücksetzung seines Bruders, so sehr gegen den Kaiser aufgebracht, daß er in seinem Herzen wirklich zum Verräther an demselben ward. Als nämlich zwischen Friederich und dem König Ludwig von Frankreich, weil dieser den Victor nicht als Papst anerkennen wollte, eine bedeutende Mißstimmung eingetreten

Vor einem, von dem Kaiser und dem Papste zu gleicher Zeit gewählten Erzbischofe mußten freilich die beiden andern fürstlichen Bewerber zurücktreten. Aber jeder der drei Gewählten, besonders Rudolph, hatten in Mainz ihre Freunde und Anhänger; es entstanden demnach Partheien und Spaltungen, die immer neue, alles Kirchenthum und kirchliche Wesen in dem Erzstift störende Wirrnisse herbeiführten. Diesen ein Ende zu machen und die Mainzer zu züchtigen, war also der Zweck des Kaisers kriegerischen Zuges gegen Mainz.

5. Als die Einwohner der Stadt von der Annäherung des Kaisers und seines Heeres Kunde er-

war, so daß dem Kaiser in Augenblicken seines Unmuths sogar einige drohende Worte gegen Frankreich entfuhren, schrieb Herzog Bertold sogleich an Ludwig, nannte in seinem Briefe den Kaiser einen Feind der Kirche und Verächter der Gesetze und versprach dem Könige, im Falle er von Friederich sollte angegriffen werden, ihm mit allen seinen Vasallen und noch andern gleichdenkenden deutschen Fürsten kräftigen Beistand zu leisten. Wegen der Drohungen des Kaisers möchte er demnach außer allen Sorgen seyn. Am Ende bittet er den König, seinen Bruder Rudolph dem Papst Alexander zu empfehlen, indem derselbe ja auf gesetzmäßigem, canonischem Wege zum Erzbischof sey erwählt worden. Ein sauberer canonischer Weg; zuerst werden Kirchen geplündert und Geistliche geprügelt, dann der Erzbischof ermordet, hierauf, um der verdienten Züchtigung zu entgehen, der erste, beste, durch den man Straflosigkeit zu gewinnen hofft, zum Bischof gewählt, und endlich diesem auch noch gestattet, alle Kirchen zu bestehlen, um mit dem Raube den Kaiser und den Papst von Ehre, Pflicht und Gewissen zu verlocken, und diese wie sich selbst mit dem Laster der gröbsten iSmonie überu nd über zu besudeln. Fürwahr, überall nur Lug und Trug, Falschheit und Verstellung, und an der Spitze dieser Tugenden pöbelhafter Stolz und schmutziger Eigennutz!

hielten, verließen beinahe Alle, theils weil schuldbewußt, theils auch aus bloser Furcht vor der Strenge Friederichs, ihre Stadt und begaben sich auf die Flucht. Die, welche zurückblieben, waren größtentheils aus den ganz niedern Volksklassen, deren schwache Geldkräfte ihnen nicht erlaubten, sich aus ihrer Heimath zu entfernen. Ohne alles Hinderniß zog also der Kaiser in die menschenleere Stadt ein. Alsobald ward eine Versammlung der, den Kaiser begleitenden Fürsten gehalten und in dieser das Schicksal der Stadt und die Art der Bestrafung der Schuldigen ausgesprochen. Beringer, der zuerst sein Schwert mit dem Blute des Erzbischofes gefärbt hatte, so wie Alle, die man schuldig fand, und theils jetzt, theils auch nachher noch ergriff, wurden, wie billig, zum Tode verurtheilt und mit dem Strange hingerichtet. Der Abt des Jacobklosters, der sich ebenfalls einer Theilnahme an der Empörung verdächtig gemacht hatte und nicht vollständig und genügend sich zu rechtfertigen vermochte, verlor seine Würde und ward aus dem deutschen Reiche verbannt. Auch dessen Mönche wurden zur Untersuchung gezogen, und bis diese beendiget seyn würde, in ihrem Kloster eingesperrt gehalten, wodurch sie in solche Angst und in einen solchen Schrecken geriethen, daß sie sich beinahe sämmtlich zum Fenster hinausstürzten, worauf, weil man dieß als ein Bekenntniß ihrer Schuld betrachtete, das Kloster niedergebrannt ward. Mit Zustimmung der anwesenden Fürsten ließ der Kaiser nun auch die Mauern der Stadt niederreissen und die Gräben ausfüllen. Daß aber Friederich auch alle Häuser der Einwohner theils zerstört, theils niedergebrannt, und die völlig entvölkerte Stadt zu einem Wohnort für Wölfe und Füchse, für Diebe und Spitzbuben gemacht, auch die gesammte Einwohnerschaft auf ewige

Zeiten für infam habe erklären lassen: dieß ist Erdichtung eines spätern Chronikschreibers; denn bevor der Kaiser jetzt wieder Mainz verließ, ward Conrad von Wittelsbach auf den erzbischöflichen Stuhl mit allen dabei üblichen Feierlichkeiten erhoben, was doch in einer menschenleeren, nur für Hunde, Wölfe und Füchse bewohnbaren Stadt nicht wohl hätte geschehen mögen. Auch, wie es scheint, hatte Mainz die Gnade und das Wohlwollen des Kaisers nicht auf immer verloren; denn wir werden zu seiner Zeit sehen, daß aus allen Städten Deutschlands Friederich die Stadt Mainz erkohr, um das glänzendste, für ihn schmeichelhafteste Fest darin zu feiern: ein Beweis, daß die Stadt damals schon wieder ihren frühern Umfang, ihren Wohlstand und ehemalige Schönheit muß erhalten haben.

6. Nach diesen Vorgängen in Mainz weilte der Kaiser nicht mehr lange im Vaterlande. Zwar hatte er gleich nach seiner Ankunft im vorigen Jahre in Deutschland seinen Kanzler, den Erzbischof von Cöln, als seinen Stellvertreter nach Italien geschickt, und diesem kaum so viel Zeit gelassen, als nöthig war, die aus Mailand mitgenommenen Leiber der heiligen drei Könige nach Cöln zu bringen, und dort mit geziemender Feierlichkeit in der Cathedrale beisetzen zu lassen. Dem Erzbischof gesellte er auch noch den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach bei, unstreitig zwei Männer, auf die er, sowohl ihrer treuen Anhänglichkeit, als auch ihrer geistigen Superiorität wegen, sich vollkommen verlassen konnte. Aber demungeachtet mußte doch auch seine Gegenwart nicht minder nothwendig dort gewesen seyn, denn er verließ nach einem kaum zehnmonatlichen Aufenthalt auf das neue das deutsche Reich und ging gegen Ende Septembers desselben Jahres 1163 wieder über die Alpen; aber diesmal

ohne Heeresmacht, im stolzen Vertrauen auf seine unter den Italienern, wie er wähnte, fest gegründete, nicht leicht mehr zu erschütternde Herrschermacht.

VII.

Friederich zum dritten Male in Italien. — Zustand des Landes. — Tod des Afterpapstes Victors IV.

1. Mit erwartungsvoller Sehnsucht sahen alle Italiener der Ankunft des Kaisers entgegen. Schmachtend unter dem unerträglichen Druck harter, zum Theil grausamer kaiserlicher Vögte und Beamten, hofften sie mit Zuversicht, daß der Kaiser, wenn er sich wieder in ihrer Mitte befände, ihre gerechten Klagen hören und ihren nur zu gegründeten Beschwerden ein Ende machen werde; sie hofften dieses um so zuversichtlicher, als sie sich überzeugt glaubten, daß dem Kaiser ihre Leiden und ihr Elend, so wie die grausame, willkürliche und aussaugende Verwaltung seiner Beamten gewiß nicht bekannt wären. Dieß Letztere ist zwar möglich, jedoch nicht allzuwahrscheinlich; und man hat Gründe zu vermuthen, daß jenes grausame Unterdrückungs- und Schreckenssystem, das die kaiserlichen Beamten befolgten, wenn es auch in seinem ganzen Umfange und seinem schrecklichen Detail dem Kaiser nicht bekannt war, dennoch im Ganzen genommen dessen Beifall nicht entbehrte. Friederich liebte zwar die Gerechtigkeit, aber ihre Forderungen durften jenen seiner Politik nicht entgegenstehen und wurden in solchem Falle stets der Letztern untergeordnet. Einer wohlhabenden, mit allen Gaben des Himmels reichlich versehenen, zum Theile selbst in jedem Ueberfluß schwelgenden Bürgerschaft ist unstreitig Freiheit das höchste Gut, nach dem sie ringt und dem sie jedes, auch das schwerste Opfer zu bringen bereit seyn wird. Ist sie aber in die tiefste Armuth versunken,

seufzt sie unter unerschwinglichen Lasten und Abgaben, so daß ihr von ihrem Eigenthum gar nichts mehr übrig bleibt, kurz, stehen überall Noth und Elend ihr zur Seite, und noch größere Noth und noch größeres Elend ihr in naher Aussicht gegenüber, dann nimmt auch die täglich sich erneuende, ängstliche Sorge für den thierischen Menschen und dessen Bedürfnisse ausschließend den ganzen Menschen in Anspruch, lähmt alle seine physischen wie geistigen Kräfte, und unterdrückt jeden höhern Aufschwung seines Geistes. Von dieser Ansicht geleitet, mag also, wie es alles Ansehen hat, der Kaiser für jetzt noch bloß in der völligen Verarmung seiner italienischen Unterthanen eine sichere Bürgschaft seiner Herrschaft über dieselben erblickt, und demnach es für eine gebieterische Forderung seiner Politik gehalten haben, gegen die Lombarden, bis eine Reihe von Jahren sie an Dienstbarkeit gewöhnt und diese den italienischen Naturen gleichsam eingezaubert haben würde, mit der größten Strenge und Härte zu verfahren, und sie auf diese Weise in knechtischer Unterwürfigkeit und völlig passivem Gehorsam zu erhalten.

2. Lag dieß wirklich, wie es alles Ansehen hat, in dem Plane des Kaisers, so konnte er zu Ausführung desselben keine tauglichere Werkzeuge finden, als die, welche er selbst, bevor er im vorigen Jahre nach Burgund ging, sich wählte. Unter diesen Instrumenten der Tyrannei zeichnete sich, als vollendeter Menschenquäler, vorzüglich Peter von Cunnin aus. Diesem war, als der Bischof Heinrich von Lüttich mit Erlaubniß des Kaisers Italien verließ, um einmal wieder seine Kirche zu sehen, die Oberaufsicht über die Mailänder wie die Leitung ihrer Angelegenheiten, und zwar mit beinahe unumschränkter Vollmacht übertragen worden. Cunnin war ein

Mann von vielem Verstand und Einsicht, dabei ungemein thätig und gewandt, und aller Zweige der Verwaltung kundig. Aber in allen Fasern seines Herzens wurzelte Verruchtheit, und mit allen Kräften seines wirklich mehr als gewöhnlichen Verstandes suchte er nur zum Verderben der Menschheit gleichsam zu wuchern. Seine Untergebenen, die Mailänder, betrachtete er als Knechte, die unter dem Zorn des Kaisers lägen, den er ihnen recht tief fühlen lassen zu müssen für seine Pflicht und zugleich für das sicherste Mittel hielt, des Kaisers Gunst zu gewinnen *). Unerschöpflich an Mitteln und Vorwänden, die armen Mailänder zu mißhandeln, wußte er unaufhörlich von denselben, obgleich Alle ihr Vermögen verloren, oder nur Weniges aus dem Schiffbruche gerettet hatten, neue Geldbeiträge zu erpressen, sie in den vier Flecken, die man ihnen angewiesen hatte, immer noch mehr zu beschränken. Durch die schweren Abgaben, die jetzt auf ihnen lasteten und die Cunnin immer noch zu vermehren wußte, wurden ihnen beinahe alle Früchte ihrer Arbeit und ihres Schweißes entrissen, so daß von dem ganzen Ertrag ihrer Felder, Gärten und Wiesen nur ein Drittheil ihnen gelassen ward. Dabei zwang sie der Unmensch auch noch zu den härtesten

*) Cunnin erhielt sein Amt nicht unmittelbar von dem Kaiser, sondern auf Empfehlung des edlen, den hartherzigen Mann leider nicht genug kennenden Bischofes Heinrich von Lüttich. Aber er paßte ganz zu den Absichten des Kaisers, über die jedoch Cunnin noch überaus weit hinüberging. Ueberhaupt lag es in dem Geschicke Friederichs, daß das, was man gewöhnlich Zufall nennt, ihm oft Männer zuführte, wie er gerade sie jedesmal sich wünschte und ihrer bedurfte; und vielleicht nie oder nur selten that er dabei einen Mißgriff; denn sein durchdringender Blick entdeckte schon auf dem Aeußeren des Menschen, was in dem Innern desselben lag.

Frohndiensten. Zum Bau der Burgen und festen Thürme *) und mehrerer kaiserlichen Paläste mußten sie die Steine entweder auf Wagen, wenn sie diese hatten, oder wenn es ihnen daran gebrach, auf ihren Schultern herbeischaffen; und was dabei für die so gänzlich unterjochten, so hart gedrückten Mailänder das Empfindlichste seyn mußte, war, daß gerade aus denselben Steinen, die sie jetzt so mühsam und mit so großem Zeitverlust, und zum Schaden ihrer eigenen Haus- und Feldarbeit, herbeischleifen mußten, einst die Mauern, Thürme und Festungswerke ihrer Stadt, die Wohnungen so vieler ihrer Bürger, und die vielen prächtigen, Mailand verherrlichenden öffentlichen Gebäude und Denkmäler waren erbaut gewesen. Wie schmerzhaft, wie verzweifelungsvoll muß nun dadurch die, jeden Tag auf das neue geweckte Erinnerung an ihre ehemalige, nun auf immer ihnen entrissene Freiheit, an ihre sonstige Macht und ihren blühenden Wohlstand für die unglücklichen Mailänder gewesen seyn! Aber bei allem diesem Jammer war ihnen keine laute Klage, kaum ein stummer Seufzer erlaubt, denn auf die mindeste Aeußerung eines, wenn auch noch so gerechten Unwillens ließ Cunnin stets die schärfsten Strafen folgen; ja er soll sogar einmal einige Mailänder auf die ungerechteste Weise habe zum Tode führen lassen.

3. Als der weit mildere Bischof Heinrich von Lüttich, dem das Schicksal der armen Mailänder,

*) Die Schlösser, welche der Kaiser erbauen ließ, waren Zwingburgen, die, in Verbindung mit den festen Thürmen, welche er ebenfalls errichten ließ, nur dazu dienen sollten, das Land in der tiefsten Unterwürfigkeit zu erhalten. Die Italiener wurden demnach gezwungen, die Ketten, in die man sie schlug, selbst zu schmieden.

die früher unter seiner Aufsicht und Fürsorge gestanden waren, auch in der Ferne nicht gleichgültig war, Cunnins unmenschliche, mehr als tyrannische Verwaltung durch das Gerücht erfuhr, bewirkte er zwar dessen Absetzung sogleich bei dem Kaiser, aber der, welcher auf ihn folgte, ein gewisser Friederich, ein Gelehrter, ehemals Vorstand einer öffentlichen Lehranstalt *), blieb hinter seinem Vorgänger auch nicht einen Schritt zurück, und sein schmutziger Geiz und seine unersättliche Gier nach fremdem Gut ließen den armen Mailändern zwischen ihm und seinem Vorfahren auch nicht den mindesten, ihr Elend erleichternden Unterschied bemerken. Aber auch alle übrigen kaiserlichen Vögte und Beamten in Italien waren durchaus von demselben Schlag. Die jedoch ganz besonders in der Geschichte gebrandmarkten Namen sind Heinrich der Schwabe, Marquard von Weinback, der wilde Graf Gozolin und Rudolph, der Aufseher der kaiserlichen Münzstätten. Im Ganzen genommen mag wohl der Unterschied nicht groß gewesen seyn. Alle, welchen Namen und Titel sie führen, und in welcher Stadt sie angestellt seyn mochten, waren von demselben Geist der Raubsucht und der Ungerechtigkeit beseelt. Alle suchten blos ihre Untergebenen zu schinden, so viel Geld als möglich von ihnen zu erpressen, nur durch Furcht und Schrecken sie im Gehorsam zu erhalten, und dann, indem sie die kaiserlichen Kassen füllten, auch ihre eigenen nicht leer zu lassen **). Der Einzige,

*) Die damaligen Geschichtschreiber nennen ihn: Fridericus, clericus, scholarum magister dictus.

**) Selbst ein, dem kaiserlichen Interesse stets treu ergebener Geschichtschreiber, nämlich der biedere Acerbus Morena, klagt darüber, daß alle lombardischen Städte, selbst die, welche zum Kaiser gehalten, nicht ausgenommen, mit ganz ungewöhnlichen Lasten wären über-

der unter den höhern Beamten eine höchst ehrenvolle Ausnahme machte, war der Bischof Hermann von Verden, ein Mann von weit edlerer Art, wahrhaft fromm, daher theilnehmend, gütig, herablassend, und ein Freund der Gerechtigkeit, aber von dem Kaiser blos mit der Rechtspflege und der Entscheidung der unter Privatleuten entstehenden bürgerlichen Streitigkeiten beauftragt, vermochte er zwar bisweilen einzelne Thränen zu trocknen und die Unterdrückten gegen den mächtigern Unterdrücker zu schützen, aber auf das Ganze, auf den bejammernswerthen Zustand Italiens konnte er nicht wirksam seyn. Auch die Ankunft des Erzbischofes Rainald von Cöln brachte nicht die mindeste wünschenswerthe Veränderung hervor. Ueberhaupt war Rainald ein Bischof, dem es nur gar zu sehr an Milde des Herzens gebrach, und der nur dann Güte, Freundlichkeit und Herablassung heuchelte, wenn er irgend einen seiner Zwecke dadurch zu erreichen hoffte. Um die Klagen und den Jammer Italiens bekümmerte er sich also gar nicht. Sein einziges Streben, sein ganzes Dichten und Trachten ging nur dahin, die Sache Victors, des Afterpapstes, mit dessen Interesse das seinige innigst verwebt war, überall aufrecht zu erhalten, wodurch er aber gerade zu dem allgemeinen Elende auch in so ferne noch einen neuen Beitrag lieferte, daß er durch Angeber und geheime Späher nachforschen ließ, welche Bischöfe der geheimen Anhänglichkeit an den Papst Alexander verdächtig wären, diese hierauf absetzte und auf deren bischöfliche Stühle solche erhob, von denen er wußte, daß sie,

häuft gewesen und daß die kaiserlichen Beamten siebenmal mehr gefordert und genommen, als dem Kaiser rechtmäßig, also in Folge der roncalischen Beschlüsse gebührt, und er selbst gefordert hätte.

weil ohne allen bischöflichen Sinn, auch treue Diener des Kaisers, mithin auch des Afterpapstes seyn würden *).

4. Victor lebte seit der Zeit, da der Kaiser aus Burgund nach Deutschland gegangen war, in Cremona, wo er, in Unthätigkeit und Mißachtung versunken, nichts anderes zu thun hatte, als jenen unseligen Stolz und Ehrgeiz zu beweinen, wodurch er, statt das höchste Oberhaupt der Christenheit zu werden, blos ein völlig willenloses, verächtliches Werkzeug einer fremden Macht geworden war. Aber dafür stieg um so mehr das Ansehen des wahren Papstes. Alexander befand sich noch immer in Frankreich und gewann mit jedem Tage an Anerkennung, Ansehen und Würde. Ludwig VII., für den des Kaisers Unredlichkeit nun kein Geheimniß mehr war, bereuete es jetzt, einige Zeit geschwankt zu haben zwischen dem ächten apostolischen Oberhaupte der Kirche und einem Eingedrungenen, den der Kaiser nur deßwegen stützte und zu heben suchte, um durch ihn die Entwürfe seines Ehrgeizes und

*) Erzbischof Rainald hatte in seiner ganzen Natur auch nicht ein einziges wahres priesterliches Element. Das einzige Lobenswerthe an ihm ist seine treue Anhänglichkeit an den Kaiser, wobei nur zu bedauern ist, daß er demselben endlich auch seine Seele verkaufte. Rainald war der heftigste Verfolger Alexanders, die eifrigste Stütze Victors; und als der Feuerbrand, den Friederich in die Kirche Gottes geworfen hatte, von selbst zu erlöschen anfing, war es wieder Rainald, der herbeieilte und denselben auf das neue in Brand setzte, die Spaltung erweiterte, das Schisma verlängerte und zahllose Seelen, die aus Aergerniß, das sie an dem so lange dauernden Schisma nahmen, von dem wahren Glauben abfielen und die abgeschmacktesten Secten bildeten, dem Verderben entgegen führte.

seiner Eroberungssucht zu fördern. Durch jede Art der Ehrerbietung und zuvorkommender Bereitwilligkeit suchte Ludwig nun sein früheres, schwankendes, unentschlossenes Betragen wieder gut zu machen. Heinrich von England, der seit der Toulouser Synode fest zu Alexander gehalten hatte, war jetzt stolz darauf, die Wahrheit bei Zeiten erkannt und nicht länger sich getäuscht zu haben. Da er jetzt gerade sich in seinen französischen Besitzungen aufhielt, und Ludwig nun die nämlichen Gesinnungen mit ihm theilte, so wetteiferten auch gleichsam beide Monarchen mit einander in der Verherrlichung des heiligen Vaters. Die ganze französische Geistlichkeit, der hohe wie niedere Clerus, hatte sich gleich schon im Anfange für den rechtmäßigen Papst erklärt, und Victor, den Papst des Kaisers, verworfen. Als daher Alexander am neunzehnten Mai dieses Jahres 1163, während Friederich sich noch in Deutschland befand, zu Tours eine Kirchenversammlung hielt, hatte er den Trost, nicht weniger als siebzehn Cardinäle, hundert und vier und zwanzig Bischöfe, vier hundert und vierzehn Aebte, und eine große Menge anderer geistlichen und weltlichen Herren um sich versammelt zu sehen. An dem Tage der feierlichen Eröffnung dieses Conciliums gingen die Könige von Frankreich und England dem heiligen Vater entgegen, ergriffen, Ludwig zur Rechten, Heinrich zur Linken, den Zaum des weißen Zelters, auf welchem der heilige Vater saß und führten ihn zu der Kirche. Beim Absteigen vom Pferde hielten beide Könige ihm den Steigbügel, warfen sich hierauf vor ihm nieder und küßten ihm ehrfurchtsvoll die Füße. Dem Beispiele der Könige folgten nun die Cardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte und alle anwesenden weltlichen Fürsten und Herren. Natürlicher Weise mußte diese außerordentliche Feier auch einen

sehr tiefen Eindruck auf das Volk machen, das nun keinen Augenblick mehr im Zweifel war, wer der wahre, sichtbare Statthalter Jesu Christi, der ächte Nachfolger des Apostels Petrus und das geheiligte Oberhaupt der allgemeinen Kirche sey. Als es nun auch bald in Italien kund ward, in welchem Ansehen Papst Alexander in Frankreich stehe, wie aufmerksam und folgsam alle Erzbischöfe und Bischöfe auf seine Worte horchten, und wie sehr er von dem Könige, den Fürsten und der ganzen Nation geliebt und geehrt werde, neigten sich viele Gemüther auf die Seite Alexanders, auch in Rom vermehrte sich bedeutend die Anzahl seiner Anhänger, ja selbst von den Bischöfen, die der Erzbischof Rainald geordnet hatte, fingen mehrere wieder an zu wanken, und nur da, wo man sich vor dem Kaiser fürchten mußte, bekannte man sich zu dem Afterpapste, jedoch blos mit dem Munde, aber nicht mit dem Herzen.

5. So war der Zustand Italiens, als Friederich im Anfang Octobers wieder über die Alpen kam. Am 28. desselben Monates war er in Lodi, wo er einer großen kirchlichen Feierlichkeit beiwohnte *), und hierauf nach Pavia ging. Zwar ließ der Kaiser allgemein bekannt machen: „es wäre seine Absicht und sein Wille, alle Beschwerden vor einem, blos mit Lombarden besetzten Gericht untersuchen und darüber entscheiden zu lassen; wer also zu klagen habe, möge vor demselben erscheinen **).“

*) Es war die Translation der Gebeine des heiligen Bassianus, die nun der Kaiser, dessen Papst Victor, der Patriarch von Aquileja und der Abt von Cluny auf ihren Schultern aus der Kirche von Altlodi in jene von Neulodi trugen.

*) Auch in den Städten, welche dem Kaiser treu geblieben waren, herrschte nicht minder überall Mißmuth und

Durch diese Bekanntmachung wurden in den Städten wie auf dem Lande große Hoffnungen erregt. Aber es dauerte nicht lange, so hatten die Italiener mehr als eine Gelegenheit sich zu überzeugen, daß des Kaisers Grundsätze und Gesinnungen sich gegen sie in nichts geändert hätten. Erstens ward durch das niedergesetzte Gericht keiner bedeutenden Beschwerde abgeholfen. Die Beisitzer waren zwar Lombarden, aber nicht von der edlern Art, bestechlich und leicht einzuschüchtern. Die meisten Beschwerden wurden für ungegründet befunden, oder nicht für bedeutend genug, um vor das Gericht gebracht werden zu können; endlich behielten auch die Rechtfertigungen der Beamten gewöhnlich das Uebergewicht. Dieß machte schon einen bösen Eindruck, der aber bald durch verschiedene andere Vorgänge immer noch mehr verstärkt ward. Auf des Kaisers Befehl ward z. B. Tortona, das sich von seinem schrecklichen Falle einigermaßen erholt hatte und auf das neue wieder aufzublühen anfing, zum zweiten Male zerstört. Das Zerstörungsgeschäft ward den Pavensern übertragen, und diese alten, erbitterten Feinde von Tortona überschritten bei weitem den ihnen ertheilten Auftrag, sie rissen nicht blos die Mauern der Stadt ein, sondern zerstörten auch alle Häuser, plünderten die Einwohner und stießen diese in das Elend hinaus. Friederichs Anhänger und Freunde machten zwar nachher überall bekannt, daß der Kaiser nur das Niederreißen der Mauern, aber nicht die Zerstör-

Unzufriedenheit. Sie glaubten sich nämlich für die Dienste, die sie dem Kaiser geleistet, nicht hinreichend belohnt. Zudem waren ihnen, wie allen Lombarden, die roncalischen Beschlüsse ein brennender Dorn in den Augen, der sie um so mehr schmerzte, da die kaiserlichen Beamten auch bei ihnen über die Leistungen, welche diese Beschlüsse vorschrieben, sehr weit hinausgingen.

ung und Plünderung der Einwohner befohlen habe. Aber demungeachtet bestrafte er die Pavenser nicht wegen dieser so grausamen und frevelhaften Uebertretung seiner Befehle. Er nahm im Gegentheil eine sehr bedeutende Summe Geldes an, die sie ihm als ein Geschenk reichten, aber eben dadurch ihn auch in den Augen aller Verständigen zum Gehülfen und Mitgenossen der Plünderung der unglücklichen Einwohner von Tortona machten. Bald darauf begab sich der Kaiser nach Monza. Der Weg führte ihn durch Vigiantino, welches in der Nähe eines der vier, den Mailändern angewiesenen Flecken lag. Es war Abend, als er sich dem Orte näherte, und es fiel ein starker Regen. Dessenungeachtet gingen die unglücklichen Mailänder, Männer und Frauen, Greise und Kinder ihm entgegen, warfen sich vor ihm auf die Erde und fleheten um Erbarmung und Linderung ihres Elendes. Ernst und schweigend ritt Friederich bei ihnen vorüber. Indessen setzte er doch die hundert Geißeln, die er noch in seiner Gewalt hatte und deren fernerer Unterhalt ihm lästig zu werden anfing, in Freiheit. Dadurch kam ein neuer Strahl von Hoffnung in die Brust der beinahe schon völlig hoffnungslosen Mailänder, besonders als einige Tage darauf der Erzbischof Rainald ihnen sagen ließ: es möchten aus jedem der vier Flecken zwölf Abgeordnete nach Pavia kommen und dort vor ihm und dem Grafen Blandrate erscheinen, indem sie Beide von dem Kaiser mit Regulirung der mailändischen Angelegenheiten wären beauftragt worden. In froher Erwartung, etwas Tröstliches zu hören, eilten die acht und vierzig Abgeordneten nach Pavia und erschienen vor den beiden Bevollmächtigten des Kaisers. Aber wie schmerzhaft wurden sie jetzt nicht überrascht, als das erste Wort, das der harte Erzbischof zu ihnen

sprach, darin bestand, daß er ihnen im gebieterischen Ton erklärte: „sie müßten jetzt unverzüglich dem Kaiser, für die ihnen durch Freilassung der Geißeln erzeigte Gnade, ein freiwilliges Geschenk von acht hundert und achtzig Pfund darbringen.“ Vor Staunen und Schrecken wußten die Abgeordneten nicht gleich Worte zu finden. Endlich brach ihr Schmerz in allgemeines Wehklagen aus; sie suchten ihre Noth und ihr Elend zu schildern, und daß sie außer Stande seyen, eine solche Summe aufzutreiben; „sie hätten,“ sagten sie, „ja alles verloren, nichts wäre ihnen übrig geblieben, als Thränen und stumme Seufzer.“ Barsch fiel hier der Erzbischof ihnen in die Rede: „Wozu solche Phrasen, die kann ich nicht brauchen; ich will Geld haben.“ Bei diesen Worten wandte der harte Mann ihnen den Rücken; und wirklich ward durch Drohungen und mancherlei Quälereien auch dieses Geld noch von den armen Mailändern in der bestimmten Zeitfrist erpreßt. Der Kaiser blieb den Winter über in Pavia. Seiner, wie er wähnte, nun nicht mehr zu erschütternden, unumschränkten Herrschaft über die Lombardei versichert, lebte er in stolzer Sicherheit und wiegte sich sogar schon wieder in neuen, nicht weniger schmeichelhaften Entwürfen künftiger Eroberungen. Auf das neue erwachte nämlich jetzt in ihm wieder der Gedanke eines Krieges gegen den König von Sicilien und der Eroberung des ganzen schönen Unteritaliens. An dem Beistande von Pisa und Genua zweifelte er nicht, hatte auch diesfalls mit beiden Städten schon Unterhandlungen angeknüpft, als ganz unerwartet sich ein Ereigniß ergab, das ihn auf einmal wieder in allen seinen Entwürfen störte und auf einer ganz andern Seite ihm neue, und zwar sehr ernste Beschäftigung gab.

6. Am zwei und zwanzigsten April des Jahres 1164 starb nämlich zu Lucca, wahrscheinlich aus Kummer und Schwermuth, der, bisher Pabst Victor genannte unglückliche Octavian. Bei seinem Tode entstand eine allgemeine Aufregung unter den Einwohnern von Lucca; sie gestatteten durchaus nicht, daß die Leiche in der Hauptkirche aufgenommen würde; sie mußte in einem, außerhalb der Stadt gelegenen Kloster beigesetzt werden *). Als die Nachricht von diesem Todesfall in Pavia ankam, lag Friederich an einem Fieber krank darnieder, auch seine hochschwangere Gemahlin, die ihn nach Italien begleitet hatte, fand sich unwohl. Auf beide machte Victors Tod tiefen Eindruck, besonders auf die fromme Beatrix, die in ihrer schuldlosen Unwissenheit Victor für das rechtmäßige Oberhaupt der Kirche gehalten hatte. Offenbar hätte es keiner großen Ueberlegung von Seiten Friederichs erfordert, um einzusehen, daß er diese Gelegenheit ergreifen

*) Die Nachricht von dem Tode Victors erzeugte in der ganzen christlichen Welt, so weit sie sich verbreiten konnte, die freudigsten Hoffnungen. Ueberall glaubte man sich überzeugt, daß mit diesem Tode auch das ärgerliche Schisma ein Ende haben, und die so sehr ersehnte Einheit der Kirche wieder hergestellt werden würde. Der Einzige, der sich darüber nicht freuete, war der Papst Alexander, der sich noch immer zu Sens in Frankreich aufhielt. Er ward heftig erschüttert und beweinte aufrichtig den Tod eines Gegners, der zwar jetzt plötzlich zum Besten der Kirche von der Welt wäre abgerufen worden, den er aber während seines Lebens nie gehaßt, sondern stets nur herzlich bedauert habe. Seinen Cardinälen, wie allen seinen Umgebungen verbot daher der Papst sehr nachdrücklich jeden Ausbruch, da jede Aeußerung von Freude oder Wohlgefallen über dieses an sich höchst traurige, jedoch zu sehr ernsten Betrachtungen über die Wege Gottes führende Ereigniß.

müsse, um mit dem Papste sich auszusöhnen und der Kirche den schon so lange entbehrten Frieden wieder zu geben. Die ganze christliche Welt wünschte und hoffte es mit Zuversicht. Durch eine kleine Nachgiebigkeit hätte Friederich den Dank, die Liebe und das Lob aller christlichen Völker gewinnen können, und gewiß dadurch auch seine weltlichen Entwürfe nicht wenig gefördert. Diesen heilsamen Rath gab ihm auch der Erzbischof von Mainz, der sich unter den wenigen Fürsten befand, die den Kaiser diesmal nach Italien begleitet hatten. „Durch den Tod Victors," sagte der Erzbischof, „habe Gott ihn, den Kaiser, aus einer großen Gefahr gerettet; er möge daher ja nicht aus Uebereilung sich wieder in eine neue, ähnliche Gefahr stürzen." Dem Kaiser leuchtete diese Wahrheit ein und er schien auch schon entschlossen, dem Rathe des Erzbischofes zu folgen, denn er schickte auf der Stelle Eilboten an seinen Kanzler, den Erzbischof Rainald, und ließ ihm sagen: in dieser so wichtigen Sache keinen übereilten Schritt, überhaupt nichts ohne sein Wissen zu thun. Leider kamen die Boten des Kaisers zu spät. Alles war schon geschehen. Als Victor starb, hatte er nur zwei Cardinäle an seiner Seite, den Johannes von Santo Marino und den Cardinalbischof Guido von Crema. Diese Beiden beriefen sogleich alle Bischöfe, von welchen sie wußten, daß sie Victors Anhänger gewesen, nach Lucca, um der Beerdigung des Verstorbenen beizuwohnen. Dieser Einladung folgten jedoch nur wenige, aber unter diesen der Erzbischof Rainald von Cöln und der Bischof Heinrich von Lüttich. Die anwesenden Bischöfe, so gering auch ihre Anzahl war, beschlossen ohne allen Verzug an Victors Stelle einen neuen Papst zu erwählen, und schon am zweiten Tage nach Octavians Tod wählten sie den Cardinalbischof von Crema zum

Oberhaupte der Kirche. Guido nahm die ihm angetragene Würde sogleich an; vor ihm hatte man sie dem Bischofe Heinrich von Lüttich angetragen, dieser jedoch sie von sich abgelehnt, aber das Lobenswerthe, das in dieser Handlung lag, auch sogleich dadurch wieder verdorben, daß er dem Neugewählten die päpstliche Weihe ertheilte. Noch verderblicher als vorher erhob sich also jetzt wieder das Schisma gleich dem Phönix aus seiner eigenen Asche. Auch für den Kaiser war die Gefahr noch weit größer als vorher. Das bisherige Vertrauen der Völker zu ihm mußte nothwendig größtentheils verloren gehen, und der unselige, nun nur noch verwickeltere Kampf, den er auf das neue gegen die Kirche begann, und die jetzt mit ihrer ganzen furchtbaren, geistigen Macht ihm entgegen zu treten gezwungen war, konnte nicht anders als auch auf alle seine weltlichen Angelegenheiten und Entwürfe eine, für ihn höchst verderbliche Wirkung hervorbringen. Wirklich war auch Friederich mit dem Vorgang in Lucca nichts weniger als zufrieden, gab auch seine Unzufriedenheit dem Erzbischof Rainald deutlich zu erkennen *); dieser gewann ihn aber bald wieder für sich und seinen Papst, indem er ihm vorstellte, daß er, ohne seine eigene Würde zu verletzen, und ohne von der Höhe, auf welche die Hand der Vorsehung ihn gestellt, viele Stufen herabzusteigen, unmöglich jetzt eine andere Bahn betreten dürfte, indem er ja durch eine Aussöhnung mit Alexander, seinem bisherigen Vorfahren, vor den Augen der ganzen Welt den Stempel der Verdammung aufdrücken würde. Auf einen Monarchen wie Friederich, so eifersüchtig

*) Auf dem Reichstage in Würzburg machte nachher der Kaiser, wie wir gleich sehen werden, seinem Kanzler, dem Rainald, noch sehr bittere Vorwürfe darüber.

auf seine Würde, seine Macht und seinen Ruhm konnten Vorstellungen dieser Art ihren Zweck nicht verfehlen. Zudem bestimmten auch noch andere Aussichten den Kaiser zur Bestätigung der Wahl Paschals III. Zwar wußte Friederich sehr wohl, daß er seinen neuen Papst keinem der übrigen christlichen Völker aufdringen würde; aber er zweifelte auch nicht daran, wenigstens in den unter seiner Herrschaft stehenden Reichen, in Deutschland, Burgund und Italien, die Anerkennung Paschals durchzusetzen, wobei er sich zugleich mit der Gewißheit schmeichelte, daß er, weil der jedesmaligen Beistimmung eines, gänzlich von ihm abhängenden Papstes vollkommen versichert, nun auch in Deutschland wie in Italien die höchste geistliche Gewalt, mit der höchsten weltlichen vereint, ausschließlich in seiner Hand liegen würde. Aber auch darin täuschte sich Friederich. Die schnelle und geheime Wahl Paschals, die Hastigkeit, mit der dieselbe war betrieben worden, die ungesetzliche Weise seiner Weihe *), kurz, das völlig Uncanonische des ganzen Hergangs erzeugte überall, wohin die Kunde davon kam, nichts als ängstliche Besorgniß, Mißmuth und Unwillen gegen den Kaiser. Aber die Anzahl der Anhänger Alexanders ward dadurch ungemein vermehrt. Geistlichen wie Laien gingen jetzt die Augen auf, und selbst Bischöfe, die bisher zu den eifrigsten Anhängern Victors gehört hatten, besannen sich eines Bessern, hielten sich, obgleich noch in Geheim, zu Alexander, erwarteten aber mit desto größerer Sehnsucht den Augenblick, wo es ihnen ihre Ueberzeugung laut auszusprechen erlaubt seyn würde **).

*) Paschal war nämlich blos von dem einzigen Bischof Heinrich geweihet worden.

**) Wirklich war auch Paschals Wahl ein schamloser und

7. Die neuen kirchlichen Wirrnisse blieben nicht ohne Wirkung auf die Gesinnungen und das Betragen der Lombarden. Mehrere lombardische Städte, besonders da sie sahen, daß sie doch von dem Kaiser keine Abhülfe ihrer Beschwerden zu erwarten hätten, eilten nun ungescheut und furchtlos zur Selbsthülfe. Die Mailänder ermordeten Roland de Rubeis, einen der vornehmsten Beamten des Kaisers, bei dem er auch in ganz besonderer Gunst stand, während der Mittagsruhe. Botz, kaiserlicher Statthalter von Bologna, ward von den Bürgern erschlagen und seine Leiche zu dem Fenster hinaus auf die Straße geworfen. Der Statthalter von Padua, Graf Paganus, raubte Speronella, die Gattin von Giacobino da Carrara, worüber die Bürger so in Zorn geriethen, daß sie sich der Person dieses saubern Statthalters bemächtigten, ihn einige Zeit gefangen hielten und dann zur Stadt hinausjagten. Arnold Barbavera, kaiserlicher Befehlshaber von Piacenza, sich ebenfalls mancher grober Schuld bewußt, daher eine ähnliche Behandlung fürchtend, wollte diese nicht abwarten, verließ daher von selbst seinen Posten, machte sich heimlich bei Nacht und Nebel aus der Stadt, bestahl aber vorher noch die Kirche des heiligen Antonius, bemächtigte sich des großen, darin aufbewahrten Schatzes und ging damit nach Deutschland. Weit wichtiger aber war es, daß noch in demselben Jahre 1164 die Städte Verona,

---

daher für die ganze Christenheit höchst ärgerlicher Spott, den man mit der höchsten Würde der Kirche Gottes getrieben hatte; auch blieb, wie ein neuer kirchlicher Schriftsteller (Döllinger in seinem Lehrbuch der Kirchengeschichte) sich ausdrückt, dem Gegenpapste als Obedienz nur noch ein Bodensatz völlig verweltlichter Menschen übrig, die keine andere Autorität als des Kaisers Glück und Macht anerkannten.

Padua, Vicenza und Treviso ein förmliches Bündniß schlossen, trotz den ihnen ohnehin so verhaßten roncalischen Beschlüssen, in Zukunft nicht mehr zu zahlen und zu leisten, als was sie auch unter den vorigen Kaisern gezahlt oder geleistet hätten. Dieser Bund enthielt den Keim einer künftigen, noch weit größern Verbreitung, und viele andere Städte würden ihm jetzt schon beigetreten seyn, hätte nicht Furcht sie noch davon abgehalten. Dem Kaiser konnte das Gefährliche und Weitaussehende eines solchen Bündnisses nicht entgehen. Er sah die Nothwendigkeit ein, den Bund, gleich bei seiner Entstehung, und bevor er noch einen festern innern Halt in sich gefunden hätte, unverzüglich wieder aufzulösen. Da es ihm aber jetzt an Heeresmacht gebrach, so sah er sich, obgleich seine ganze Natur sich dagegen sträubte, zu Unterhandlungen sogar mit Leuten gezwungen, die seiner Ansicht nach nichts als Empörer waren. Er schickte also aus einigen, ihm noch befreundeten Städten Abgeordnete nach Verona, um durch gütliche Vorstellungen die Einwohner und deren Verbündeten von ihrer Thorheit zurückzubringen, und im Namen des Kaisers vollkommene Gerechtigkeit zu versprechen, im Falle sie gegen seine Beamten gegründete Klagen vorzubringen hätten. Aber die Veroneser kannten den Werth solcher Versprechungen. Sie begehrten sichere Bürgschaft für die Zukunft; da aber der Kaiser zuerst und vor allem eine unbedingte Unterwerfung verlangte, so zerschlugen sich auch wieder die angeknüpften Unterhandlungen. Friederich beschloß nun den ihm trotzenden Bürgern von Verona seine Waffen zu zeigen. Aus den Städten Lodi, Cremona, Pavia, Novarra zog er also so viele kriegerische Mannschaft, als er konnte, zusammen und rückte damit gegen Verona. Da sich ihm auf seinem Marsche dahin kein Feind entgegensetzte,

so konnte er auch einen Theil des Gebietes von Verona, sobald er es erreicht hatte, ungestört verwüsten. Als er aber näher an die Stadt kam, erblickte er auf einmal zu seinem größten Erstaunen ein zahlreiches, wohlgerüstetes, feindliches Heer zu Pferd und zu Fuß ihm gegenüber. Der Kaiser hatte keine Deutschen mehr um sich, die wenigen Fürsten, und unter diesen der Erzbischof Conrad von Mainz, waren schon wieder über die Alpen zurückgekehrt. Den aus den verschiedenen Städten gesammelten Söldnern, die ohnehin mehr ihren Landesleuten als ihm anhingen, durfte er nicht trauen. Sehr weislich vermied er also ein entscheidendes Treffen und zog sich mit seinen unzuverlässigen Schaaren in aller Eile zurück. Aber gerade durch diesen mißlungenen Versuch sank Friederichs Ansehen nur noch mehr. Auch Venedig trat jetzt auf, erklärte sich, weil wahrscheinlich von dem griechischen Kaiser dazu aufgereizt, für Alexander, erkannte ihn als den einzigen rechtmäßigen Papst, und trat hierauf dem Bunde der vier lombardischen Städte bei, mit dem Versprechen, sie mit Geld und hinreichender Kriegesmacht zu unterstützen. Der Kaiser sah jetzt wohl ein, daß, wenn er dem Abfalle auch der übrigen Städte zuvorkommen wollte, er durchaus eines neuen deutschen Heeres bedürfte. Jedoch überzeugt, daß er dieses nur durch seine Gegenwart in Deutschland würde zusammenbringen können, befestigte er vorher nur noch verschiedene Schlösser, vertheilte darin sehr geschickt die ihm noch treue Mannschaft, ernannte auch zuverlässige Befehlshaber und obrigkeitliche Personen und kehrte dann in dem Herbste desselben Jahres 1164 mit dem festen Entschluß, mit Heeresmacht bald wiederzukommen, über die Alpen zurück. Aber bis an Italiens Grenze begleitete ihn sowohl der jubelnde Spott der Verbündeten, wie die geheime

Schadenfreude der, dem Scheine nach ihm noch ergebenen lombardischen Städte.

VIII.

Wirrnisse in Deutschland. — Reichstag in Würzburg. — Vierte Heerfahrt nach Italien. — Friederich in Rom. — Schreckliches Schicksal der Deutschen in ihrem Lager vor Rom. — Friederichs Flucht aus Italien nach Deutschland.

1. Als Friederich Italien verließ, hoffte er mit Zuversicht, schon vor dem Frühling des folgenden Jahres, und zwar nicht allein, sondern von einem zahlreichen Heere begleitet, wieder zurückzukommen. Als er aber jetzt im October des gegenwärtigen Jahres wieder in Deutschland angekommen war, ward er sogleich überzeugt, daß seine Hoffnung noch nicht sobald, wie er geglaubt, in Erfüllung gehen würde. Deutschland war mit wilden Fehden, Streitigkeiten, großen und kleinen Raufereien wie überfüllt. Beinahe in keinem Theile desselben, weder in Sachsen, Westphalen und in den Niederlanden, noch am Ober- und Niederrhein, fehlte es an blutigen Auftritten. Eine neue Empörung der Slaven hatte ganz Sachsen erregt, und noch war der Herzog Heinrich der Löwe in dem Kampfe mit dem tapfern und von dem kühnen, entschlossenen und kriegskundigen Pribislav, des verstorben obotritischen Königes Niklots zweiten Sohne, angeführten slavischen Volkes begriffen *). Die Bischöfe von Münster, Minden

*) Nach einer, von einem seiner Feldherren gegen die Slaven verlornen Schlacht gelang es zwar Heinrich dem Löwen, sie auf das neue wieder völlig zu unterwerfen. Da er aber voraussah, daß der kriegerische und tapfere Pribislav, so lange er noch ein Schwert und ein Schild habe, nie ruhig bleiben werde, fiel er auf den klugen Gedanken, denselben für sich zu gewinnen. Er bot also dem Fürsten das ganze Land seines

und Paderbron hatten den Grafen Heinrich von Arensberg mit Krieg überzogen, weil er seinen Bruder in widerrechtlicher Haft hatte umkommen lassen. Der Pfalzgraf Conrad bei Rhein, Landgraf Ludwig der Eiserne von Thüringen und Herzog Friederich von Schwaben hatten sich zu einem Raubzug in das Erzstift Cöln verbunden. Aber der Erzbischof Rainald von Cöln hatte schon, als er noch in Italien war, das Vorhaben der drei verbündeten Fürsten erfahren und auch aus der Ferne solche treffliche Gegenanstalten getroffen, daß, wie versichert wird, ein Heer von hundert tausend Mann, zu Fuß und zu Pferd, zur Vertheidigung des Landes bereit standen, und Conrad und seine Gefährten zum Rückzug genöthiget wurden. Der Bischof Gottfried von Utrecht behauptete, daß die Vogtei Gröningen, die der vorige Bischof seinem Bruder als ein Lehen gegeben hatte, der aber ohne männliche Erben und nur mit Hinterlassung einer Tochter gestorben war, nun als ein eröffnetes Lehen wieder an das Bisthum zurückfallen müsse. Aber Graf Gottschalk, Gemahl der hinterlassenen Tochter, und von dem Grafen von Geldern und den Gröninger Bürgern unterstützt, wollte die Vogtei nicht herausgeben, worauf beide Theile zu den Waffen griffen. Noch wichtiger und verheerender war die indessen zwischen dem Pfalzgrafen Hugo von Tübingen und dem Herzoge Welf ausgebrochene Fehde. Der Pfalzgraf hatte die Raubburg Moringen zer-

Vaters als Lehen an, jedoch unter der Bedingung, daß er sich taufen lasse. Pribislav nahm das Anerbieten dankbar an, ward ein Christ, leistete dem Herzoge den Eid der Treue, blieb auch, dieses Eides stets eingedenk, sein ganzes Leben über dem Herzoge mit unverbrüchlicher Treue ergeben, und so ward nun auch an der Nordgrenze Deutschlands wieder Ruhe.

stört, mehrere der ritterlichen Räuber zu seinen Gefangenen gemacht und von diesen alle, die seine eigenen Mannen waren, entwischen, die übrigen aber, welche Mannen des Herzogs Welf waren, an Galgen aufhängen lassen. Der alte Herzog Welf forderte deßfalls Genugthuung. Der Pfalzgraf verweigerte dieselbe. Welf, der wohl vermuthen konnte, daß der Pfalzgraf auf die Unterstützung mächtiger Freunde rechne, er selbst jedoch, weil schon in Jahren weit vorgerückt und auch durch sein Behagen an sinnlichen Genüssen zurückgehalten, keine Lust hatte, einen neuen harten Kampf einzugehen, aber auch die, seinem Hause angethane Schmach nicht ungerächt hingehen zu lassen, schrieb sogleich an seinen Sohn nach Italien und rief ihn zu sich zurück. Der junge Welf eilte, den Wunsch seines Vaters zu erfüllen, und sobald er in Deutschland angekommen war, forderte er sogleich sehr bestimmt und nicht ohne Drohungen von dem Pfalzgrafen die ihm gebührende Genugthuung, und als Hugo die Forderung zurückwies, brach sogleich zwischen Beiden eine blutige und, wegen der vielen Verbündeten, die jeder Theil hatte, auch eine sich weit ausbreitende Fehde aus. Der junge Welf rief alle Verwandten und Freunde seines Hauses zu seiner Hülfe auf. Zu ihm stellten sich jetzt die Bischöfe von Augsburg, Speier und Worms, ferner der Herzog Bertold von Zähringen, die Markgrafen Bertold von Vohburg und Hermann von Baden, die Grafen Albert von Habsburg und Heinrich von Feringen, und endlich auch Conrad, der Schirmvogt der Kirche von Constanz, und alle zusammen brachten schnell ein Heer von beinahe sechs tausend Mann, größtentheils aus Reiterei bestehend, zusammen. Aber auch der Pfalzgraf war nicht ohne Bundesgenossen. Der mächtigste davon war unstreitig der Herzog Friederich von Schwaben, der mit

allen seinen Vasallen und Allen, die er zusammenbringen konnte, herbeieilte, und unter denen vorzüglich die Grafen aus dem Hause Zollern durch Eifer und Rüstung sich auszeichneten. Aber so zahlreich und mächtig auch ihre Gegner waren, verloren doch weder der Pfalzgraf noch der Herzog den Muth; nur beschlossen sie, in der wohl befestigten Burg Tübingen die Ankunft der Feinde zu erwarten. Des Abends am fünften September, also nur wenige Wochen vor der Ankunft des Kaisers, langte Welf der Sohn mit seinen Verbündeten im Angesichte der Burg an, jedoch von derselben durch den Neckar getrennt. Der folgende Tag war ein Sonntag. Mehrere der verständigsten Männer, besonders der geistlichen Herren auf beiden Seiten, gingen mit dem Gedanken um, diesen Tag des Herrn zu Unterhandlungen zu benutzen, die vielleicht eine Ausgleichung des Streites herbeiführen könnten. Aber gleich am Morgen sprengten einige verwegene junge Ritter aus dem welfischen Lager hervor und näherten sich, höhnend und ihre Gegner zum Kampfe auffordernd, der Burg. Sogleich öffneten sich die Thore derselben und von den Leuten des Pfalzgrafen kamen nun auch mehrere zum Kampfe heraus. Aber der Lärm, der jetzt entstand, erregte bald die Aufmerksamkeit im Lager wie in der Burg, und wie ein Theil sah, daß die Seinigen im Gedränge wären, schickte er ihnen wieder Andere zu Hülfe, und so kam es endlich zu einem allgemeinen, furchtbar verworrenen Kampfe. Aber das Terrain war dem Pfalzgrafen weit günstiger als seinen Feinden. Diese mußten erst durch den Fluß setzen, wurden dadurch sehr aufgehalten, konnten nur in einzelnen Haufen ankommen, sich auch nicht, wenn sie das Ufer erreicht hatten, weil von dem Feinde sogleich heftig angegriffen, gehörig reihen und in Schlachtordnung

stellen. Die Folge davon war eine völlige Niederlage des welfischen Heeres. Mehr als neun hundert Mann wurden zu Gefangenen gemacht, und da das geschlagene Heer von den Siegern sehr lebhaft verfolgt ward, so zerstreuete es sich endlich so gänzlich, daß selbst Herzog Welf nur mit drei Begleitern auf seiner Burg Achalm ankam.

2. Friederich, der als angehender Regent gleich in den ersten Jahren seiner Regierung den Bruch des Landfriedens, und zwar an einem der mächtigern Herren Deutschlands, schon mit Hundetragen bestraft hatte, konnte unmöglich zusehen, daß all dieser blutige Frevel und Muthwillen unter seinen Augen fortdauere; aber so gebietend und eingreifend wie in frühern Zeiten durfte er jetzt nicht mehr verfahren; er mußte zum Theil auch den Weg der Vermittelung einschlagen. Indessen war sein Ansehen doch immer noch so groß, daß auf sein gebietendes oder vermitteld-ausgleichendes Wort jeder Theil sogleich die Waffen niederlegte, die Bedingungen, die er vorschrieb, annahm und so Ruhe und Frieden wieder in alle Gauen Deutschlands zurückkehrten. Der strafbare Graf von Arensberg mußte seine Herrschaften von dem Erzstifte Cöln zu Lehen nehmen. Pfalzgraf Hugo mußte sich vergleichen und die in der Schlacht bei Tübingen gemachten Gefangenen ohne Lösegeld zurückgeben. Gottschalk blieb zwar im Besitze der Vogtei Gröningen, mußte aber vorher dreihundert Pfund Silbers an den Bischof von Utrecht zahlen, und als der Erzbischof Rainald von Cöln, auf dem Reichstage zu Bamberg, auftrat, um Klage zu führen gegen Pfalzgraf Conrad bei Rhein, den Bruder des Kaisers, und die mit ihm verbündeten Fürsten, wegen ihres feindlichen Einfalles in das Erzstift Cöln, sagte ihm Friederich

einige ziemlich beißende Worte, die dem Erzbischofe sogleich den Mund schlossen und von allem ferneren Begehren einer Genugthuung zurückhielten: „Es ist," bemerkte der Kaiser, „die erste Pflicht meines Bruders und meines Kanzlers, mit gutem Beispiel Allen voranzugehen und Friede zu halten." Indessen war der Friede doch nicht von langer Dauer. Im folgenden Jahre ward er abermals durch den Pfalzgrafen Hugo von Tübingen gestört. Zwischen ihm und dem Herzog Welf brach eine neue blutige Fehde aus. Aber dießmal stellten sich nicht Hugo's ehemalige Bundesgenossen, weder Friederich von Schwaben noch die Grafen von Zollern, auf seine Seite. Von diesen verlassen und doch einem weit mächtigern Feinde gegenüber, rief er die Böhmen zu Hülfe. Diese kamen sogleich herbei, aber auf ihrem Marsche Alles raubend und verwüstend von der böhmischen Grenze an bis an jene von Schwaben. Diesem schrecklichen Unfuge ein Ende zu machen, eilte Friederich herbei, worauf die Böhmen, ohne gefochten zu haben, wieder nach Hause zogen. Aber Herzog Welf hatte indessen den Pfalzgrafen in mehreren Gefechten geschlagen und hierauf verschiedene seiner festen Schlösser erstürmt. Hugo war also jetzt sehr im Gedränge und mußte sich unterwerfen, und da es dem Kaiser nicht sowohl darum zu thun war, zu untersuchen, auf welcher Seite das Recht oder Unrecht wäre, als blos das unselige Fehdewesen für die Zukunft zu unterdrücken, Friederich auch das mächtige welfische Haus schonen zu müssen glaubte, so verurtheilte er den Pfalzgrafen, sich zu dreienmalen vor dem Herzoge Welf auf ein Knie niederzulassen, um Verzeihung zu bitten, und hierauf sich ihm zum Gefangenen zu übergeben. Sehr großmüthig handelte jedoch jetzt der junge Welf keineswegs, wahrscheinlich war in ihm,

dem Welfen, der alte Groll gegen die Waiblinger eben so wenig als in Friederich von Schwaben, dem Waiblinger, der Groll gegen die Welfen völlig erloschen. Der junge Herzog ließ daher den Hugo in Fesseln legen und auf das Schloß Neuburg in Verhaft bringen. Beinahe anderthalb Jahre blieb nun der Pfalzgraf ein Gefangener auf dem Schlosse Neuburg, würde es auch allem Ansehen nach noch weit länger geblieben seyn, wenn nicht der im Jahre 1167 erfolgte Tod des Herzogs ihm wieder seine Freiheit gegeben hätte *).

3. Aber nichts lag dem Kaiser so sehr am Herzen als die Sache seines neuen Papstes Paschal, zwar nicht aus besonderer Neigung zu diesem verirrten unglücklichen Manne, sondern weil sein eigenes Interesse es ihm so zu gebieten schien. Friederich glaubte sich nämlich überzeugt, daß, um ruhig und unumschränkt über Italien gebieten zu können, er vor allem erst wahrhaft Herr von Rom seyn müsse, damit der alsdann von ihm völlig abhängige römische Stuhl gezwungen sey, mit seiner ganzen geistigen Macht alle Entwürfe Friederichs zu unterstützen und dessen Herrschaft dauerhaft in dem Lande zu befestigen. Auf die allgemeine Anerkennung Paschals in Deutschland legte der Kaiser einen ungemeinen Werth; denn da es ihm nicht unbekannt war, daß der zwischen dem Papste Alexander und dem König

*) Was diese Härte des Herzogs Welf allenfalls entschuldigen könnte, ist, daß, da er behauptete: Hugo selbst sey sein Lehnsmann, dieser aber dieses Abhängigkeitsverhältniß nicht anerkennen wollte, er nun seine lehnsherrliche Oberhoheit dadurch factisch darthun wollte, daß er den Pfalzgrafen jetzt gerade so behandelte, wie jeder Lehnsherr einen, der Felonie schuldigen Vasallen zu behandeln das volle Recht hatte.

Heinrich von England ausgebrochene Streit immer heftiger zu werden anfing, indem der König schon alle Verbindung mit dem römischen Stuhle abgebrochen hatte, so hoffte er mit Zuversicht, daß, wenn Paschal von der ganzen deutschen Kirche als Papst anerkannt seyn würde, auch der, ohnehin gegen Alexander erbitterte Heinrich denselben anerkennen, und er, der Kaiser, alsdann in Verbindung mit Heinrich, zu dessen Besitzungen beinahe die Hälfte von Frankreich gehörte, um so leichter auch Ludwig VII. selbst durch gewaltsame Mittel zu ähnlicher Anerkennung zu zwingen im Stande seyn würde. Auf das Pfingstfest des Jahres 1165 schrieb daher der Kaiser einen allgemeinen, von allen geistlichen und weltlichen Herren zu besuchenden Reichstag nach Würzburg aus. Eine Menge Fürsten und mehr als vierzig Bischöfe fanden sich ein, auch zwei Gesandten des Königes von England erschienen auf demselben. Der Gedanke, daß er mit allem seinem bisherigen Streben und Abmühen, mit allen seinen Ränken und allen Künsten seiner Arglist nichts gegen den Papst Alexander vermochte, dessen Ansehen im Gegentheil überall zugenommen, auch dessen Anhang in allen christlichen Ländern gleichsam mit jedem Tage sich bisher vermehrt hätte; dieser, den Stolz Friederichs so sehr kränkende, und bei dieser Gelegenheit wieder recht lebendig werdende Gedanke wirkte jetzt, wie es scheint, so peinlich auf ihn, daß er, der Kaiser, in dieser zahlreichen Fürstenversammlung mit einer von ihm gar nicht zu erwartenden, völlig würdelosen, ganz gemeinen leidenschaftlichen Heftigkeit gegen Alexander auftrat. Seine Rede an die erlauchte Versammlung enthielt eine ganze Reihe notorischer, schamloser Lügen*). „Er habe," sagte

*) Jedes Wort, wodurch man vorsätzlich, um irgend

er, „in Pavia, Lodi, Mailand, Launes ꝛc. alles Mögliche gethan, um die Ansprüche Rolands und Octavians auf die päpstliche Würde unpartheiisch prüfen und entscheiden zu lassen; und jeder, der nicht aus Gleichgültigkeit oder Nachlässigkeit*)

einen Zweck zu erreichen, die Wahrheit verdüstert, verfinstert, sie entstellt oder völlig entfernt, ist eine Lüge, die nicht vom Guten, sondern von Dem kommt, der, wie Christus sagt, nicht in der Wahrheit bestanden ist. Keine Lüge, werde sie auch bisweilen von einer falschen Politik geboten, oder auch von der sogenannten Convenienz der großen Welt gefordert, kann gerechtfertiget werden; sie ist und bleibt immer eine frevelhafte Entweihung des größten und schönsten Segens, womit eine allgütige schaffende Allmacht den Menschen beglückt hat, nämlich der Sprache, dieser freundlichen Vermittlerin alles geselligen Verkehrs, das jedoch, wenn es wohlthätig und beglückend seyn soll, durchaus auf Treue und Glauben beruhen muß, die aber gerade durch die Lüge aus allen Beziehungen desselben verbannt werden. Sehr irren möchten sich also wohl jene Casuisten, die zwischen Lügen so fein zu distinguiren wissen und die sogenannten Noth-, Entschuldigungs- und besonders die Convenienzlügen nur für kleine, wenig strafbare, läßliche Sünden halten. Aber gerade mit diesen fängt gewöhnlich die, entweder ganz unverständige oder noch leichtsinnige Jugend an, findet aber, so wie ihre Verhältnisse sich vervielfältigen und vermannichfaltigen, auch immer öfters und häufiger eine solche Entschuldigungs-, Convenienz- oder Nothlüge für nothwendig, daher auch für erlaubt, und dann geht dieß so fort, bis endlich der ganze innere und äußere Mensch, in Sprache, Mienen und Gebärden, so wie in seiner ganzen Vorstellungs- und Gedankenweise eine lebendige, fortlaufende Lüge wird. — — Fürwahr das Bild eines höchst fein gebildeten, vollkommen vollendeten Weltmannes von den einnehmendsten, gefälligsten Manieren!

*) Auf diese Weise werden sämmtliche französische, englische, dänische und selbst die bei weitem größere Mehrzahl der deutschen Bischöfe der Nachläßigkeit oder Gleichgültigkeit beschuldiget; denn bekanntlich waren

ausgeblieben, wäre von dem Rechte des Papstes Victor überzeugt worden. Nach dem Tode desselben habe man Paschal, in Gegenwart aller Bischöfe von Tuscien und der ganzen Lombardei *), des Präfecten von Rom und einer Menge Edeln auf gesetzlichem, canonischem Wege gewählt. Auch England habe sich für denselben erklärt **), und nur Frankreich beharre im Irrthum ***). Aber einstimmige und feste Beschlüsse würden das schon so sehr gesunkene und immer noch mehr sinkende Ansehen †) des Rolands, dieses Eingedrungenen, völlig vernichten, und diese Beschlüsse nach reifer Ueberlegung zu fassen sey der Zweck des gegenwärtigen Reichstages." Natürlich ward jetzt, nach-

auf den Concilien von Pavia, Lodi rc. nur lombardische, unter Friederichs Herrschaft stehende Bischöfe gegenwärtig, zu welchen auch aus Deutschland die Furcht vor dem Kaiser noch einige deutsche Bischöfe hinzugetrieben hatte.

*) Abermals eine Versicherung, die vor der Wahrheit nicht bestehen mag, indem wir wissen, daß nicht einmal so viele Bischöfe beisammen waren, daß Paschal die Weihe gesetzmäßig, das heißt von drei Bischöfen erhalten konnte, daher nur von einem Einzigen geweiht ward.

**) Wie es scheint, muß Friederich auf den roncalischen Feldern auch ein neues canonisches Recht haben verfertigen lassen.

***) Eine Behauptung, wovon wir das Gegentheil, das noch überdieß auf eine ganz besonders auffallende, beinahe tumultuarische Weise sich kund gab, sogleich hören werden.

†) Etwas Schamloseres hätte Friederich nicht wohl ersinnen können, indem, wie wir uns alsobald überzeugen werden, Alexander bisher noch nie in so großem, allgemein anerkannten und in den Gemüthern aller christlichen Völker schon so tief gewurzelten Ansehen stand, als gerade zur Zeit, da dieser Reichstag in Würzburg gehalten ward.

dem noch Einiges hin und her war gesprochen worden, die Frage aufgestellt: was denn eigentlich in dieser so wichtigen, kirchlichen Angelegenheit zu thun sey? Nun trat der Erzbischof Rainald, diese dem Kaiser völlig verkaufte Seele, auf und gab folgende Erklärung: „Alle bisherigen Bemühungen, den Cardinal Roland, der sich Papst Alexander nenne, auf den gesetzmäßigen Weg zurückzuführen, seyen fruchtlos gewesen und würden auch ferner noch fruchtlos seyn. Nichts bleibe daher übrig, als dem Schismatiker Roland und dessen Anhange jegliche Hoffnung auf einen, am Ende doch noch glücklichen Erfolg auf immer zu entreissen, was nunmehr um so leichter möglich wäre, da auch König Heinrich von England mit seinem ganzen Reiche, wie die anwesenden Gesandten desselben es bezeugen würden, sich von Roland abgewendet habe, und den Papst Paschal anzuerkennen bereit sey. Sollte aber nun dem Schismatiker und dessen Anhängern diese Hoffnung entzogen werden, so sey es durchaus nothwendig, daß sowohl der Kaiser, als sämmtliche Fürsten des Reiches sich durch einen Eid verbindlich machten, weder den Schismatiker Roland, noch irgend einen Andern, welcher nach dem Tode Rolands von derselben Parthei und in denselben Grundsätzen zum Papst erwählt werden sollte, jemals als Papst anzunehmen, dagegen aber den Herrn Papst Paschal aufrecht zu erhalten, dessen Interesse zu fördern, und ihm und seinen Nachfolgern, als dem allgemeinen Bischof und Vater der Christenheit, Gehorsam und Ehrerbietung zu erweisen. Es sey ferner nothwendig, daß die Fürsten noch überdieß durch einen nicht minder feierlichen Eid sich verbindlich machten, daß sie auch, wenn Kaiser Friederich mit Tode abgehen sollte, keinen Andern zum Könige krönen wollten, bevor er nicht denselben Eid würde geleistet haben; endlich sey

auch noch nothwendig, daß die Fürsten sowohl von ihren Geistlichen als weltlichen Vasallen sich den nämlichen Eid schwören ließen, und daß ein Jeder, er möge hier gegenwärtig oder abwesend seyn, der sich diesen Eid zu leisten weigern würde, er sey ein Welt- oder Ordensgeistlicher, seine kirchlichen Würden, und ein Laie alle seine Besitzungen, Lehen wie Allodien verlieren sollte." Diesem Antrag gab der Kaiser sogleich seine volle Zustimmung. Aber in der Ueberzeugung, daß der Kaiser nur als ihr Lehnsherr kraft des Homagiums einen solchen Eid von ihnen fordern könnte, erklärten beinahe alle anwesende Bischöfe, daß sie bereit wären, auf ihre Regalien zu verzichten; aber der Kaiser erwiederte ihnen, daß sie, sie möchten wollen oder nicht, ihre Regalien behalten und den von ihnen geforderten Eid leisten müßten. So bedenklich nun auch Allen der Inhalt des Eides schien, so schloß doch Furcht vor dem Kaiser den Meisten wieder den Mund. Indessen äußerte sich jedoch der Erzbischof Wichmann von Magdeburg gegen Rainald: „daß er, der für jetzt noch blos erwählter Bischof wäre, mit dem Eide vorangehen und hierauf vom Papste Paschal sich weihen lassen müsse." Als nun darauf Rainald entgegnete, daß gerade die geweiheten Bischöfe den Anfang machen müßten, den Eid zu leisten, fiel ihm der Kaiser zornig in die Rede: „willst du," sagte ihm Friederich, „mit deiner Kühnheit jetzt auf halbem Wege stehen bleiben oder dir einen Rückhalt offen halten? Wenn du rasch und ohne meine Befehle abzuwarten die Wahl von Paschal einleiten konntest, weil sie dir heilsam schien, so magst du nun auch in Dem vorangehen, was nach deiner eigenen Ansicht zur Erhaltung Paschals nothwendig ist." Ohne eine Sylbe zu erwiedern schwur nun Rainald ohne alles Bedenken auf das Evan-

gelienbuch *), hierauf der Kaiser, dann die Fürsten und Prälaten, und endlich auch die beiden anwesenden englischen Gesandten. Alle, nur mit geringer Ausnahme, hatten mit beklommenem Herzen den Eid geleistet. Anhänglichkeit an das Zeitliche hatte sie ihrer Pflicht untreu gemacht, sie fürchteten ihre weltlichen Güter zu verlieren, und fügten sich daher, gegen die Stimme ihrer Ueberzeugung und ihres Gewissens, dem Machtgebot des Kirchentyrannen. Indessen machten doch zwei geistliche fürstliche Herren, und zwar gerade die zwei ersten und vornehmsten Erzbischöfe Deutschlands, nämlich der Erzbischof Conrad von Mainz (ein Wittelsbacher) und der Erzbischof Conrad von Salzburg (ein Babenberger und Oheim des Kaisers) eine höchst ehrenvolle Ausnahme. Sie blieben unerschütterlich standhaft in ihrer Treue gegen Alexander, verwarfen den Paschal und verweigerten daher den von ihnen geforderten Eid. Ueber Beide ward die Reichsacht ausgesprochen. Sie wurden von ihren Stühlen vertrieben, die Güter ihrer Kirche auf das schrecklichste verwüstet und dann als Lehen unter Diejenigen vertheilt, die sich bei dieser Verwüstung am thätigsten und eifrigsten erwiesen hatten **).

*) Wirklich ward nun auch Rainald unverzüglich von Paschal geweiht, da er aber noch nicht Presbyter war, so mußte er, der mit dem Banne belegte und mit dem Fluche der Kirche belastete Schismatiker vorher die Priesterweihe und dann erst einige Tage darauf die bischöfliche Weihe erhalten. Während also der Eine das Sacrament der Priesterweihe außer dem Stande der Gnade, mithin unwürdig empfing, trieb der Andere damit nur ein verruchtes, gottloses Spiel.

**) Es verdient bemerkt zu werden, daß bei der Verwüstung des Erzstiftes Mainz sich niemand thätiger und schonungsloser erwies, als gerade des Erzbischofes eigener Bruder, der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach. Noch ärger ward in dem Erzbisthum Salzburg gehauset. Auch über alle Klöster und deren Aebte, welche sämmt-

Der Erzbischof Conrad von Mainz verließ unverzüglich Deutschland und ging nach Frankreich zum Papste Alexander, der des Erzbischofes treue Anhänglichkeit mit dem Cardinalshut belohnte. Auf den hierdurch erledigten erzbischöflichen Stuhl von Mainz erhob der Kaiser den, schon einmal nach dem Tode Arnolds gewählten Probst Christian von Merseburg, einen gebornen Grafen von Buch. Christian war ein Mann von Geist und vielem Verstande, ungemein thätig, kühn und entschlossen, dabei der Geschäfte vollkommen kundig; aber leider unstreitig mehr geeignet zu einem unternehmenden Cohortenanführer, als zu einem Oberhirten in der Kirche des Sohnes Gottes.

4. Gleich nach Beendigung des Reichstages in Würzburg sandte der Kaiser seinen Kanzler, den

lich dem Beispiele der Treue ihres heiligen Erzbischofes folgten, ward ebenfalls die Reichsacht erklärt und deren Besitzungen der Verwüstung preisgegeben. Aber hier ging das Werk der Zerstörung nicht so leicht wie in dem Mainzischen. Der Erzbischof schleuderte den Bannfluch gegen die fürstlichen Räuber, die auf den Ruf des Kaisers in sein Erzbisthum einfielen, während die, dem Erzbischof treu ergebenen Dienstmannen den tapfersten und hartnäckigsten Widerstand leisteten, so daß noch ein ganzes Jahr verging, bevor der Erzbischof gezwungen ward, das Land zu verlassen. Salzburg ward hierauf in Brand gesteckt. Der Gräuel, der dabei verübt ward, war so fluchwürdig, daß der alte Herzog Welf nicht länger ein Augenzeuge davon seyn wollte. Er machte eine Pilgerreise nach dem heiligen Grabe, nahm aber den Weg über Italien und ging nach Rom, wo er von Alexander den päpstlichen Segen erhielt. Auch der junge Herzog Welf erkannte in seinem Herzen den rechtmäßigen Papst, fuhr jedoch fort dem Kaiser gegen denselben zu dienen, wofür er aber auch, wie wir bald sehen werden, seinen Lohn in Italien, und zwar im Angesicht der Stadt Rom erhielt.

Erzbischof Rainald mit einem glänzenden Gefolge nach England. Der Zweck dieser Mission war, zwischen dem Kaiser und dem Könige Heinrich ein förmliches und festes Bündniß gegen Alexander zu schließen, und zugleich Paschals Anerkennung in England auf alle Weise zu fördern und zu beschleunigen. Zu Folge dessen, was die englischen Gesandten auf dem Reichstage zu Würzburg geäußert haben, wo sie, wie wir so eben gesehen, sogar mit dem Kaiser und den übrigen Fürsten denselben Eid gegen Alexander geschworen hatten, konnten der Kaiser und auch sein Erzbischof nicht anders glauben, als daß diese Gesandtschaft von dem besten Erfolge seyn werde. Aber wie sehr erstaunten nicht Rainald und seine Begleiter, als sie bei ihrer Ankunft in England sahen, daß nicht nur die gesammte Geistlichkeit, sondern alle Stände der Nation mit einem, von ihnen nicht erwarteten, wahrhaft frommen Enthusiasmus an Alexander hingen. Sie selbst wurden überall geflohen; als Gebannte, mit dem Fluch der Kirche Beladene wurden sie, wohin sie sich wandten, mit dem größten Abscheu betrachtet, der bald so weit ging, daß man jeden Altar, an welchem der schismatische Erzbischof oder einer der Seinigen Messe gelesen, sogleich wieder niederriß, und auch die Kirche, in welchem sie ihren Gottesdienst gehalten, auf das neue wieder einweihete. König Heinrich, von diesem allgemeinen Strom der Gesinnungen und Ueberzeugungen der Nation hingerissen, vermochte nicht von Alexander abzufallen, und auch die englischen Gesandten nahmen ihren in Würzburg geleisteten Eid zurück und erkannten Alexander als das einzige rechtmäßige Oberhaupt der Kirche an. Unverrichteter Dinge kehrte also Rainald mit seinen Begleitern wieder eiligst zurück.

5. Machten den Kaiser schon seine auf England mißlungenen Absichten ziemlich verdrüßlich, so trug sich ungefähr um dieselbe Zeit noch ein anderes Ereigniß zu, das für Friederich noch ungleich ärgerlicher und kränkender seyn mußte, und das sogar für alle seine Entwürfe in der Lombardei sehr störende Folgen haben konnte. Die Römer nämlich, seit einiger Zeit über die gehässige Kirchenspaltung und deren Urheber immer mehr aufgeklärt und besser unterrichtet, hatten nach und nach größtentheils Alexander als den rechtmäßigen Papst anerkannt. Diese glückliche Umwandlung der Gemüther war vorzüglich das Werk des Cardinals Johannes, welchen der Papst schon in dem Jahre 1164 nach dem Tode des Julius von Präneste, als seinen Stellvertreter nach Rom gesandt hatte; ein Mann von ungemein einnehmendem Wesen und hinreissender Beredsamkeit. Von dieser Zeit an huldigte Alles dem Papste Alexander. Die Anzahl der Anhänger des falschen Papstes ward immer geringer. Aus der Peterskirche, die sie bisher noch inne gehabt hatten, wurden sie vertrieben und durften überhaupt es jetzt nicht mehr wagen, auch nur die mindesten, der allgemeinen Meinung und Ueberzeugung zuwiderlaufende Aeußerung sich zu erlauben. Aber nun ward auch in allen römischen Gemüthern der Wunsch immer reger, den heiligen Vater wieder in ihrer Mitte zu sehen, und so ging nun, zu Folge eines, von dem Senate, dem Adel und allen Zünften gemeinsam genommenen Beschlusses, im Anfang des gegenwärtigen Jahres 1165 eine Gesandtschaft nach Sens in Frankreich, um den Papst zu bitten, seine Stadt, die ewige Roma, wieder mit seiner Gegenwart zu beglücken. Alles, sagten die römischen Abgeordneten, sey zu seinem Empfange bereit, alle Gemüther harrten Seiner mit Liebe und treuer

Anhänglichkeit. Alexander nahm die Abgeordneten sehr gnädig auf und versprach ihrer Einladung zu folgen. Gleich nach dem Osterfeste des gegenwärtigen Jahres verließ also der Papst die Stadt Sens, wo er seit zwei Jahren gelebt hatte. Er begab sich nach dem südlichen Frankreich, nahm aber seinen Weg über Paris, wahrscheinlich um von dem Könige Ludwig Abschied zu nehmen und sich auch noch über Manches mit demselben zu verständigen. Alexander reiste so langsam, daß er nicht früher als in der Mitte des Monates Julius in Montpellier eintraf. Auch hier verweilte er einige Wochen und ging erst im Anfange der zweiten Hälfte des Monats August, mit seinem ziemlich zahlreichen Gefolge, in welchem sich auch der Erzbischof Conrad von Mainz befand, zu Schiffe. Die Reise war nichts weniger als gefahrlos. Pisanische und genuesische Galeeren kreuzten in den dortigen Gewässern. Von den Letztern hatte er nichts zu fürchten, denn Genua hatte sich, wie Venedig, mit der größten Bestimmtheit für ihn erklärt. Aber desto mehr hatte er von den Pisanern zu besorgen, die zu dem Kaiser hielten und eifersüchtige Gegner von Genua waren. Wirklich hatte er auch kaum das hohe Meer erreicht, als eine pisanische Flotte ihm zu Gesichte kam. Diese wollte schon auf das päpstliche Fahrzeug Jagd machen, als plötzlich der Wind sich drehete und den Pisanern ungünstig ward. Unter der ihn sichtbar schützenden Hand der Vorsehung entging also Alexander dieser Gefahr und landete endlich glücklich bei Messina in Sicilien. Die Könige von Sicilien waren bekanntlich Vasallen des römischen Stuhles. König Wilhelm von Sicilien eilte demnach sogleich herbei, begrüßte den Alexander als seinen Herrn und geistigen Vater, überhäufte ihn mit Geschenken und Ehrenbezeugungen jeder Art,

ließ auch, um ihn nach der Tiber zu bringen, fünf prächtige Galeeren ausrüsten und ernannte eine zahlreiche und glänzende Gesandtschaft, welche den heiligen Vater bis in die ewige Stadt begleiten sollte. Auf dieser kurzen Fahrt begegnete dem Papst kein Unfall mehr; glücklich und wohlbehalten trat er bei Ostia an das Land. Sobald man in Rom die Ankunft des Papstes erfuhr, eilten sogleich Geistlichen wie Laien, Vornehme wie Niedere, Frauen wie Männer, sämmtlich Oelzweige in den Händen tragend, nach Ostia, um dem heiligen Vater die Freude Roms über seine Ankunft zu bezeugen und ihn in die Stadt zu begleiten. Als er vor dem lateranischen Thore ankam, fand er hier sämmtliche Senatoren, den ganzen zahlreichen römischen Adel, alle städtische Behörden, die Miliz, die gesammte Bürgerschaft und selbst die Juden versammelt, die sämmtlich Seiner harrten, ihn, sobald sie ihn erblickten, mit lautem, weit schallendem Jubel und den freudigsten Segenswünschen begrüßten, und hierauf in feierlichem Zuge, unter Musik und Jubelgesängen ihn durch die Straßen Roms in den lateranischen Palast führten.

6. Nichts mußte für den Kaiser kränkender und ärgerlicher seyn, als dieser triumphirende Einzug seines Feindes in die Stadt Rom. War Friederich bisher schon sehr unzufrieden gewesen, daß Alexander, unter dem Schutze Ludwigs VII., in so ungemein großem Ansehen in Frankreich stand, um wie viel mehr mußte er jetzt befürchten, daß Alexander, jetzt in der Hauptstadt der Christenheit, gleichsam im Mittelpunct derselben, bei den Gräbern der heiligen Apostel, als deren wahrer Nachfolger und anerkanntes höchstes Oberhaupt der Kirche, auch über alle christlichen Völker weit kräftiger würde

wirken können, als er aus dem Lande seiner Verbannung, seiner Zuflucht und aus einer unbedeutenden, in dem Abendlande wenig bekannten Stadt, es zu thun bisher vermocht hatte. Friederich sah jetzt wohl ein, besonders da die Berichte, welche er von seinen Beamten in Italien erhielt, nicht immer sehr beruhigend waren, daß er eine neue Heerfahrt über die Alpen nicht länger mehr verschieben könnte, aber so sehr er sich auch Mühe gab, diese zu Stande zu bringen, konnte er sie doch erst im Herbste des folgenden Jahres 1166 antreten.

7. Im Monate October sollte das Heer aufbrechen. Etliche Wochen vorher hatte der Kaiser den Erzbischof Rainald von Cöln und den neuen Erzbischof Christian von Mainz mit einigen Schaaren vorausgeschickt. Da diese aber einen sehr weiten Umweg durch Burgund und über Ivrea nach Italien nahmen, so wollte der Kaiser ihnen nicht sogleich folgen, brach daher erst im November des Jahres 1166 mit dem Hauptheere auf. Dieses soll sehr stark gewesen seyn, obgleich die Zahl der Krieger nicht angegeben wird. Aber auch Friederich konnte nicht auf der gewöhnlichen, nach Italien führenden Straße, durch das Etschthal ziehen, denn die Veroneser hatten alle Engpässe in ihrer Gewalt, sie befestiget und stark besetzt. Da es unmöglich war, durchzudringen, wandte sich der Kaiser rechts und ging westlich am Gardasee vorüber, durch das camonische Thal, den Fluß Oglio hinab auf Brescia zu. Obgleich dem Kaiser die in allen lombardischen Städten, wegen der fortdauernden Bedrückungen der kaiserlichen Beamten, herrschende Gährung nicht unbekannt seyn konnte, so that er doch jetzt dergleichen, als wenn weder er etwas von den Lombarden, noch die Lombarden etwas von ihm zu besorgen,

und blos die römischen und kirchlichen Angelegenheiten ihn nach Italien gezogen hätten, erklärte daher auch zu Lodi, in einer zahlreichen Versammlung von italienischen Fürsten, Bischöfen, Grafen und anderen Vasallen, daß seine einzige Absicht sey, mit seinem Heere nach Rom zu ziehen, um den Papst Paschal auf den Stuhl des heiligen Petrus zu setzen und so der unseligen, die christliche Welt in Spannung haltenden Kirchenspaltung ein Ende zu machen. Gleich in den ersten Tagen des folgenden Jahres 1167 brach Friederich in Begleitung seiner Gemahlin gegen Rom auf. Aber er zog sehr langsam, nur in ganz schwachen Tagmärschen, hielt sich auch, um Geld zu erpressen, bald vor dieser, bald vor jener Stadt so lange auf, bis er sie durch Verwüstung ihres Gebietes zur Zahlung der von ihm geforderten Summe gezwungen hatte. Endlich fiel er gar auf den unseligen Gedanken, die Stadt Ancona, weil sie sich unter den Schutz des griechischen Kaisers gestellt und griechische Besatzung eingenommen hatte, zu belagern; fürwahr ein halb wahnsinniges Unternehmen. Ancona war ungemein befestigt, hatte eine zahlreiche, in den Waffen geübte und zur Vertheidigung der Stadt entschlossene Bevölkerung, dabei noch eine starke griechische Besatzung, und war auch durch Hunger nicht zu gewinnen, indem es an dem Meere lag, und über dasselbe Lebensmittel und alle übrigen Bedürfnisse erhalten konnte; kurz, es war vorauszusehen, daß die Belagerung sich ungemein in die Länge ziehen und einen großen Aufwand von Zeit und Mannschaft kosten würde, und doch hatte Friederich weder des Einen noch des Andern zu viel. Umsonst bat ihn der kriegerische Erzbischof von Mainz, in Verbindung mit dem Papste Paschal, die Belagerung aufzuheben, unverzüglich nach Rom zu ziehen und

bei der grossen Bestürzung, die seine Ankunft wahrscheinlich erregen würde, sich der Stadt zu bemächtigen. Eben so fruchtlos war auch das Nothgeschrei des Erzbischofes von Cöln, der durch Eilboten den Kaiser um schleunige Hülfe und Rettung bitten liess. Rainald hatte nämlich auf diesem Zuge wieder den Vortrab des Heeres geführt, war auch der Stadt Rom schon ganz nahe gekommen, hatte aber, als er sah, dass der Kaiser ihm nicht folgte, sich einstweilen in die, den Deutschen ergebene Stadt Tusculum geworfen. Sowohl als alte Feinde der Einwohner von Tusculum, als auch aus Hass gegen die Deutschen, waren nun die Römer mit grosser Macht — man gibt die Stärke ihres Heeres auf mehr als dreissig tausend Mann an — gegen Tusculum gezogen, hatten die Stadt von allen Seiten eingeschlossen, und bedrängten sie jetzt auf das heftigste bei Nacht wie bei Tage. Lange konnte die Stadt sich nicht mehr halten, und ohne schleunige Hülfe des Kaisers war der Erzbischof Rainald ohne Rettung verloren. Aber demungeachtet stimmten alle, den Kaiser umgebende Fürsten für die Fortsetzung der Belagerung, sie aufzuheben, sagten sie, und unverrichteter Dinge vor Ancona abzuziehen, würde für sie alle eine gemeinsame Schmach seyn. Doch darüber und besonders über die Gleichgültigkeit der weltlichen Fürsten gegen das Schicksal eines in der größten Gefahr schwebenden Erzbischofes gerieth der kriegerische und kampflustige Erzbischof Christian in den größten Zorn. Mit Geld und durch die Aussicht auf reiche Beute brachte Christian einen Haufen von kaum zwei tausend Wagehälsen, Deutsche und Lombarden, zusammen, und zog mit diesen, wahrscheinlich mit Genehmigung des Kaisers, aber zum Trotz der andern Fürsten, nach Tusculum, um die Stadt zu entsetzen. Gegen ein feindliches Heer von mehr als dreissig

tausend Mann mit einer Handvoll Leute zu ziehen, wovon jeder Einzelne wenigstens zwanzig Feinde zu bekämpfen hatte, war unstreitig ein Unternehmen, von welchem kein glänzender Erfolg zu erwarten war; aber dennoch sollte dieses tollkühne Wagestück dem unternehmenden Anführer im Priestergewande gelingen. Bei seiner Annäherung verließ das römische Heer sein Lager und stellte sich in Schlachtordnung auf. Bisher, wie wir gesehen, hatten die Römer in ihren Gefechten mit den Deutschen sich stets als wackere Männer erwiesen, bisweilen ganze Tage in der Hitze des Kampfes ausgehalten. Aber diesmal, man weiß nicht wie, fuhr plötzlich in sie ein Geist der Feigheit und Verwirrung. Schon bei dem ersten Angriff Christians geriethen sie in Unordnung, und als jetzt auch der Erzbischof Rainald mit einigen hundert Bogenschützen einen Ausfall machte und sie im Rücken angriff, erlitten sie eine völlige Niederlage. Mehrere Tausende an Todten und Verwundeten ließen sie auf dem Platze und wurden von den Siegern bis vor die Thore der Stadt Rom verfolgt. Das ganze Lager der Römer fiel in Christians Hände, der mit der darin gefundenen, sehr namhaften Beute seine Krieger reichlich belohnte.

8. Aber auch die Kunde von diesem, den deutschen Waffen so viele Ehre machenden Sieg und der großen, in Rom darüber herrschenden Bestürzung, die, wenn man sie sogleich benutzen wollte, einen Angriff auf die Stadt und deren Eroberung erleichtert haben würde, vermochte den Kaiser nicht aus seinem Traume zu wecken. Er setzte die Belagerung noch mehrere Tage fort und erst, als die Nachricht einlief, ein sicilianisches Heer sey im Anzuge, um in die Stadt Rom sich zu deren Vertheidigung zu werfen, sah der Kaiser sich gezwungen, die Bela-

gerung aufzuheben. Mit den Einwohnern von Ancona traf er also ein Abkommen, ließ sich eine bedeutende Summe Geldes von ihnen zahlen und brach mit seinem Heere auf. Um aber noch vor den Sicilianern Rom zu erreichen, mußte der Kaiser jetzt so sehr eilen, daß das Fußvolk der Reiterei nicht folgen konnte. Zum Glücke für den Kaiser hatten die Sicilianer, in der Hoffnung, daß Friederich vor Ancona noch länger verweilen werde, mit der Belagerung und der Einnahme einiger Burgen zu viel Zeit verloren, und als sie jetzt ganz unerwartet von dem Anmarsch des kaiserlichen Heeres Kunde erhielten, jedoch eine entscheidende blutige Schlacht vermeiden wollten, zogen sie sich sogleich, und zwar in sehr angestrengten Eilmärschen zurück und gingen wieder nach Hause. Sobald das Fußvolk wieder zu dem Kaiser gestoßen und das ganze Heer vereiniget war, zog er damit gegen Rom, und erschien am vier und zwanzigsten Julius vor den Mauern der Stadt. Der Kaiser hatte die Absicht, sich vor allem zuerst des auf der rechten Seite der Tiber gelegenen Theils der Stadt, besonders des Vaticans und der Peterskirche zu bemächtigen. Aber Papst Alexander hatte treffliche Vertheidigungsanstalten getroffen, und erst nach einem zweitägigen blutigen Kampfe drangen die Deutschen in diesen Theil der Stadt. Aber damit war noch nichts gewonnen. Die Peterskirche und die mit derselben zusammenhängende Kirche der Mutter des Erlösers waren in Festungen verwandelt, und die, welche sich hineingeworfen hatten, waren treue Anhänger des Papstes und zum kräftigsten Widerstande entschlossen. Acht Tage nach einander ließ der Kaiser, obgleich stets fruchtlos, die Festung angreifen. Als er sah, daß seine Waffen gegen die Vertheidiger derselben nichts vermochten,

ließ er an der Kirche der heiligen Jungfrau Feuer anlegen. Bald stand diese herrliche Kirche in vollen Flammen. Als aber das Feuer jetzt auch über die Kirche des heiligen Petrus hinwegflog, diese ebenfalls zu ergreifen und zu zerstören drohete, und die Vertheidiger derselben größtentheils mit Abwendung dieses Unglückes beschäftiget waren, gelang es den Deutschen, unter der Anführung Herzogs Friederich von Schwaben, nachdem sie die Thüren gesprengt hatten, in die Kirche einzudringen, und der Herzog, stolz über diesen errungenen Vortheil, trug die feindliche Fahne bis in das Innere des Heiligthums, an den Altar des Herrn. In aller Eile ward jetzt der Afterpapst von Viterbo nach Rom geholt, und schon am folgenden Tage mit aller, jetzt noch möglichen Pracht in die eroberte Kirche geführt, und auf den Stuhl des heiligen Apostels erhoben. Paschal weihete zuerst den Altar und die Kirche wieder ein, hielt hierauf ein Hochamt, und setzte nach Beendigung desselben dem Kaiser einen goldenen Reif auf das Haupt. Diese Ceremonie war die Folge einer unmittelbaren Forderung des Kaisers. Man wird sich nämlich erinnern, daß jener goldene Reif ehemals, in längst verflossener Zeit, das Zeichen war, mit welchem das römische Patriciat ertheilt ward; dieses ließ sich Friederich nun ebenfalls ertheilen, und mit demselben, seiner Ansicht nach, auch zugleich die weltliche Herrschaft über Rom. Einige Tage darauf ließ auch Friederich sich und seiner Gemahlin von Paschal die Kaiserkrone aufsetzen. Die Ursache, warum er jetzt noch einmal zum Kaiser gekrönt werden wollte, ist schwer zu errathen. Wahrscheinlich wollte er, da nur der Papst eine Kaiserkrönung verrichten konnte, nun eben dadurch dem Papstthum Paschals ein recht sichtbares Gepräge aufdrücken.

9. Indessen fand sich Friederich, trotz aller dieser leeren, nichts entscheidenden Ceremonien, in einer immer bedenklicher werdenden Lage. Im Besitze der Peterskirche, war er doch noch lange nicht Herr von Rom. Die Stadt mit Gewalt zur Unterwerfung zu bringen, dazu war sein Heer, das schon während der Belagerung von Ancona und jetzt in den verschiedenen Gefechten mit den Römern manchen Verlust erlitten hatte, viel zu schwach. Die Engelsburg, die Paläste der Familie Frangipani, des größten Theils des höhern römischen Adels, wie auch das Colosseum und viele andere große Gebäude waren in Festungen verwandelt, wovon eine jede eine besondere Belagerung erfordert hätte. Friederich nahm daher jetzt wieder zu Ränken und Arglist seine Zuflucht. Er sandte den Erzbischof Rainald in die Stadt, welcher im Namen des Kaisers den römischen Cardinälen und Bischöfen den Vorschlag machte, daß beide Päpste, Alexander und Paschal, auf die päpstliche Würde Verzicht leisten sollten, daß hierauf von der Geistlichkeit und dem Volke, durch freie Wahl, in die der Kaiser sich nicht mischen wollte, ein Dritter gewählt werden sollte. Die Unredlichkeit des Kaisers liegt hier wieder klar am Tage. Erstens wußte er wohl, daß Alexander den Vorschlag nicht annehmen werde und auch nicht annehmen könne, und endlich konnte er auch unmöglich seinen, in Würzburg für Paschal in Gegenwart aller Fürsten und einer Menge Bischöfe geleisteten feierlichen Eidschwur schon vergessen haben. Seine Absicht war offenbar blos, die Gemüther der Römer durch Vorspiegelung milder Wege und Mittel, wodurch sie aus ihrer gegenwärtigen, bedrängten und bedroheten Stellung herauskommen könnten, vom Papste Alexander wieder abwendig zu machen. Diese Absicht ward auch vollkommen erreicht. Dem Erzbischof Rainald und denen, die der Kaiser

mit ihm nach Rom gesandt hatte, gelang es, durch Geld und Versprechungen, eine Menge feiler Seelen für den Kaiser und dessen Anerbieten zu gewinnen, und diese beeiferten sich nun auf alle Weise, die Römer zu bethören. Das Volk ward immer unruhiger; es fand den von dem Kaiser gemachten Vorschlag sehr annehmbar, und fing nun an, die Annahme desselben laut zu begehren. Alexander glaubte sich jetzt nicht länger mehr sicher in Rom; er mußte befürchten, durch Verrätherei dem Kaiser in die Hände geliefert zu werden. Aus Fürsorge des Königes von Sicilien waren früher schon zwei Galeeren in die Tiber eingelaufen, um im Falle der Gefahr den Papst und dessen Cardinäle und Bischöfe aufzunehmen und in Sicherheit zu bringen. Aber die pisanische Flotte machte das Meer unsicher. Alexander wagte es nicht sich einzuschiffen, sandte daher die beiden Galeeren wieder zurück und entkam dennoch glücklich aus Rom. Auf einmal war er verschwunden, ohne daß man wußte, wohin er gekommen, bis man endlich erfuhr: er sey als Pilger gekleidet über Terracina und Gaëta wohlbehalten in Benevent angekommen, und dort mit den größten Ehrenbezeugungen empfangen worden. Nach der Flucht des Papstes schwuren die Römer dem Kaiser den Eid der Treue und auch, daß sie Paschal als den rechtmäßigen Papst betrachten und ehren wollten. Aber dieser Schwur eröffnete Friederich doch noch kein Thor, durch welches er mit Sicherheit in Rom hätte einrücken können. Die mächtigen Frangipani, die zahlreichen Glieder der Familie des Petrus Leo und viele andere große und nicht minder mächtige Familien, die feste Thürme besassen und ihre Paläste in feste Burgen verwandelt hatten, weigerten sich des Eides, hielten fest zu dem rechtmäßigen Papste, und erklärten sich entschlossen, der Gewalt

ebenfalls Gewalt entgegenzusetzen; und diese zu gebrauchen durfte der Kaiser jetzt nicht einmal auch nur einen Versuch machen.

10. Auf allen seinen krummen Wegen, mit allen seinen Gewaltthätigkeiten und aller seiner Arglist war der Kaiser also jetzt dennoch seinem Zwecke auch nicht einen Schritt näher gekommen. Wie von Sens in Frankreich, regierte auch jetzt von Benevent aus Alexander die Kirche Gottes und war von allen christlichen Völkern, selbst von den Oströmern und deren Kaiser als einziger rechtmäßiger Papst anerkannt, während Friederich mit seinem Paschal, völlig isolirt, der ganzen Christenheit, vom Aufgang bis zum Niedergang, gegenüber stand. Ja er stand noch einsamer und verlassener als vorher; denn auch die Lombardei, wie wir gleich hören werden, war von ihm abgefallen und stand mit dem Papste jetzt in einem Bunde, gleich geheiliget und gerechtfertiget durch seine innere Natur wie durch den edeln Zweck, der dadurch erreicht werden sollte. Der ganze Anhang des Afterpapstes bestand also jetzt blos in dem, was man den Bodensatz unserer heiligen Kirche nennen könnte, nämlich in den an dem Zeitlichen zu sehr hängenden, und daher vor dem Kaiser zitternden deutschen Bischöfen und der ihnen untergeordneten niedern Geistlichkeit, die jedoch größtentheils nur mit dem Munde, nicht aber mit dem Herzen sich zu Paschal bekannten. Aber Friederich hatte jetzt das geheiligte Oberhaupt der Kirche, den wahren Nachfolger des heiligen Apostels, den sichtbaren Statthalter Jesu aus seiner Kirche und von seinem Sitze vertrieben; Er hatte die, der Hochgebenedeiten geweihete Kirche in Brand gesteckt und das Heiligthum der Peterskirche durch die Frechheit seiner Soldaten, wie durch sein eigenes loses Spiel ent-

weihet; und dafür folgte nun auch jetzt die Strafe auf dem Fuße. In dem deutschen Lager brach plötzlich eine furchtbare Pest aus, die so entsetzlich wüthete, daß sie, keines Standes, keines Alters und keines Geschlechtes schonend, in wenigen Tagen den größten Theil des kaiserlichen Heeres hinwegraffte. Das Gift wirkte so schnell, daß der, welcher so eben in dem Gefühle voller Gesundheit sein Zelt verlassen hatte, schon wenige Schritte davon todt zu Boden stürzte; und wer noch gesund sich auf das Pferd geschwungen hatte, stieg nicht mehr lebend von demselben herab. Für den, der von dem Uebel ergriffen ward, gab es kein Mittel der Rettung mehr; denn bevor man eine Arznei herbeibringen konnte, war derselbe schon eine Beute des Todes. Die Anzahl der Opfer dieser schrecklichen Seuche nahm so furchtbar zu, daß die Lebenden die vielen Leichen nicht alle begraben konnten. Bei den Deutschen war es damals Sitte, daß die Großen sich nicht auswärts begraben ließen; starb einer im Auslande, so sott man dessen Körper aus und überbrachte seine Gebeine in die Grabstätte seiner Väter. Nun trug es sich zu, daß ein Bruder mit dem Aussieden des Körpers seines Bruders beschäftiget war, als ein Dritter kam und ihn um den Kessel ersuchte, um das Nämliche mit dem Körper eines seiner Verwandten zu thun. „Sehr gerne," antwortete jener, „nur muß, wenn meines Bruders Körper ausgesotten ist, auch noch dasselbe mit dem meinigen geschehen, worauf dir der Kessel zu Diensten steht," und gerade geschah es nun so, wie derselbe gesprochen hatte; denn bevor er noch das traurige Geschäft mit der Leiche seines Bruders vollendet hatte, fiel er, der das Gefühl des Todes schon in seiner Brust hatte, ebenfalls entseelt neben dem Kessel nieder. In weniger als in acht Tagen war das schöne und zahl-

reiche Heer größtentheils vernichtet. Die größten und vornehmsten Herren wurden Opfer dieser schrecklich wüthenden Seuche. Es starb des Königs Conrads einziger hinterlassener Sohn, Herzog Friederich von Schwaben, wegen seines milden Characters gleich betrauert in Italien wie in Deutschland; ferner der jüngere Welf, einziger Sohn des alten Herzogs Welf, die Grafen Berengar von Sulzbach und Heinrich von Tübingen; es starben die Bischöfe von Prag, Regensburg, Augsburg, Speier, Verden, Lüttich, Zeiz, und endlich auch der Erzbischof Rainald von Cöln, den kein Auge beweinte, und dem nur die Flüche der unglücklichen Mailänder in das Grab folgten. Diese sind jedoch nur einige der bedeutendsten, noch eine Menge anderer Grafen und Herren hatten dasselbe Schicksal. Was aber die Bestürzung des Kaisers vermehrte und ihm auch in der Meinung der Völker großen Schaden brachte, war die in allen Ländern sich schnell verbreitende Ueberzeugung, daß die furchtbare, so schrecklich und unaufhaltsam wüthende Pest ein nicht zu verkennendes göttliches Strafgericht sey, welches den Kaiser getroffen wegen dessen harter Verfolgung des sichtbaren Statthalters Jesu, wegen Verbrennung der, der Mutter des Allerhöchsten geweiheten Kirche, und der vielen andern, von ihm gebotenen oder doch geduldeten Gräuel, wodurch die Peterskirche selbst in dem Innersten des Heiligthums entweihet und besudelt worden war. „Eine so augenscheinliche Aeußerung der Kraft Gottes,“ schrieb bald darauf der berühmte Erzbischof Thomas von Canterbury an den Papst Alexander, „ist seit undenklichen Zeiten nicht erhört worden, besonders wenn man dieses schreckliche Unglück mit den ihm eigenen Erscheinungen erwäget.“ Allgemein und noch tiefer gefühlt ward diese Ueberzeugung auch in Deutschland, als die,

welche die Gebeine der von der Pest verschlungenen Markgrafen und Grafen zurückbrachten, und eine Menge der schauderhaftesten Umstände erzählten, die bei dem Tode ihrer Herren sich zugetragen haben sollten.

11. In dem verpesteten Lager, in welchem der Tod jetzt in so gräßlichen Gestalten hauste, wollte niemand mehr bleiben; und da Alles aus demselben entfloh, so ward der Kaiser endlich selbst in die allgemeine Flucht mit hineingerissen. In der Mitte des Augusts brach er vor Rom auf. Diejenigen, welche weder zu reiten noch zu gehen vermochten, wurden ihrem Schicksal überlassen. Auch alles Gepäck mußte zurückbleiben; denn es war kein geordneter Rückzug, sondern eine förmliche Flucht. Die römischen Geißeln und der Afterpapst folgten zwar dem Kaiser, mußten aber, der Letztere vielleicht nothgedrungen, in Viterbo zurückbleiben; jedoch auf Paschals Sicherheit bedacht, ließ der Kaiser den kriegerischen und unerschrockenen Erzbischof Christian bei demselben in Viterbo zurück. Aber so sehr auch das bis auf ein Zehntheil zusammengeschmolzene Heer forteilte, konnte es dennoch der Pest nicht entlaufen; diese folgte ihm auf dem Fuße nach. Es verlor unter Weges noch mehr als zwei tausend Mann, ungleich mehr Deutsche als Italiener; und unter diesen auch den, unsern Lesern schon bekannten Geschichtschreiber Acerbus Morena, einen Mann von edlem Herzen und mildem Sinn, aber leider weit treuer im Dienste seines Herrn, als beharrlich in seinen kirchlichen Grundsätzen; denn obgleich er Alexander III. als das rechtmäßige Oberhaupt der Kirche anerkannte, folgte er zu dessen Unterdrückung dennoch seinem Herrn nach Rom. Die Straße, welche Friederich zog, war mit Todten und Sterbenden bedeckt, und

diejenigen, welche mit dem Kaiser in Lucca ankamen, glichen nicht mehr lebenden Menschen, sondern gespenstartigen Leichen, die noch herumwandeln müßten, um sich ein Grab zu suchen, das ihnen nach ihrem Tode noch nicht zu Theil geworden wäre.

12. Aber die schreckliche, sein ganzes Heer vernichtende Pest war nicht das einzige Unglück, das Friederich jetzt getroffen hatte. Auch der größte Theil der lombardischen Städte war abgefallen und dem Bündniß von Verona beigetreten. Schon als im Anfange des Jahres Friederich im Monat Januar, ohne die gegründeten Klagen der Lombarden nur der mindesten Aufmerksamkeit gewürdiget zu haben, die Lombardei verließ, um gegen Rom zu ziehen, kamen alle lombardischen Städte in eine ganz ungewöhnliche Bewegung. Gerüchte mancherlei Art, deren Ursprung niemand kannte, aber stets zum Nachtheil des Kaisers, kamen in Umlauf. Männer von stärkerm innern Gehalt, die das Uebermaß der Tyrannei der kaiserlichen Beamten nicht länger ertragen wollten, daher fest entschlossen, ihre und ihrer Mitbürger Fesseln zu sprengen, gingen zwischen den Städten hin und her, und suchten jeden wenn nur noch glimmenden Funken von Freiheitsliebe in der Brust ihrer Landesleute auf das neue wieder zu entflammen. Ihr Streben war nicht fruchtlos; denn überall, wohin sie kamen, fanden sie einen Boden, der den Samen, den sie mit vollen Händen ausstreuten, willig aufnahm; und so entstand in allen Städten und in den Gemüthern der Einwohner eine auffallende Veränderung, die bald so sichtbar ward, daß sie selbst der Aufmerksamkeit der kaiserlichen Vögte und Beamten nicht entgehen konnte. Diese fürchteten einen Ausbruch, und um diesem zuvorzukommen, glaubten sie nur noch härtere und strengere

Maßregeln ergreifen zu müssen. Aber gerade dadurch gossen sie nur Oel in das schon beginnende Feuer. Damit den Mailändern zu irgend einem gefährlichen Unternehmen sowohl alle Geldmittel, als auch, so viel möglich, ihre eigenen physischen Kräfte entzogen würden, legte der kaiserliche Vogt, Graf Heinrich von Disce, ihnen nicht nur eine neue, unerschwingliche Brandschatzung auf, sondern erpreßte von ihnen auch aus ihren vornehmsten und rüstigsten Männern dreihundert Geißeln, die, nach Pavia gesandt, in den dortigen Gefängnissen eingesperrt wurden. Diese himmelschreiende Ungerechtigkeit, diese unerhörte Gewaltthat, statt allen Muth in den Mailändern zu ersticken, brachte sie gerade zu jener Verzweiflung, die gewöhnlich die kühnsten und gewagtesten Entschlüsse erzeugt. Selbst Städte, die zu dem Kaiser hielten, fühlten Mitleiden mit dem Schicksal der Mailänder, und da deren Tyrannen, wie es das Ansehen hatte, sie sämmtlich in die tiefste und drückendste Armuth stürzen wollten, so ließen die Städte Como, Novara, selbst Lodi und Pavia den Unglücklichen sagen, sie sollten, was sie noch an fahrender Habe besäßen, ihrem Schutz anvertrauen, und einer redlichen Rückgabe in bessern Tagen gewiß seyn. Diese wohlmeinenden Gesinnungen erkannten die Mailänder mit Dank, und vertrauungsvoll schickten sie nun Alles, was sie dem spähenden Auge der kaiserlichen Beamten unbemerkt entziehen konnten, in die genannten Städte. Aber auch noch mehrere andere Städte wurden von gleichem Mitleiden ergriffen, und da sie nicht ohne Grund befürchten mußten, daß das traurige Loos der Mailänder auch ihnen einst zu Theil werden könnte, traten die Städte Cremona — einst Mailands größte Feindin — Bergamo, Brescia, Mantua, Ferrara und noch einige andere minder bedeutende Städte, durch ihre Abgeordneten,

in dem, nicht ferne von Mailand gelegenen Kloster Pantido zusammen und schlossen, unter sich und mit den Mailändern, ein Bündniß des Inhalts: „Da es besser ist, rühmlich zu sterben, als in Schmach und Knechtschaft zu leben, so versprechen wir eidlich, daß jede Bundesstadt der andern zu Hülfe eilen soll, sobald ihr, sey es von dem Kaiser, oder dessen Vögten, neues Unrecht zugefügt wird." Dieses Bündniß ward im Anfange des Aprils geschlossen, und noch vor Ende desselben waren schon mehrere andere Städte dem Bunde beigetreten, und da dieser sich jetzt stark genug fühlte, wurden an einem verabredeten Tage alle kaiserlichen Vögte, Befehlshaber und Beamten überall verjagt. Aber so wie jeder kühne aber glücklich ausgeführte Entschluß zu immer noch kühnern Entschlüssen ermuntert, so ward jetzt, trotz dem Kaiser, die Wiederauferbauung Mailands von den verbündeten Städten beschlossen. Anfänglich erschracken die Mailänder über die Kühnheit dieses Entschlusses, wurden aber mit neuem Muth belebt, als sie sahen, daß die Verbündeten, um ihren Entschluß auszuführen, ihre sämmtlichen Streitkräfte vereinigten, und endlich mit Heeresmacht und wehenden Fahnen heranzogen. Mit Freude schlossen sich ihnen nun auch die Mailänder an, und wurden hierauf unter dem Schutze der verbündeten Waffen wieder auf die Stelle zurückgeführt, wo ehemals ihre Stadt gestanden hatte. Rastlos ward alsbald an Erbauung der Häuser und der Kirchen, und besonders an Herstellung der Gräben, Mauern und Thürme gearbeitet, und alle Hände regten sich mit solcher Thätigkeit und Anstrengung, daß das begonnene Werk zusehends gedieh; selbst die Frauen, nicht blos die mailändischen, sondern auch viele in anderen lombardischen Städten nahmen thätigen Antheil daran, indem sie, was sie an Kostbarkeiten

hatten, größten Theils zu Beschleunigung und Förderung der Arbeit hergaben. Aber Lodi war dem Bunde noch nicht beigetreten, und ohne den Beitritt dieser Stadt war die Sicherheit des sich jetzt wieder erhebenden Mailands äußerst gefährdet. Der größte Theil ihrer Lebensmittel mußte den Mailändern für jetzt noch von Lodi zugeführt werden. Aber diese konnten die Lodenser ihnen nicht nur verweigern, sondern sogar die Zufuhr aus andern Städten ihnen abschneiden; zudem bot endlich auch Lodi dem Kaiser, bei dessen Rückkehr, einen ungemein vortheilhaften, aber für die Mailänder desto gefährlichern Angriffspunkt dar. Auf alle mögliche Weise mußte also Lodi gewonnen werden, und da die Stadt sich standhaft des Beitrittes zu dem Bunde weigerte, so rückte ein zahlreiches Heer der verbündeten Städte heran, berennte Lodi und zwang die Einwohner, nach dreitägigem schwachen Widerstande, Friede zu machen und dem Bunde ebenfalls beizutreten *). Aber die Schaaren von Mailand und Bergamo gingen jetzt nicht, wie die übrigen, nach Hause, sondern zogen von Lodi gerades Weges vor die Burg Trezzo.

*) Offenbar war diese ganze Belagerung blos ein verabredetes Spiel. Der Kaiser hatte den Lodensern große Wohlthaten erzeugt. Den Vorwurf der Undankbarkeit wollten sie also von sich ferne halten, aber auch den Bedrückungen der kaiserlichen Beamten, unter der sie, zwar nicht so viel wie andere Städte, doch ebenfalls Vieles leiden mußten, ein Ende machen. Um den Schein zu haben, als wenn sie blos durch Waffengewalt zum Beitritt in den Bund wären gezwungen worden, ließen sie sich also belagern. Aber die Belagerung dauerte nur drei Tage und das Schönste dabei war, daß bei den verschiedenen Angriffen, die in diesen drei Tagen gemacht wurden, weder von Seite der Belagerer noch der Belagerten auch nur Ein Mann, man will nicht sagen getödtet, sondern selbst nur verwundet ward.

Diese war, wie man sich erinnern wird, früher von den Mailändern erobert und zerstört worden; aber der Kaiser hatte sie indessen wiederhergestellt, noch mehr befestiget und abermals zu seiner Schatzkammer in Italien gemacht. Die Burg hatte nur eine schwache Besatzung, die aber, obgleich blos aus Deutschen bestehend, dennoch nach einer Belagerung von zwei Monaten aus Mangel an Lebensmitteln sich ergeben mußte. Alle von dem Kaiser aus Oberitalien zusammengebrachten und dort aufbewahrten Schätze fielen nun in die Hände der Mailänder, die, nachdem sie Alles rein ausgeplündert hatten, die Burg an mehreren Enden in Brand steckten.

13. Von allen diesen Ereignissen erhielt der Kaiser während seines Zuges gegen Rom Nachricht. Von dem Abfalle der ihm bisher so treuen Städte Cremona und Lodi, so wie von dem Bündniß mehrerer lombardischen Städte und der Wiederauferbauung der Stadt Mailand erhielt Friederich die Kunde, als er kaum vor Ancona angekommen war. Aber durch alles Dieß ließ er, wie wir wissen, sich von seinem Zuge gegen Rom nicht abhalten. Er glaubte sich überzeugt, daß, wenn er den Papst völlig besiegt, ihn vielleicht gar in seine Gewalt bekommen und sich zum Herrn von Rom gemacht haben würde, er alsdann sehr bald auch mit den Lombarden wieder fertig werden könnte. Aber daß eine höhere, unsichtbare Hand plötzlich alle seine Entwürfe vernichten und eine schreckliche Pest, von Gott gesandt, sein ganzes Heer in wenigen Tagen verschlingen würde, daran dachte er nicht, konnte es also auch nicht mit in seine übrigen Berechnungen ziehen. Als er jedoch jetzt mit seinem kleinen Haufen leichenähnlicher Ritter- und Soldaten in Lucca angekommen war, mußte er sogleich auf das schmerzhafteste em-

pfinden, wie sehr während seiner Abwesenheit in der Lombardei sich alles geändert, sich alles zu seinem Untergang verbunden hatte; denn als er, von Lucca aufbrechend, bei der am Fuße der Apenninen liegenden Stadt Pontremoli angelangt war, erkühnte sich diese kleine Stadt ihre Thore zu schließen, den Durchzug durch ihre Stadt ihm zu versagen; und der bisher so gewaltige, überall gefürchtete Kaiser fühlte sich nun zu schwach, den Durchzug durch eine so unbedeutende Burg mit seinen Waffen zu erzwingen. Aber was gleich darauf seine Verlegenheit noch höher steigerte, sie noch weit peinlicher machte, war die Nachricht, daß zahlreiche lombardische Schaaren auf ihn in den Gebirgen lauerten und völlig zu vernichten droheten. Mit Hülfe des Markgrafen Obizo Malaspina zog er sich doch aus dieser peinlichen Lage wieder heraus, aber nur mit Aufopferung alles Gepäckes, was er noch mitgebracht hatte, und das er jetzt zurücklassen mußte. Der Markgraf nämlich führte ihn auf unbesuchten, beinahe ungangbaren Wegen nach dem Meere hin auf sein eigenes Gebiet, und von da auf Schleichwegen und durch enge verborgene Thäler endlich nach Pavia.

14. In Pavia begann Friederich wieder freier zu athmen; nahm auch nach einigen Tagen schon wieder jene stolze Haltung an, die man an ihm kannte, gleichsam als wenn kein Unglück ihm begegnet wäre, er auch jedem Unfall kühn entgegen zu gehen sich immer noch mächtig genug fühlte. In Gegenwart einiger italienischen Herren, so wie der Abgeordneten der wenigen Städte, die es noch nicht gewagt hatten, dem Bunde beizutreten, erklärte Friederich, seinen Handschuh in die Höhe werfend, alle Städte des lombardischen Bundes in die Acht, nur mit Ausnahme Cremona's und Lodi's, die nicht frei-

willig, sondern durch Waffengewalt dazu gezwungen, dem Bunde beigetreten wären: eine Schonung, bei der Friederich offenbar nichts Anderes beabsichtigte, als den Argwohn der andern verbündeten Städte gegen diese zwei Städte zu wecken, Uneinigkeit unter dem Bunde zu erregen, und auf diese Weise wenigstens Cremona und Lodi wieder für sich zu gewinnen. Diese Absicht ward jedoch nicht erreicht. Die Lombarden staunten zwar über der Standhaftigkeit und Kühnheit des Kaisers, wurden aber dadurch nicht im mindesten geschreckt. Im Gegentheil, der ihnen jetzt bekannten Ohnmacht Friederichs höhnend, traten noch im Dezember desselben Jahres sechszehn Städte: Venedig, Verona, Vicenza, Padua, Treviso, Ferrara, Brescia, Bergamo, Cremona, Mailand, Lodi, Piacenza, Parma, Mantua, Modena und Bologna durch ihre Abgeordneten zusammen und schlossen ein Bündniß, das alle Einwohner zwischen vierzehn und sechzig Jahren der genannten Städte eidlich beschwuren. Zu Folge dieses Bündnisses sollte keine Stadt mehr zahlen und leisten, als was sie seit der Zeit Heinrichs IV. bis zur Thronbesteigung Friederichs gezahlt und geleistet hätte. Keine Stadt darf einseitig Friede schließen, alle sollen sich gegen jeden Feind und jede Bedrückung wechselseitig Hülfe leisten. Keine Stadt soll innerhalb ihrer Mauern Anhänger des Kaisers dulden, sie sämmtlich verjagen, sie bestrafen und ihre Güter einziehen. Streitigkeiten unter den Bundesgliedern sollen auf schiedsrichterlichem Wege verglichen, und zur Leitung der gemeinsamen Angelegenheiten des Bundes Rectoren und Vorsteher gewählt werden. Aber dabei blieb es noch nicht; um ihre Beschlüsse gegen jede feindliche Macht geltend zu machen, nahmen alle Bundesstädte eine kriegerische Stellung an, errichteten Burgen, befestigten ihre Städte, oder vermehrten deren Fe-

stungswerke, und nebst ihren eigenen zahlreichen, waffenfähigen Söhnen warb jede Stadt noch eine Anzahl Söldlinge an; und so waren nun für Friederich die ganze Lombardei und alle Früchte vieljähriger, mit einem ungeheuren Aufwand von Geld und Menschenkräften gemachter Anstrengungen verloren. Wenige Monate waren demnach schon hinreichend gewesen, ein Gebäude, zu dessen Errichtung Friederich zwölf Jahre gebraucht, es aber auf lockerem, untergrabenem Boden erbaut hatte, wieder in Trümmern zerfallen zu lassen.

15. Man möchte fragen, warum der Kaiser unter so unglücklichen, demüthigenden Verhältnissen doch noch mehrere Monate in Italien blieb? Aber dazu hatte er wirklich sehr gegründete Ursachen. Die schreckliche, die Blüthe Deutschlands und so viele Sprößlinge der edelsten Geschlechter hinwegraffende Pest hatte, besonders weil sie allgemein als ein sichtbares Gericht Gottes betrachtet ward, auf alle deutsche Gemüther einen ungemeinen, ganz eigenen Eindruck gemacht. Es gab wenige Familien, die nicht den Verlust eines theuern Gliedes zu betrauern gehabt hätten. Ueberall hörte man nichts als Klagen und zahllose Verwünschungen gegen des Kaisers so menschenmörderischen Feldzug in Italien. Sehr klug war es also von Friederich, sich nicht unmittelbar nach dieser schrecklichen Catastrophe sogleich wieder in Deutschland zu zeigen. Er verzögerte also seine Rückkehr bis in das folgende Jahr, in der sichern Erwartung, daß bis dahin das allgemeine Jammergeschrei in Deutschland zum Theil verhallt sey, und auch die Zeit die jetzt noch so schmerzhaft blutenden Wunden wenigstens einigermaßen geheilt haben würde. Aber Alles, was der Kaiser jetzt in Italien that, verrieth dessen völlige Rathlosigkeit. Um seine Ohn-

macht vor den Augen der Lombarden so viel als möglich zu verbergen, machte er mit den wenigen Schaaren, die Pavia, Novara und Vercelli, die einzigen einigermaßen bedeutenden drei Städte, welche, obgleich nur dem äußern Scheine nach noch zu ihm hielten, wie auch die Grafen von Blandrate und Malaspina ihm zugeführt hatten, verschiedene Streifzüge in das Gebiet der verbündeten Städte. Ueberall stellten sich jedoch ihm sogleich die Lombarden gegenüber und boten ihm eine offene Feldschlacht an, die aber Friederich, der keine Deutschen bei sich hatte und zu seinen italienischen Söldnern kein Zutrauen haben konnte, stets weislich vermied, daher jedesmal, sich begnügend mit der Plünderung einiger Dörfer und Meierhöfe, in aller Eile, gleichsam wie flüchtig, sich wieder nach Pavia zurückzog. Aber auch in dieser Stadt fand er bald nicht mehr die bisherige Sicherheit. Von mehreren Orten her liefen geheime aber zuverläßige Nachrichten ein, daß der Bundesstaat mächtige Zurüstungen mache, und daß nächstens ein furchtbares Bundesheer vor Pavia rücken und die Stadt von allen Seiten einschließen werde. Ueber diesem Gerüchte wurden auch die Einwohner immer unruhiger, so daß Friederich ihnen nicht länger mehr trauete. Er verließ also Pavia und hielt sich nun bald in Novara, bald in Vercelli, oder auch in Asti in dem Gebiete des Markgrafen von Montferrat, aber nie, wie allgemein erzählt wird, länger als drei Tage auf. In dieser mißlichen, so sehr gefährlichen Lage suchte jedoch Friederich, wenigstens vor den Augen der Welt, sich stets so zu benehmen, als wenn Italien noch seinen Geboten gehorchte und, kaiserliche und königliche Rechte ausübend, ernannte er Grafen, Markgrafen, Vögte und Beamten für Städte, über die er keine Gewalt mehr hatte, und die jeden kaiserlichen Vogt

oder Beamten, gleich bei seiner Erscheinung, wo nicht aufgeknüpft, doch mit Schmach wieder fortgejagt haben würden. Endlich dachte doch Friederich ernstlich an seine Rückkehr in das Vaterland; aber diese war jetzt nicht mehr so leicht; denn jeder Weg über das Gebirge war ihm verschlossen und von den Longobarden besetzt, und wer weiß, was jetzt aus dem Kaiser hätte werden müssen, wäre es ihm nicht gelungen, den Herzog Humbert von Savoyen durch Geld und Versprechungen zu bewegen, ihm den Durchzug durch sein Land zu gestatten: die einzige Straße, welche die Lombarden nicht besetzt hatten. Unverzüglich brach jetzt Friederich mit den Seinigen auf. Der Aufbruch geschah in größter Stille; kein Lombarde erfuhr etwas davon. Aber der Abzug des Kaisers konnte unmöglich lange ein Geheimniß bleiben; und sogleich zogen sich einige lombardische Schaaren zusammen und setzten den Fliehenden nach. Um dieser Verfolgung Einhalt zu thun, mußte der Kaiser ein grausames Mittel ergreifen. Vielleicht ahnend, was ihm auf seiner Flucht begegnen könnte, hatte er alle mailändische und andere Geißeln, die er bisher in einer Burg des Markgrafen von Montferrat hatte aufbewahren lassen, mit sich genommen, und von diesen ließ er nun einige an der Landstraße aufknüpfen und an derselben Stelle ein Plakat befestigen, in welchem er erklärte, daß allen Geißeln, die er noch in seinen Händen habe, das nämliche Loos zu Theil werden sollte, wenn man nicht alsogleich ihn ferner zu verfolgen aufhören würde. Aus Schonung für ihre Landsleute, ja vielleicht selbst für Manche ihrer eigenen Verwandten, denen sie jetzt blos auf diese Weise das Leben noch retten konnten, stunden also die Longobarden von einer weitern Verfolgung ab. Ohne fernern Unfall kam nun Friederich, jedoch blos in Begleitung von dreißig Mann zu

Pferde, in Susa an. Bevor er aber in die Stadt einzog, hatte er aus Zorn und Unmuth, daß er von den Lombarden aus Italien vertrieben worden sey, einen brescianischen Edelmann, Namens Zillio de Brando, der zum Vereine der lombardischen Städte sehr thätig mitgewirkt haben sollte, aufhängen. Aber darüber geriethen die Einwohner von Susa, die es sogleich erfuhren, in solchen Zorn, daß sie augenblicklich die Thore ihrer Stadt schlossen und in trotzigem Tone von dem Kaiser verlangten, alle Geißeln ihnen unverzüglich auszuliefern: sie würden nicht zugeben, erklärten sie, daß auch nur ein einziger italienischer Mann seinem Vaterlande entrissen und jenseits der Alpen in ein fernes Land geschleppt würde. Ein solches Begehren verletzte zu sehr den Stolz des Kaisers, als daß er dasselbe hätte gewähren mögen. Eben so trotzig, als es an ihn war gemacht worden, schlug er es also ab und verwies die Einwohner zur Ruhe. Aber diese, die in Friederich nicht mehr den furchtbaren Kaiser, sondern blos einen Flüchtling erblickten, griffen ohne weiteres zu den Waffen und bemächtigten sich sämmtlicher Geißeln mit Gewalt. Eine schreckliche Aufregung der ganzen Stadt war die Folge dieses gewaltsamen Auftrittes. Haufenweise rotteten sich die Bürger zusammen, und man hörte so drohende Worte, daß der Kaiser entweder gefangen genommen, oder gar in der folgenden Nacht ermordet zu werden befürchten mußte; daß sie sich seinem Abzuge widersetzen und er und die Seinigen nur durch eine große Summe Geldes sich würden lösen können, daran war nicht zu zweifeln. Verlassen, wie er jetzt war, mußte der Kaiser zur List seine Zuflucht nehmen. Ein treuer Ritter, Namens Hermann von Siebenaichen, an Gestalt und Wuchs Friederich nicht sehr unähnlich, legte sich in das Bett des Kaisers, während dieser,

verkleidet und von der Dunkelheit der Nacht begünstiget, glücklich aus der Stadt entkam. Als am folgenden Morgen die Einwohner den ihnen gespielten Betrug entdeckten, behandelten sie zwar den Ritter mit aller Schonung, die seine treue Anhänglichkeit an seinen Herrn verdiente; ergriffen aber die wenigen Deutschen, die noch in der Stadt waren, ungefähr zehn an der Zahl, und überlieferten sie der Gemahlin des mit dem Strange hingerichteten brescianischen Edelmannes, um an diesen Schuldlosen, wenn sie wollte, den Mord ihres Gemahls zu rächen *). Ohne weitere Belästigung kam nun Friederich über die Alpen nach Burgund. An der Spitze eines zahlreichen, furchtbaren Heeres, mit dem er jenen Felsen bestürmen und stürzen wollte, den seit tausend Jahren kein Sturm und keine menschliche Gewalt auch nur zu erschüttern vermocht hatten, war Friederich, in vollem Zutrauen auf seine Macht, der, wie er wähnte, nichts unerreichbar wäre, vor zwei Jahren in die Ebenen der Lombardei eingerückt; und blos von fünf Reitern begleitet, die seine ganze Bedeckung ausmachten, kam er jetzt wieder über die Gebirge zurück. In Burgund hielt er sich mehrere Tage auf, bis nämlich sein Schwiegervater, bei dem

*) Ob die edle Dame die zehn unglücklichen Deutschen den Manen ihres ermordeten Gemahls wirklich aufgeopfert, oder großmüthig des Lebens derselben geschont hat, darüber schweigen die Ueberlieferungen, was aber gerade das Erstere befürchten läßt, indem eine, besonders für eine Italienerin so edle Handlung nicht leicht mit Stillschweigen würde übergangen worden seyn. Für die unter einem glühenden Himmel wohnenden Völker ist die Rache etwas gar zu Süßes, und um diese Lust zu befriedigen, lassen sie nur äußerst selten die sich ihnen dazu darbietende Gelegenheit unbenutzt vorübergehen.

die Kaiserin Beatrix früher schon angekommen war, das Nöthige zur Fortsetzung der Reise besorgt, und dem Kaiser ein glänzenderes, seiner hohen Würde mehr angemessenes Gefolg beigeordnet hatte, mit dem nun auch Friederich im Monate April des Jahres 1168 in Deutschland anlangte.

IX.

Zustand Deutschlands in der Zeit der Abwesenheit des Kaisers. — Friederichs Wirken und Mühen während seines, jetzt beginnenden siebenjährigen Aufenthalts im Reiche. — Krönung seines ältesten Sohnes zum Könige von Deutschland. — Erzbischof Christian als kaiserlicher Stellvertreter und Gesandte in Italien.

1. Man dürfte sich nicht wundern, wenn in Deutschland, während der Kaiser dem deutschen Reiche seine Aufmerksamkeit völlig entzog und sie ausschließlich blos auf seine Eroberungen in Italien hinwandte, auch nichts als die größten inneren Unruhen, blutige Fehden und alle Greuel anarchischer Verwirrung ausgebrochen wären. Dieß war jedoch nicht der Fall. Der größte Theil Deutschlands, besonders das südliche, war ruhig geblieben. Aber diese Ruhe hatte ihren Grund blos in einer allgemeinen Stumpfheit, Abspannung und Schlaffheit. Die nichts als Unheil bringende Kirchenspaltung lastete schwer auf allen Gemüthern, und zwar um so drückender, als das Ende davon nicht abzusehen war, auch der Kaiser in seinem nicht zu überwindenden Starrsinne fortfuhr, sie nur noch mehr zu schüren, zu erweitern und immer noch gehässiger und leidenschaftlicher zu machen. Zwar hatten vor zwei Jahren auf dem Reichstage zu Würzburg alle Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte sammt ihrer niedern Geistlichkeit auf den Namen des falschen Papstes schwören müssen, auch

sämmtlich, nur mit geringer Ausnahme, auf denselben wirklich geschworen; aber gerade dieses war es, was sie jetzt tief beugte und jeden ihrer Blicke in die Zukunft immer noch mehr trübte und verdüsterte. Auf der einen Seite gefoltert von den Vorwürfen ihres Gewissens und auf der andern zurückgehalten durch ihre Liebe zu zeitlichen Gütern, die sie nicht verlieren wollten, schwebten sie unaufhörlich zwischen Angst und Furcht. Sehnlichst wünschten sie sich mit Gott, der Kirche und ihrem Gewissen wieder auszusöhnen, aber eben so groß war auch ihr Verlangen, in dem Besitze des irdischen Mammon zu bleiben. Seine beglommene Brust durch Mittheilung zu erleichtern, dieß durfte Niemand wagen, denn keiner konnte in das Herz des andern schauen. Der niedere Geistliche oder auch der Mönch fürchtete sich vor seinem Abte oder Bischofe, der Bischof vor seinem Erzbischofe, dieser vor Paschals Legaten. Auch unter den Laien, besonders unter den Fürsten, herrschte derselbe Mißmuth, dieselbe Unsicherheit, und in dem Herzen eines Jeden dasselbe Zerwürfniß; nur fürchteten sie sich alle vor dem mächtigen Tyrannen, der der christlichen Welt den Frieden genommen hatte. Aber auch alles Vertrauen in den Kaiser war jetzt verloren, alle Hoffnung, daß unter seinen kräftigen Händen das Wohl der Kirche und des deutschen Reiches immer noch schöner aufblühen werde, längst schon aufgegeben und von allen Gefühlen und Empfindungen, die Friederich in den ersten Jahren seiner Regierung eingeflößt hatte, war nur die Furcht vor seinem gewaltigen, alle Gemüther bewältigenden und kein zum Zweck führendes Mittel verschmähenden Geiste zurückgeblieben. Nichts daher begreiflicher, als daß eine solche trübe, immer düsterer werdende und dabei ganz hoffnungslose Stimmung nach und nach auch alle Theilnahme an irgend einem vaterländischen

Interesse völlig verschlingen mußte. Die Ruhe Süddeutschlands war die Ruhe eines Kirchhofes.

2. Aber desto lebendiger und stürmischer regte sich alles in dem Norden des deutschen Reiches. Die gegen Herzog Heinrich den Löwen längst schon angelegte und seit einigen Jahren immer mehr gepflegte und berathene Verschwörung mehrerer Fürsten und Bischöfen war in demselben Jahre 1166, in welchem der Kaiser wieder nach Italien gegangen war, mit ganz unerwarteter Heftigkeit ausgebrochen. Heinrich der Welf war ein Fürst, den die Natur mit den schönsten und edelsten Anlagen ausgeschmückt hatte. Voll Geist und Verstand, kühn, tapfer und entschlossen, der Künste des Krieges wie des Friedens und der Verwaltung gleich kundig, dabei Ordnung und Gerechtigkeit liebend, so lange die letztere nicht sein eigenes Interesse verletzend berührte, hätte Heinrich, dessen Macht einem Königreiche vergleichbar war *), der Vater seiner Unterthanen und die Krone von allen Fürsten Deutschlands werden können. Aber sein schnelles und großes Glück verdarb bei Zeiten den größten Theil seiner trefflichen Anlagen, verwandelte sogar einige davon in die, gerade ihnen entgegengesetzten Fehler und Untugenden. Seine Herrschsucht und Ländergier kannten keine Grenzen, und um seine Macht immer noch zu vermehren,

*) Die beiden großen und mächtigen Herzogthümer Sachsen und Bayern, die so reiche Erbschaft des Kaiser Lothars, des Hermanns von Winzenburg und noch einiger Andern, ferner das ehemalige Land der Obotriten, Heinrichs Eroberungen in Friesland und endlich die vielen den Bischöfen theils abgenommenen, theils von ihnen als Lehen erhaltenen geistlichen Güter bildeten eine Ländermasse, weit größer, als sie der Kaiser selbst unmittelbar besaß.

verschmähete er kein Mittel, so sehr auch ein redliches und christliches Gemüth sich dagegen gesträubt haben würde. Zu Ausführung seiner Vergrößerungsplane bedurfte er unaufhörlich ungeheure Geldsummen, und um diese herbeizuschaffen, drückte er seine Unterthanen, besonders in den eroberten slavischen Ländern, mit einer wahrhaft an Tyrannei grenzenden Härte und Schonungslosigkeit. Eben so unerträglich war auch sein Stolz gegen alle seine Nachbarn, die doch, in ihrer Stellung als Fürsten und Bischöfe, sich mit ihm auf gleicher Linie dünkten. Nicht minder schnöde behandelte er auch die Geistlichkeit, erlaubte sich Eingriffe in die Rechte der Bischöfe, und verwarf selbst deren gerechtesten und gegründesten Ansprüche. An diese wie an die weltlichen Fürsten machte er oft die härtesten und unbilligsten Forderungen, deren Erfüllung er alsdann, bald blos schon durch die Furcht vor seiner Macht, bald auch durch offenbare Waffengewalt erzwang; kurz, Heinrich glaubte Alles, was nur immer innerhalb der Grenzen seiner Macht lag, sich erlaubt und durch den Zweck gerechtfertigt *). Aber daher nun auch bald überall Erbitterung, Groll und Haß. „Heinrich wendet,“ klagten endlich viele der Fürsten, „seinen Verstand oft nur dazu an, um die ungerechtesten Ansprüche hervorzusuchen und diese gewaltsam geltend zu machen; und ein in Braunschweig aufgestellter, den Rachen weit aufsperrender Löwe deutet sinnbildlich des Herzogs wilde Natur und dessen räuberische, kein Recht anerkennende Entwürfe an.“ Diese zum Theil sehr gegründeten, zum Theil auch übertriebenen Beschwerden führten endlich zu einem Bunde, der,

*) Aber dieser Zweck war kein anderer, als unaufhörliche Vergrößerung seiner Macht und endlich völlige Unabhängigkeit von Kaiser und Reich.

sobald der Kaiser in dem obenerwähnten Jahre Deutschland den Rücken gewendet hatte, eine ungemein blutige, sich weit ausbreitende Fehde zur Folge hatte. Die vornehmsten der gegen Heinrich Verbündeten waren der Erzbischof von Magdeburg, die Bischöfe von Bremen, Lübeck und Hildesheim, der Landgraf Ludwig von Thüringen, der Markgraf Albert von Brandenburg, dessen Söhne, der Markgraf Otto von Camburg und der Pfalzgraf Adelbert von Sommerseburg, zu denen noch viele andere, obgleich minder mächtige Grafen und Edeln gehörten. Der Angriffsplan ward höchst wahrscheinlich von Heinrichs ärgstem Feinde, dem Erzbischof Rainald von Cöln entworfen. Von einer Seite brach der Landgraf Ludwig von Thüringen in die Länder des Herzogs ein und eroberte Haldensleben, auf der andern zog Graf Christian von Oldenburg gegen Bremen und bemächtigte sich dieser Stadt um so leichter, da die Einwohner, denen die Herrschaft des Herzogs weit drückender schien, als die frühere ihres Erzbischofes, sehnlichst eine Regierungsveränderung wünschten. Als Heinrich sah, daß seine Feinde von allen Seiten in seine Besitzungen eindrangen, ergriff er sogleich die kräftigsten Gegenmaßregeln. Durch den slavischen, ihm jetzt treu ergebenen Fürsten Pribislav deckte er die nördlichen Grenzen seiner Staaten; dem tapfern Grafen Heinrich von Orlamünde übertrug er die Vertheidigung der holsteinischen, stormarischen und wagrischen Länder. Er selbst wandte sich zuerst östlich, trieb überall seine Feinde zurück und drang beinahe bis an die Thore von Magdeburg vor. Mit gleicher Schnelligkeit eilte er hierauf gegen Bremen; hier wartete Graf Christian seine Ankunft gar nicht ab, sondern zog sich schleunigst nach Friesland zurück; und so durfte Bremen sich jetzt noch Glück wünschen, daß der

Herzog sich mit einer, von den Einwohnern zu erlegenden Geldbuße von tausend Mark Silbers begnügen wollte *). Erzbischof Hartwig von Bremen, durch sein Alter und seine Erfahrungen vorsichtig gemacht, trat nicht alsogleich gegen den Herzog feindlich auf, sondern seinen Sitz in Bremen aufgebend, lebte er ruhig in Hamburg und, dem Scheine nach, um die Händel seiner Nachbarn völlig unbekümmert, sprach er nur Worte des Friedens aus. Als aber die Verbündeten ihm endlich versprachen, ihm wieder zum Besitze des Stammschlosses seines Hauses, der Stadt Stade, sammt der dazu gehörigen Grafschaft, was beides der Herzog ihm vorenthielt, wieder zu verschaffen; so fing er an Waffen und Lebensmitteln zu sammeln und seine Burgen und Schlösser zu befestigen. Dieses machte ihn dem Herzoge verdächtig, der nun nicht wartete, bis jener ihm den Fehdehandschuh schickte, sondern sogleich gegen Hamburg aufbrach, die Schaaren, welche der Erzbischof und der Bischof Conrad von Lübeck ihm entgegenstellte, zerstreute und den Erstern

---

*) Während Heinrich gegen Bremen zog und vor dieser Stadt lag, waren freilich die Verbündeten wieder vorgerückt und, Alles verwüstend, in die Länder des Herzogs eingefallen. Sobald sie aber erfuhren, daß Heinrich seinen Rückmarsch angetreten und in Eilmärschen gegen sie heranzöge, eilten sie eben so schnell wieder zurück und verkrochen sich hinter die Mauern ihrer festen Städte und Schlösser. Ueberhaupt hatte Heinrich auf allen seinen Feldzügen, gegen Dänen, Obotriten und andere slavischen Völker, so wie auch in Italien, nie ein Gefecht bestanden, aus dem er nicht als Sieger hervortrat, was endlich auch besonders bei den Slaven das Vorurtheil der Unüberwindlichkeit Heinrichs erzeugte, so daß sie, sobald sie ihn an der Spitze seiner Schaaren erblickten, gewöhnlich schon in Verwirrung und Unordnung geriethen.

zwang nach Magdeburg zu entfliehen. Gleicher Weise verjagte Heinrich nun auch den Bischof von Lübeck, der ohnehin ihm bisher die Huldigung hartnäckig verweigert hatte.

3. So war die Lage der Sachen im nördlichen Deutschland, als Friederich im Frühjahre 1168 zurückkam. Schon als der Kaiser sich den Grenzen Deutschlands näherte, hatten die in Fehde gegen einander begriffenen Fürsten ihre Waffen ruhen lassen. Man erwartete des Kaisers Ankunft in stiller Scheu, zwar ohne sie sehr zu feiern, jedoch auch ohne irgend eine Mißachtung blicken zu lassen; und Friederich benahm sich nun auch gleich wieder auf eine Weise, als wenn ihn gar kein Unglück getroffen hätte und er wieder wie ehemals als ein mit Sieg gekrönter Held zurückgekommen wäre. Mit seiner ihm eigenen Ueberlegenheit übernahm er daher unverzüglich wieder die Lenkung aller Reichsangelegenheiten und hielt ein paar Wochen darauf eine große Fürstenversammlung zu Frankfurt, vor welcher sämmtliche sächsische Fürsten erscheinen mußten. Sehr hart tadelte hier der Kaiser den Friedensbruch, dessen sie sich schuldig gemacht hatten. Er schrieb sogar ihren Streitigkeiten das Unglück zu, das in Italien über ihn gekommen; denn ihr Zwist, sagte er, hätte die Lombarden so verwegen gemacht von ihm abzufallen und zur Schmach der ganzen deutschen Nation sich gegen ihn zu erheben. Sowohl Herzog Heinrich als auch dessen fürstlichen Gegner nahmen diesen Vorwurf des Kaisers in aller Stille ehrerbietig für sich hin und erklärten sich sämmtlich bereit, ihre Sache dem Ausspruch des Kaisers zu unterwerfen. Da aber die gegenseitigen Forderungen und Ansprüche sich so sehr durchkreuzten, daß eine Ausgleichung derselben eine lange Untersuchung nothwendig machte, so ver-

tagte der Kaiser die Sache auf einen andern Hoftag, den er bald darauf in Würzburg hielt, wo er dann, weil doch diese Angelegenheit beendiget seyn mußte, wirklich den Streit entschied, und zwar, weil stets Italien im Auge haltend, auch wie ehemals wieder Alles zum Vortheile Herzog Heinrichs des Löwen, so daß dieser weder an seinen Besitzungen noch an seinen Rechten den mindesten Verlust erlitt; sogar der Bischof Conrad mußte, bevor er zu seiner Kirche nach Lübeck zurückkehren durfte, dem Herzoge, als dessen Dienstmann, den Eid der Treue leisten, und da bald darauf der Erzbischof Hartwig starb, so sicherte dessen Tod nun dem Herzog Heinrich auch den fernern Besitz der Grafschaft Stade und der dazu gehörigen Stadt gleichen Namens.

4. So wenig auch die übrigen Fürsten mit des Kaisers Ausspruch zufrieden waren, der daher auch ihre feindseligen Gesinnungen gegen den Herzog für jetzt blos niederhalten, nicht aber sie tilgen konnte, weil auch wirklich Heinrich Vieles besaß, was er unrechtmäßig erworben und den wahren Eigenthümern abgedrungen hatte, so hielten sie jetzt doch den Frieden, wie der Kaiser ihn vorgeschrieben hatte. Eine Ausnahme machte jedoch ein Herr von ganz unbedeutender Macht, nämlich der Graf Wedekind von Dasenburg. Unter Raubzügen und ritterlichen Abentheuern erzogen und aufgewachsen, tapfer wie sein Schwert, dabei stolz auf die Festigkeit seiner Burg, und im höchsten Grade aufgebracht über die feige Nachgiebigkeit der übrigen Fürsten, seiner bisherigen Bundesgenossen, die sich jetzt dem Herzoge auf das neue wieder überliefert hätten, verwarf er den von dem Kaiser vorgeschriebenen Frieden. Ganz allein, auf eigene Faust und eigene Rechnung setzte daher Wedekind den Krieg fort, machte räuberische Einfälle

in die Besitzungen Heinrichs und erlaubte sich mancherlei Unfug gegen denselben. Diesem Unwesen machte jedoch der Herzog bald ein Ende, er überfiel den Grafen auf einem seiner räuberischen Streifzüge und machte ihn zu seinem Gefangenen. Dem wilden Ritter ward seine Gefangenschaft bald unerträglich. Er beschwur also den Landfrieden und gelobte dem Herzog Treue und Gehorsam. Aber kaum wieder in Freiheit gesetzt, brach er auf das neue los und wüthete noch heftiger als vorher. Heinrich sah sich genöthigt, den unbändigen Rittersmann auf seiner Burg Dassenburg zu belagern. Aber diese war so stark befestigt, hatte eine so ungemein glückliche Lage, war auch so reichlich an Lebensmitteln versehen, daß Wedekind den Belagerern, besonders weil er wußte, daß, wenn sie ihm auch alle Zufuhr von Außen abschnitten, dennoch dadurch noch lange kein Mangel auf der Burg entstehen würde, kühn und in aller Sicherheit trotzen zu können glaubte. Wirklich hatte auch die Belagerung, ohne bedeutende Fortschritte gemacht zu haben, schon ein paar Monate gedauert, als es endlich dem Herzog einfiel, den Felsen, auf welchem die Burg lag, durch Bergleute vom Harze untergraben zu lassen. Als diese einige Zeit gearbeitet hatten, stießen sie auf den Brunnen, aus dem die Besatzung mit dem nöthigen Wasser versehen ward. Dieser ward alsogleich verstopft und Wedekind nach wenigen Tagen aus Mangel an Wasser gezwungen, sich und die Seinigen, nebst der Burg und Allem, was darin war, dem Herzoge auf Gnade oder Ungnade zu ergeben.

5. Indessen fand Kaiser Friederich auch mehr als eine Gelegenheit, seine eigene Hausmacht zu vermehren. Schon das letzte Unglück in Italien, das so vielen Fürsten das Leben kostete, war doch

für den Kaiser wieder in so weit ein Glück, daß er die so beträchtlichen Güter seines Neffen Friederichs von Schwaben erbte. Einige Zeit darauf ward er auch Erbe sämmtlicher, so ungemein bedeutender Erbgüter des welfischen Hauses. Durch den Tod seines einzigen Sohnes, des jungen Welf, den, wie man sich erinnern wird, die bei Rom ausgebrochene Pest sich ebenfalls zu ihrem Opfer ausgesucht hatte, ward der alte Welf tief gebeugt. Zwar goß wie gewöhnlich die Zeit bald wieder ihren lindernden Balsam in das trauernde Herz des alten Welf, aber dennoch ward er von dieser Zeit an für Alles, was um ihn her geschah, im höchsten Grade gleichgültig. Die ihm noch übrigen Jahre wollte er jetzt nun recht gemächlich und unter dem ununterbrochenen Wechsel sinnlicher Vergnügungen, in Lust und Freude verleben. Er nahm seinen Sitz in Memmingen, sammelte um sich her eine Menge lustiger und geldarmer Ritter, Schmarozer, Spaßmacher, Sänger, Histrione und Schalksnarren jeder Art, verschwendete ungeheure Summen in üppigen Gelagen, prachtvollen Festen, herrlichen Jagden, kostbarer Kleidung und noch andern Vergnügungen, zu denen auch schon Mädchen gehört haben sollen. Zu diesem ungeheueren, tollen Aufwande reichten die Einkünfte seiner, obgleich so großen Besitzungen nicht hin. Er sprach also seinen Neffen, den Herzog Heinrich den Löwen um Geld an; dieser war aber damals nicht im Stande, große Geldsummen wegwerfen zu können, und die Unterstützungen, die er seinem Oheim zufließen ließ, waren demnach auch nur sehr spärlich *). Aber diesen Umstand wußte

*) Schon der Krieg gegen die wider ihn verbundenen Fürsten hatte Heinrichs Kassen einigermaßen erschöpft, auch die Verwüstungen, die sie in mehreren Theilen der

der Kaiser, ebenfalls ein Neffe des Herzogs Welf, sehr klug zu seinem Vortheil zu benutzen. Er gab dem alten Verschwender so viel Geld, als derselbe nur haben mochte, worauf dieser, aus Dankbarkeit für solche freundliche Dienstleistungen, dem Kaiser nicht nur alle seine Reichslehen in Italien, das Herzogthum Spoleto, die Markgrafschaft Tuscien, die Herrschaft in Sardinien sogleich abtrat; sondern auch bald darauf, mit Uebergehung seines andern Neffen, Heinrichs des Löwen, der unstreitig der rechtmäßige Erbe gewesen wäre, ihm auch das Eigenthum aller Stammgüter des welfischen Hauses übergab, und sich diese nur während seines Lebens als Lehen ertheilen ließ. Ein paar Jahre vor seinem Tode erwachte der alte Welf doch endlich aus seinem Sinnentaumel, rief Juta, seine von ihm verstoßene Gemahlin,

herzoglichen Besitzungen angerichtet hatten, die Einkünfte auf einige Jahre geschmälert, zudem erforderten die neuen Anlagen, die der Herzog in den eroberten slavischen Ländern machte, wo er Kirchen und Klöster erbauete, sie reichlich ausstattete, und zur Sicherheit des Landes mehrere feste Burgen und Schlösser errichten ließ, wie auch die vielen Gebäuden und Verschönerungen, mit denen er seine von ihm so sehr geliebte Stadt Braunschweig, seine gewöhnliche Residenz, schmückte, ebenfalls sehr große Summen, so daß dem Herzog unmöglich noch vieles Geld zum Wegleihen übrig bleiben konnte. Zudem ist es sehr begreiflich, daß ein Herr, wie Heinrich, der ein erklärter Feind aller Verschwendung und unnöthiger Pracht war, und durch seinen strengsittlichen Wandel sich so sehr auszeichnete, daß der Geschichtschreiber Radewich ihn den Cato seiner Zeit nannte, nur mit dem größten Unwillen auf die Ausschweifungen seines Oheims hinblicken konnte, besonders da es vorauszusehen war, daß der alte Welf durch seine verschwenderische Lebensweise auch die Erbgüter seines Hauses, als deren rechtmäßigen Erben sich Heinrich betrachten konnte, noch um vieles vermindern werde.

wieder zurück, entfernte Schmarotzer und Histrionen von seinem Hofe, führte ein eingezogenes, für sein Alter anständigeres Leben, machte auch den Armen, Geistlichen und Klöstern reichliche Geschenke, und suchte auf diese Weise das Aergerniß wieder gut zu machen, das er durch seine bisherigen Ausschweifungen ganz Deutschland gegeben hatte.

6. Dem Beispiele Welfs folgten bald noch mehrere andere reiche und zum Theile auch ziemlich mächtige Herren, die ebenfalls, ohne männliche Erben dem Grabe sich nähernd, den Kaiser zu ihrem Erben einsetzten. So der Graf Rudolph von Pfullendorf, dessen Gemahlin eine Schwester der Mutter des Kaisers war; ferner die Herren von Schwabek, Warthusen, Bibra, Horningen, Schwanhausen, Biederkan, Werde und endlich auch der sehr reiche Graf von Lenzburg. Zudem bemächtigte sich jetzt auch Friederich, gleich nach dem, um diese Zeit eintretenden Tode seines Schwiegervaters, des Grafen Rainold, sämmtlicher Erbgüter desselben in Burgund *). Alle diese Erwerbungen suchte nun Friederich seinem Hause zu versichern, und dadurch, daß er sie unter seine Söhne vertheilte, auch jenem alten Herkommen Genüge zu leisten, dem zu Folge ein deutscher König die großen Reichslehen nicht in seiner Hand behalten, nicht Reich und Reichsamt mit einander vereinigen sollte. Seit der Geburt seines ältesten Sohnes Heinrich hatte Friederichs Gemah-

*) Um den Herzog Bertold von Zähringen zu entschädigen, drang Friederich ihm die Statthalterschaft in dem vormaligen Reiche Arelat auf, was zwar sehr ehrenvoll war, aber weder Macht noch Einkünfte brachte, daher der Kaiser zur Entschädigung auch noch die Schirmvogtei über die Hochstifte Lausanne, Genf und Silten hinzufügte.

lin ihm noch mehrere Söhne geboren, theils vor der letzten Heerfahrt nach Italien, theils in den sieben Jahren, in denen er sich jetzt in Deutschland aufhielt. Am Pfingstfeste des Jahres 1169 ließ er auf dem Reichstage zu Bamberg, auf den Vorschlag des Erzbischofes Christian von Mainz, seinen ältesten Sohn Heinrich zu seinem Nachfolger wählen. Heinrich befand sich damals noch in sehr zartem Kindesalter, zählte kaum fünf Jahre, ward aber dennoch gleich darauf am Feste Mariä Himmelfahrt, von dem, nach Rainalds Tode auf den erzbischöflichen Stuhl von Cöln erhobenen Erzbischof Philipp in Aachen feierlich gekrönt. Seinen zweiten Sohn Friederich ernannte der Kaiser zum Herzoge von Schwaben und bestimmte ihm die Erbschaft des Herzogs Welf und des Grafen von Pfullendorf. Seinem dritten Sohne Conrad verlieh er das Herzogthum Franken, so wie die Güter und Lehen seines verstorbenen Vetters, des Herzogs Friederich von Rothenburg. Des Kaisers vierter Sohn, Otto, wurde zum Reichsverweser in Burgund ernannt und ihm die Erbschaft seines Großvaters, des Grafen Rainold zugetheilt. Nachher ward dem Kaiser noch ein Sohn geboren, der den Namen Philipp erhielt. Diesem ward nichts zugetheilt, und zwar aus dem ganz einfachen Grund, weil sein Vater der Kaiser nichts mehr auszutheilen hatte. Diesen letzten Sohn soll Friederich, wie allgemein versichert ward, zum geistlichen Stand bestimmt und sich schon mit dem Gedanken geschmeichelt haben, daß, da ein kaiserlicher Prinz gewöhnlich schon frühzeitig die Cardinalswürde erhielt, auch dieser sein Sohn Philipp einst sehr wohl noch den päpstlichen Stuhl besteigen könnte.

7. Friederichs Zorn gegen den Papst Alexander scheint indessen sich um vieles gemildert zu haben,

aber demungeachtet und obschon Friederich, wie wir gleich sehen werden, schon damals im Sinne hatte, mit dem Papste in Unterhandlungen zu treten, wollte er dennoch den neugewählten Erzbischof von Sulzbach blos deßwegen nicht anerkennen, weil er sich zu dem rechtmäßigen Papst Alexander bekannte. Nach dem Tode nämlich des ehrwürdigen, von seiner Kirche vertriebenen Erzbischofes Conrad *), war Adelbert, Sohn des Königes Wratislav von Böhmen, von der Geistlichkeit, den Lehnleuten, das heißt, dem Adel, und dem Volke einstimmig, auf völlig canonischem Wege zum Erzbischof erwählt worden. Nach seiner Wahl ward der neue Erzbischof auch zu dem Reichstage nach Bamberg geladen, auf welchem Friederichs Sohn Heinrich zum König sollte gewählt werden. Als aber Adelbert jetzt im ganzen erzbischöflichen Ornat und mit dem Pallium in Bamberg erschien und Friederich erfuhr, daß Papst Alexander demselben diesen erzbischöflichen Schmuck gesandt habe, erzürnte er darüber so sehr, daß er den Erzbischof gar nicht vorließ und ihm gebot, sich unverzüglich von seinem Hofe zu entfernen **). Aber noch weit unverzeihlicher war es

---

*) Dieser fromme, höchst ehrwürdige Oberhirt hatte sich ein paar Jahre vor seinem Tode in das Kloster Adenont zurückgezogen, alle jene, gegen die er den Bann geschleudert hatte, wieder davon gelöst und bis zu seinem Tode ganz ruhig und gottergeben gelebt. Selbst der Kaiser erkannte die Heiligkeit Conrads, hatte es daher nach seiner Rückkehr nach Deutschland nicht gewagt, den Heiligen auf irgend eine Weise in seiner Ruhe zu stören.

**) Aber der junge, auf canonischem Wege gewählte und von dem Papst Alexander anerkannte Erzbischof Adalbert war nicht gesonnen, blos auf das Wort des Kaisers seiner erzbischöflichen Würde zu entsagen. Von der Geistlichkeit, den Lehnleuten und allem Volke gleich

von Friederich, daß, als jetzt der Afterpapst Paschal auf dem Vatican, wohin ihn der Erzbischof Christian von Mainz zurückgeführt hatte, im September des Jahres 1168 gestorben war *), und einige

aufrichtig geliebt, blieb er in Salzburg, bis endlich der Kaiser mit Heeresmacht heranzog und das Erzstift auf das neue zu verwüsten drohete, wenn man ihm den mindesten Widerstand leisten würde. Durch diese Drohungen erschüttert, verließ Adalbert Salzburg und begab sich zu seinem Vater, dem Könige Wratislav von Böhmen. Da aber der Kaiser von Adalberts Anhänglichkeit an Alexander den Schluß machte, daß auch dessen Vater ein eifriger Anhänger dieses Papstes seyn müßte, so traf einige Zeit darauf auch den Wratislav der Zorn des Kaisers. Uneingedenk der vielen und großen Dienste, die ihm dieser alte Freund diesseits und jenseits der Alpen, so viele Jahre hindurch geleistet hatte, entsetzte Friederich denselben der königlichen Würde und gab dessen Königreich oder Herzogthum Böhmen dem Sobieslav, einem entfernten Anverwandten des Entthronten. Der Vorwand zu dieser harten, ja wohl grausamen Behandlung war, weil Wratislav seinen Sohn Friederich, ohne Zustimmung des Kaisers zu seinem Nachfolger ernannt hatte, als wäre Böhmen kein Lehen des römischen Reiches, sondern ein eigenes, selbstständiges Reich mit erblicher Herrschaft, und wegen dieser Anmaßung stieß nun der Kaiser den Vater von dem Throne und beraubte auch dessen Sohn Friederich des väterlichen Erbes. Unstreitig hatte Wratislav gefehlt; aber dieser Fehler, wenn er auch Folge einer stolzen Anmaßung gewesen wäre, hätte nicht eine so harte, so ganz schonungslose Behandlung verdient.

*) Die Nachricht von Paschals Tode hatte die ganze christliche Welt mit Freuden erfüllt, denn niemand zweifelte jetzt mehr an baldiger Beendigung des die Kirche wie die Staaten so sehr verwirrenden Schisma. Aber eben so groß und allgemein war nun auch die Trauer, als man vernahm, daß der Kaiser, durch Aufstellung eines neuen Afterpapstes, vorsätzlich, ja wohl muthwillig, die traurige Spaltung in der Kirche noch länger zu unterhalten, sogar sie noch mehr zu erweitern suche.

Anhänger des Verstorbenen den ehemaligen Abt Johann von Struma, der sich jetzt Calixt III. nannte, zum Papst gewählt hatten, er, der Kaiser, diese hinter Strauchhecken vorgenommene Wahl bestätigte *), Calixts Abgeordnete, die sich Cardinäle und päpstliche Legaten nannten, wirklich als solche auf dem nämlichen Reichstage in Bamberg annahm, und eben dadurch den Calixt als rechtmäßigen Papst anerkannte, mithin Alexander auf das neue wieder verwarf.

Dadurch sank aber nun Friederich auch ganz ungemein in der Meinung aller christlichen Völker. Jede, man will nicht gerade sagen, wahrhaft religiöse Seele, sondern überhaupt jeder Mensch, der in seiner Brust noch ein kirchliches Bedürfniß fühlte, konnte nicht anders als mit Aerger und Unwillen auf den Kaiser hinblicken. Wirklich ist auch Friederichs Benehmen und Betragen bei dem Tode Paschals ganz unbegreiflich und unerklärbar, außer man müßte annehmen, welches auch nicht ohne alle Wahrscheinlichkeit ist, daß es dem Kaiser mit dem Papstthum des Calixtus gar nicht Ernst war und, daß er den Schattenpapst, den er ohnehin jeden Augenblick wieder vernichten konnte, nur deßwegen einstweilen anzuerkennen sich die Miene gab, um dadurch in den Unterhandlungen mit Alexander, die er jetzt anzuknüpfen schon gesonnen war, Etwas einsetzen zu können, um den Papst seiner Seits ebenfalls zu einer oder der andern Concession zu bewegen.

*) Schwerlich möchte je wohl eine solche schandbare Winkelwahl statt gehabt haben. Man kennt nicht einmal den Ort, wo sie vor sich gegangen. Eben so wenig sind auch die Namen der Wählenden bekannt. Cardinäle können sie nicht gewesen seyn, denn von den schismatischen Cardinälen war keiner mehr am Leben. Uebrigens soll dieser Abt von Struma, bevor er so tief fiel und von dem Oberhaupte der Kirche sich trennte, kein Mann ohne alles Verdienst gewesen seyn. Einige Zeit vorher hatte ihn Papst Alexander zum Bischofe von Tuscolo ernannt.

8. Indessen hatte sich das Band zwischen dem Papste und den Longobarden noch enger und fester geknüpft. Diese hatten gleich nach dem Abzuge des Kaisers, zwischen Pavia und Asti eine neue Stadt angelegt und sie, zu Ehren des Papstes, Alexandria genannt. Die Erbauung und Befestigung dieser Stadt fand eine solche allgemeine Theilnahme, daß sie mit einer ungemeinen Schnelligkeit, gleichsam wie durch ein Wunder sich aus der Erde erhob und in kurzer Zeit sich so sehr bevölkerte, daß sie schon im Jahre 1170 — wie wenigstens erzählt wird — ein Heer von fünfzehn tausend Mann zu Fuß und zu Pferde in das Feld zu stellen im Stande war. In dem so eben erwähnten Jahre begaben sich die Consuln der neuen Stadt nach Benevent, wo der heilige Vater sich damals aufhielt, überreichten ihm die Schlüssel von Alexandrien und übergaben die Stadt ihm und der römischen Kirche als ein zinsbares Eigenthum *). Der Kaiser, der wohl einsah, welche feste und mächtige Stütze der lombardische Bund an dem römischen Stuhle haben werde, suchte nun auf listige Weise dieses Bündniß zu trennen. Bald nach dem Reichstage zu Bamberg schickte er

*) Das neu erbaute und auf das beste befestigte Alexandrien gewährte dem Bunde auch den gemeinsamen Vortheil, daß es das Gebiet der Stadt Pavia, die dem Bunde noch nicht beigetreten war, obgleich sie in freundschaftlichem Verhältnisse mit demselben stand, von dem Gebiete des Markgrafen von Montferrat trennte, der noch immer eine feindliche Stellung gegen den Bund beibehielt. Uebrigens ward überhaupt auch die Lombardei durch diese neue, nicht leicht zu nehmende Festung, von dieser Seite gegen feindliche Einfälle und deren Fortschritte noch mehr gedeckt und gesichert. Die Lombarden, welche Alexandria erbauten, hatten den Platz dazu sehr verständig und mit vieler Sachkenntniß gewählt.

daher nach Benevent an den Papst Alexander eine Gesandtschaft, an deren Spitze der Bischof Eberhard von Bamberg stand. Die Gesandten hatten den Auftrag, mit dem Papste um Eintracht und Frieden zu unterhandeln, aber sie hatten auch noch den besondern Auftrag, diese Unterhandlungen nur im Geheim und ganz allein mit dem Papste zu pflegen. Daß dieses von Seite des Kaisers wieder blos ein Werk der Arglist war, wird sich sogleich aus dem Gange der Unterhandlungen ergeben. Aber Alexander durchschauete den Kaiser. Er errieth den Zweck desselben, der offenbar kein anderer war, als die Lombarden gegen den Papst mißtrauisch zu machen und sie von ihm loszureißen. Um nicht in diese, von Friederich ihm gelegte Schlinge zu gerathen, gab Alexander alsbald von den Absichten des Kaisers dem Bunde Nachricht und forderte ihn auf, ihm aus jeder der verbündeten Städte einen angesehenen Mann zu schicken, die alsdann sämmtlich Zeugen der Unterhandlungen seyn sollten, welche er mit den kaiserlichen Gesandten pflegen würde. Dem Wunsche des Papstes kam der Bund sogleich bereitwillig entgegen und seine Abgeordneten kamen zur bestimmten Zeit zu Veroli in Campanien an, wohin der Papst sich eben dieser Gesandtschaft wegen begeben hatte *). Nicht blos von seinem ganzen Consistorium, sondern auch von sämmtlichen Abgeordneten der verbündeten Städte umgeben, empfing Alexander die kaiserlichen Gesandten. Der Bischof Eberhard nahete sich dem Papste, küßte ihm die Füße und sprach zu ihm mit aller, dem höchsten Oberhaupte

*) Die kaiserlichen Gesandten hatten nämlich Bedenken getragen, das Gebiet des Königes von Sicilien zu betreten, welches jedoch nothwendig gewesen wäre, wenn der Papst sie in Benevento hätte empfangen wollen.

der Kirche gebührenden Ehrerbietung. Er bat hierauf um eine geheime Unterredung. Mit Zustimmung der, den Papst umgebenden Cardinäle und Städteabgeordneten ward ihm diese gestattet, jedoch unter der Bedingung, daß der Papst das, was er von den Gesandten vernehmen würde, bevor er eine Antwort darauf ertheile, der ganzen Versammlung bekannt machen dürfe. In der geheimen Audienz eröffnete nun Bischof Eberhard dem Papste: „Der Kaiser wolle Alles anerkennen und aufrecht erhalten, was Alexander als Papst angeordnet habe *)." Aber über die Anerkennung des Papstes selbst, und über den Gehorsam des Kaisers gegen ihn, sprach er nur in allgemeinen, höchst zweideutigen Ausdrücken, und als der Papst in ihn drang, hierüber eine unumwundene deutlichere Erklärung zu geben, antwortete er, daß er nicht wagen dürfe, andere Worte zu gebrauchen als die, welche ihm wären vorgeschrieben worden. Von diesen Eröffnungen erstattete der Papst alsogleich der ganzen Versammlung Bericht, und ertheilte hierauf in Gegenwart derselben dem Bischof Eberhard, nachdem er ihm wegen der Uebernahme eines solchen Auftrages einen sehr ernsten Verweis gegeben hatte, folgende Antwort: „Wir sind

*) Aber gerade zu derselben Zeit, als mit dem Papste diese Unterhandlungen gepflogen wurden, in welchen Friederich versprach, alles aufrecht zu erhalten, was Alexander als Papst angeordnet habe, zog er mit Heeresmacht gegen Salzburg und vertrieb den Erzbischof Adalbert blos deßwegen, weil Alexander ihn in seiner bischöflichen Würde bestätiget hatte. In seinem Kampfe gegen die Kirche muß bei dem Kaiser das Gefühl seiner Ohnmacht sehr drückend gewesen seyn, daß er, seiner Würde uneingedenk, unaufhörlich zu solchen niederen, Seiner so unwürdigen Künsten der Verstellung, der Arglist, des Truges und der Lüge seine Zuflucht nehmen konnte.

bereit, den Kaiser vor allen Fürsten der Welt zu ehren, zu lieben und seine Rechte und Gerechtsame unverletzt zu bewahren; zuvor aber muß er die heilige römische Kirche, die ihn zu dem Gipfel des Reiches erhoben hat, lieben und ihre Freiheit sicher stellen.“ Mit dieser Antwort entließ der Papst die Gesandtschaft. Als der Kaiser diesen Ausgang der Unterhandlungen mit dem Papste und dessen letzte Antwort erfuhr, entflammte er auf das neue in Zorn gegen den heiligen Vater und erklärte auf einem, in demselben Jahre (1170) zu Fulda gehaltenen Hoftage, daß Roland, der sich Alexander der Dritte nenne, von ihm nie als Papst würde anerkannt werden.

9. Aber des Kaisers Zorn, wie seine Drohungen waren eitel und leere Worte, so lange er nicht mit einem ansehnlichen Heere wieder über die Alpen gehen konnte. Unstreitig lag dem Kaiser eine neue Heerfahrt nach Italien längst schon am Herzen. Bei Allem, was bisher Friederich in Deutschland gethan und gewirkt, hatte er stets die Lombardei im Auge gehabt, und sein Geist war gewiß öfters in Italien als im deutschen Vaterlande. Jede Gelegenheit und jede Veranlassung suchte Friederich schon von dem Augenblicke an, wo er aus Italien zurückgekommen war, stets zu benutzen, um die Gemüther zu einer neuen Heerfahrt über die Alpen vorzubereiten. Aber die, ohnehin an sich schon so gehässigen italienischen Züge waren, besonders seit dem letztern, so verhängnißvollen Zuge gegen Rom, der deutschen Nation nur noch weit gehässiger worden, und aller geheimen Bemühungen des Kaisers ungeachtet waren doch sämmtliche Fürsten einer neuen Heerfahrt nach Italien im höchsten Grade abgeneigt. Um dieser sich auf eine anständige Weise zu entziehen,

unternahm sogar Herzog Heinrich der Löwe, den der Kaiser durch Gunstbezeugungen und Versprechungen ganz vorzüglich für seine italienischen Plane bearbeitete, eine Pilgerreise nach dem Orient zu dem heiligen Grabe: ein Unternehmen, das nach der Denkart der damaligen Zeit für so verdienstvoll und Gott so wohlgefällig gehalten ward, daß Niemand demselben irgend ein Hinderniß in Weg legen durfte, vielmehr es auf alle Weise zu begünstigen und zu fördern sich verpflichtet fühlen mußte *). Nach der

*) Diese, zum Theil auch aus frommem Verlangen unternommene Pilgerreise hatte, sowohl in sittlicher und religiöser, als auch profaner Hinsicht, für den Herzog sehr bedeutende Folgen, wovon er zwar jezt die entferntesten auch nicht von weitem noch ahnen konnte. Auf den ganzen Charakter Heinrichs hatte dieselbe den wohlthätigsten Einfluß, sie läuterte und erweiterte seine religiösen Begriffe, belehrte ihn über Wahrheiten, die ihm entweder bisher völlig unbekannt waren, oder doch nur ganz dunkel seiner Seele vorschwebten, und veredelte dabei alle Gefühle seines Herzens, denen sie eine höhere, über alles menschliche Treiben weit erhabenere Richtung gab, so daß Heinrich, als er, nachdem er an allen heiligen Orten dem frommen Drange seines Herzens Genüge geleistet hatte, aus dem Orient zurückkam, als ein ganz anderer, völlig umgewandelter Herr in der Mitte seiner Unterthanen erschien, deren Loos nun auch von jezt an weit segenreicher ward, als es vorher durch eine ziemlich lange Reihe von Jahren gewesen war. Die beiden Männer, denen der Herzog vorzüglich, wo nicht ausschließlich diese glückliche Umwandlung zu danken hatte, waren der Bischof Conrad von Lübeck, einst des Herzogs Freund, hierauf dessen heftiger Gegner, aber jezt wieder zur alten Ergebenheit zurückgekehrt, ein Herr, eben so gelehrt und einsichtsvoll als wahrhaft fromm, daher seit einiger Zeit allen Welthändeln völlig fremd und von ganzer Seele blos auf treue Erfüllung seiner hohen, heiligen Berufspflichten gerichtet, und dann auch, und vielleicht in noch vorzüglicherm Maße, der eben so sehr durch ächte Gelehrsamkeit und

Abreise des Herzogs hielt der Kaiser im Monat März desselben Jahres einen sehr zahlreich besuchten Hoftag, auf welchem er eine Heerfahrt nach Italien

hohe Frömmigkeit, als auch durch treue Ergebenheit an den Herzog und dessen Haus, vor allen ausgezeichnete Abt Heinrich von Braunschweig. Beide ehrwürdige Prälaten trauerten tief über das, die Kirche jetzt so sehr betrübende Schisma. Beide bekannten sich zu dem rechtmäßigen Papste, und der Abt hatte die Reinheit seiner Seele um so vollkommener bewahrt, da er, weil auf dem berüchtigten Reichstage in Würzburg nicht gegenwärtig, auch dem Papste Alexander nicht jenen Absagseid geschworen hatte, den alle Bischöfe und Fürsten, aus Furcht vor dem Kaiser hatten schwören müssen. Der Bischof wie der Abt theilten nun hierüber dem Herzoge ihre Ansichten wie ihre Ueberzeugung mit, entwickelten ihm die wahre Lage der Sache, belehrten ihn über die Grundsätze, die, wie den übrigen christlichen Monarchen und deren Geistlichkeit, auch dem Kaiser und dessen Bischöfen zur unabänderlichen Richtschnur hätten dienen müssen, und bewirkten, daß der Herzog, dessen Herz sich früher schon zu Alexander hingeneigt hatte, denselben nun als den einzigen rechtmäßigen Papst und wahres Oberhaupt der Kirche Gottes erkannte. Unstreitig ward diese Ueberzeugung auch nachher für den Herzog das stärkste Motiv, dem Kaiser auf seiner abermaligen Heerfahrt nach Italien keine Heeresfolge zu leisten. Gegen seine Grundsätze und lebendige Ueberzeugung konnte der Herzog unmöglich des Kaisers Genosse und Gefährte auf einem Zuge seyn, der vorzüglich blos den Sturz des rechtmäßigen Oberhauptes der Kirche und die Erhebung jenes verächtlichen Winkelpapstes auf den Stuhl des heiligen Petrus zum Zwecke hatte. Wovon aber leider nachher, wie wir gleich sehen werden, der Sturz des Herzogs, dessen Achtserklärung, Verlust der beiden Herzogthümer Sachsen und Bayern und mehrjährige Verbannung aus Deutschland die traurigen Folgen wurden, wofür ihn jedoch die dadurch von ihm errungene Palme eines treuen und standhaften Bekenners Jesu und dessen heiliger Kirche hinreichend entschädigen konnte.

auf das neue wieder und zwar weit dringender als bisher zur Sprache brachte. Die Lombarden, sagte er, und der Cardinal Roland, der sich Papst nenne, so wie dessen sämmtliche Anhänger gingen damit um, ihm, dem Könige der Deutschen, das römische Kaiserthum zu entreißen und dieses den Griechen zu übertragen; eine Schmach, welche die deutsche Nation, ohne sich in den Augen der ganzen Welt zu entehren, durchaus nicht dulden dürfte. So sehr auch diese, vorzüglich gegen den Papst gerichtete Anklage von der Wahrheit abwich; so machte doch schon der blose Gedanke, daß dergleichen etwas geschehen könnte, auf die versammelten Fürsten einen solchen Eindruck, daß sie sämmtlich die Nothwendigkeit einer neuen Heerfahrt nach Italien laut anerkannten, jedoch bei allem dem noch immer keine allzugroße Bereitwilligkeit dazu zeigten, indem ihr endlicher Beschluß dahin ausfiel, daß diese Fahrt erst nach Verlauf von zwei Jahren stattfinden sollte*). Nichts war für den Kaiser verdrüßlicher als diese Verzögerung. Je

*) Es ist unbekannt und auch schwer zu errathen, aus welchen Gründen sie diesen Aufschub verlangten, und der Kaiser, der doch das Dringende eines neuen Römerzuges einsah, auch dieses Verlangen der Fürsten genehmigte. Daß man diese Zeit nothwendig habe, um sich zu diesem Feldzuge gehörig zu rüsten: dieß konnte unmöglich der Vorwand seyn, den die Fürsten ihrem Begehren zum Grunde legten. Um die Unabhängigkeit eines selbstständigen Reiches, das, wenn ein äußerer Feind es anzugreifen drohete, erst zwei Jahre nöthig hätte, um sich in Stand zu setzen, seinem Feinde entgegenzurücken, würde es wahrhaftig sehr bald geschehen seyn. Zudem unternahm auch noch, gerade während dieser zwei Jahre, der Kaiser gegen die Polen einen Feldzug, dessen Veranlassung man eben so wenig kennt, wie das Endresultat desselben, der aber, wie gesagt wird, sowohl für den Kaiser als die deutsche Nation sehr ehrenvoll gewesen seyn soll.

länger er sich den Italienern nicht zeigen konnte, desto tiefer sank sein Ansehen, desto mehr verschlimmerten sich seine Angelegenheiten, während im Gegentheil der lombardische Bund in jedem Jahre immer noch mehr erstarkte. Mit Ausnahme Pavia's hatten beinahe alle italienischen Städte sich demselben einverleibt; die weltlichen Vasallen waren demselben ebenfalls beigetreten, Einige, wie der Graf von Blandrate, durch Waffengewalt dazu gezwungen, Andere, wie der Graf von Malespina, der dem Kaiser auf dessen Flucht aus Italien einen so wichtigen Dienst geleistet hatte, aus eigenem freien Willen. Auch die Stadt Mailand blühete so schnell und kräftig auf, daß man jetzt schon in ihr die künftige Königin aller italienischen Städte wieder erblickte. Endlich mußte auch Alexanders Ansehen und der Glaube an ihn, wie das Vertrauen auf ihn unter allen christlichen Völkern sich stets noch mehr befestigen, immer noch tiefere Wurzeln schlagen, so daß dessen Sturz, wenn diesen der Kaiser auch wirklich noch für möglich hielt, doch immer noch weit schwieriger für ihn ward. Friederich sah jetzt die Nothwendigkeit ein, in Italien, bis er selbst dahin kommen würde, einen einsichtsvollen, dabei sehr schlauen und entschlossenen Mann zu haben, der seinem so sehr erschütterten und schon tief gesunkenem Ansehen wo möglich wieder einigermaßen aufhelfen könnte. Dazu wählte er den Erzbischof Christian von Mainz, der damals bei ihm in eben so hoher, vielleicht noch höherer Gunst, als ehemals selbst der Erzbischof Rainald, stand.

10. Um seinen geheimen Absichten zu entsprechen, hätte der Kaiser keinen geschickteren Mann finden können, als den, welchen er wirklich gewählt hatte. Der Erzbischof sollte die wenigen Freunde und An-

hänger des Kaisers durch die nahe Aussicht auf dessen baldige Ankunft in Italien mit neuem Muth beseelen, durch dasselbe Gerücht auch Friederichs Gegner eben so sehr schrecken, den lombardischen Bund, wo nicht völlig aufzulösen, doch wenigstens so viel möglich zu lockern suchen, gegenseitiges Mißtrauen unter den verbündeten Städten erregen, dadurch die Ausführung aller ihrer, zur weitern Verbreitung und Befestigung des Bundes genommenen Beschlüsse lähmen, einige der bedeutendsten Städte besonders Lodi, Cremona und Pisa von dem Bunde hinweglocken, und für die Sache des Kaisers wieder zu gewinnen. Zum Mittelpunkt solcher, nach allen Seiten sich verzweigenden geheimen Umtriebe war keine Stadt besser geeignet als Pavia, Genua und Venedig. Die erstere Stadt war dem Bunde nicht beigetreten, hatte aber bisher stets ein gutes Vernehmen mit demselben zu erhalten gewußt, und die beiden großen und reichen Handelsstädte Genua und Venedig, stets blos besorgt, ihren Handel immer noch mehr auszudehnen, die Schiffe aller handeltreibenden Völker in ihren Häfen zu sehen, daher mit allen in ununterbrochenen freundschaftlichen Verhältnissen zu stehen, waren ebenfalls dem Bunde nicht beigetreten, standen aber mit den meisten der verbündeten Städte in Handlungsverbindung, waren daher durchaus nicht gesonnen, zum Untergange des Bundes sich auf die Seite seiner Feinde, das heißt, des Kaisers und dessen Anhänger zu stellen. Von diesen drei Städten aus konnten also alle Versuche, Friederichs geheime Zwecke zu erreichen, nach allen Seiten hin gemacht werden.

11. Erzbischof Christian von Mainz war ein Mann von einer ganz ungewöhnlichen geistigen Superiorität, voll Verstand und Kenntniß, sechs lebende Sprachen mit gleicher Leichtigkeit sprechend, jedem

Geschäfte gewachsen, dabei kühn und entschlossen, vor keinen Schwierigkeiten zurückschreckend und stets unerschöpflich an Hülfsmitteln. Er war nicht blos Priester, sondern auch Krieger, nicht blos Bischof, sondern auch Feldherr. An dem Altar stand er — so wird von ihm erzählt — mit einer, ihm ganz eigenen würdevollen, jedem Gemüthe Ehrfurcht einflößender Haltung, und brachte er das heilige Opfer dar, so geschah dieß mit einem so feierlichen Ernste und einer, wenigstens dem Aeußern nach, so glühenden Andacht, daß alle Anwesende erbaut und von der Andacht des opfernden Hohenpriesters zu gleicher Andacht entzündet wurden. Stand aber Christian nicht mehr vor dem Altar, sondern an der Spitze eines Heeres, dann tummelte er sein wildes Streitroß mit solcher Kraft und Gewandtheit herum, daß selbst der kühnste Roßbezähmer es ihm hierin nicht vorzuthun vermochte. Unter seinem hyazinthfarbenen Oberkleide trug er alsdann einen eisernen Harnisch, auf dem Haupte einen stark vergoldeten Helm und in der Hand eine schwere, dreieckige Keule. Seinen ungestümmen Muth unterstützte eine ungewöhnliche Körperkraft, und es wird erzählt, daß er eines Tages in einem sehr hitzigen Treffen mehr als neun Feinde mit eigener Hand getödtet, auch nicht selten denen, die sich eines großen Vergehens schuldig gemacht, mit der Faust alle Zähne eingeschlagen habe *). Uebrigens wird ihm zum Vorwurf ge-

*) Es ist doch sonderbar, daß Hände, die zu heilig waren, als daß sie sich, zur Leistung des Homagiums, in die Hände eines Laienfürsten legen durften, dennoch nicht heilig genug waren, um nicht auch Streitkolben zu führen, und damit im Kriege den Leuten des Gegners Kopf und Gehirn zu zerschmettern. Eben so möchte auch die humane Sitte dieses Erzbischofes, gewissen Verbrechern mit der Faust alle Zähne einzuschlagen,

macht, daß ihm schöne Mädchen, Pferde, Esel und Maulthiere mehr sollen gekostet haben, als dem Kaiser dessen ganze Hofhaltung; er daher auch, um solchen Aufwand zu bestreiten, ansehnliche Regalien veräußert habe *).

12. Gegen Ende des Jahres 1171 verließ der Erzbischof Deutschland, konnte aber, um alles Aufsehen zu vermeiden, nur ein sehr schwaches Gefolg mit sich über die Alpen nehmen. Er mußte auf seiner Reise, um den Waffen und Nachstellungen der Lombarden zu entgehen, die größte Vorsicht beobachten. Bei seiner vertrauten Bekanntschaft mit allen Localitäten des Landes vereitelte er doch alle Wachsamkeit der Lombarden, ging kühn durch die Lombardei, setzte mit starken und schnellen Pferden durch eine Fuhrt des Tanaro und erschien plötzlich zum allgemeinen Erstaunen in Genua als Gesandter des Kaisers. Von den Consuln wie von den Einwohnern Genua's ward er mit der, seinem Character als Erzbischof und Bevollmächtigter des Kaisers, gebührenden Ehrenbezeugungen empfangen. Darüber erzürnte der Bund und sperrte die Zufuhr der Lebensmittel nach Genua. Diese Sperre dauerte doch nicht sehr lange Zeit, sondern nur so lange, bis der Unwille der Lombarden gegen die Genueser wieder verraucht war. Zwar nicht Alles, doch sehr Vieles gelang jetzt dem Erzbischofe, besonders so lange er die Versicherung einer baldigen Ankunft des Kaisers mit einem zahlreichen Heere in Italien seinen Verheißungen zum Grunde legen konnte. Alle

---

schwerlich in dem damaligen Mainzer Pönitentiale gestanden haben.

*) Meretrices, equi et asini habuerunt in curia sua majores expensus, quam tota curia Regis.

Städte und fürstliche Herren in ganz Mittelitalien, von Spoleto bis zu den Grenzen Apuliens, wußte er zum Trotz des lombardischen Bundes, ja selbst dem Papste zum Trotz, wo nicht gerade in vollkommener Treue gegen den Kaiser, doch wenigstens bei dem Namen desselben zu erhalten. Im Monate März des folgenden Jahres hielt Christian einen großen und zahlreich besuchten Landtag in Siena. Es fanden sich ein die Markgrafen von Montferrat und Ancona, die Grafen Guido und Aldobrandini und die Abgeordneten beinahe aller Städte in Tuscien und der Mark Romagna. Er schwur einen feierlichen Eid, daß er alle Streitigkeiten mit der größten Unparteilichkeit entscheiden werde, vermittelte auch den Frieden zwischen Genua und Pisa, vereitelte einen offenen Angriff der Stadt Florenz in Verbindung mit Pisa gegen das kaiserliche Schloß St. Miniato, konnte aber mit aller seiner Kunst der Ueberredung doch nicht verhindern, daß beide Städte sich jetzt nur noch enger mit dem Städtebund der Lombarden gegen den Kaiser vereinigten. Als jetzt das Jahr 1173 verflossen war, ohne daß der Kaiser in dieser Zeit nach Italien gekommen wäre, auch die Aussicht auf dessen baldige Ankunft sich mehr und mehr trübte, ward auch der Stand des Erzbischofes immer schwieriger. Aber obgleich er jetzt nicht alle Hindernisse überwinden konnte, unterlag er doch keiner derselben, blieb sich stets gleich und eben so wenig sank daher auch das große Ansehen, in welchem er in ganz Italien bei den Freunden wie bei den Gegnern des Kaisers stand. In dem Jahre 1174 wagte endlich der Erzbischof eine Unternehmung, die, wenn sie fehlschlug, dem Kaiser keinen Nachtheil brachte, im Falle aber daß sie gelang, ihm große, besonders in ihren Folgen höchst wichtige Vortheile verschaffte.

13. Die Sache betraf die Stadt Ancona. Diese bildete einen eigenen Freistaat, der kaum etwas mehr als zwanzig tausend Bürger zählte, aber dennoch bisher stets seine volle Unabhängigkeit zu behaupten gewußt hatte. Seit das römische Kaiserthum an die deutsche Nation war übertragen worden, bekannte sich Ancona zwar stets zu dem Namen der deutschen Kaiser, ohne jedoch daß diese, wenigstens so viel man weiß, eine landesherrliche Gewalt darüber ausgeübt hätten. Aber eben dadurch ward Ancona für die Deutschen ein Gegenstand des Aergernisses. Zweimal ward sie von denselben belagert; das erste Mal von Kaiser Lothar, und vor einigen Jahren, wie man sich erinnern wird, auch von Kaiser Friederich. Aber Ancona hatte eine ungemein günstige Lage, war durch Kunst und Natur gleich stark befestiget. Von zwei Seiten vom Meere umgeben, hatte sie nur eine einzige zugängliche Seite, auf der sie aber hohe und dicke Mauern, tiefe Gräben, feste Thürme und Bollwerke jeder Art gegen einen feindlichen Angriff schützten. Der Hof von Constantinopel zählte zwar Ancona noch immer zu den, dem griechischen Reiche gehörigen Städten, aber der That nach stand sie, ohne dem griechischen Kaiser unterthänig zu seyn, blos unter dem Schutze desselben; aber zwischen beiden bestand doch fortwährend eine sehr freundschaftliche Verbindung, durch welche Ancona schon einigemal in Fällen der Noth Hülfe erlangt hatte, auch ihr Seehandel nicht wenig war gefördert worden. Dieses, für den kleinen italienischen Freistaat so glückliche Verhältniß hatte eine sehr feste Grundlage, nämlich in dem eigenen Interesse des griechischen Hofes, der, weil noch immer träumend von einer Wiedereroberung des südlichen Italiens, durch das ihm völlig ergebene Ancona sich ein, in das Herz Italiens führendes Thor stets geöffnet erhalten wollte.

Diese Stadt wollte nun der Erzbischof für den Kaiser erobern, für den deren Besitz in Beziehung auf die Städte Mittelitaliens, ja auf Rom selbst, wie auf die sicilianischen Besitzungen, gewisser Maßen sogar auch auf den lombardischen Städtebund von ungemeiner Wichtigkeit gewesen seyn würde. Mit Hülfe der Städte und Vasallen in Tuscien und der Romagna, zum Theil auch durch eigene Werbungen, brachte der Erzbischof ein Heer zusammen, zwar nicht sehr zahlreich, jedoch immer hinreichend, um eine schwach bevölkerte, mitten im Frieden überfallene und daher auf keinen feindlichen Anfall vorbereitete Stadt zu überraschen und sich ihrer zu bemächtigen. Aber zur Belagerung Anconas bedurfte er durchaus einer sehr ansehnlichen Flotte und diese hoffte der schlaue Erzbischof, der alle und selbst die geheimsten Verhältnisse aller italienischen Städte, besonders der bedeutendsten derselben, genau kannte, mit Zuversicht von Venedig zu erhalten. Der damals schon so übermächtige venetianische Wasserstaat war im Grunde nicht feindlich gegen Ancona gesinnt; denn er glaubte in ihr noch lange nicht eine, ihm vielleicht einst gefährlich werdende Nebenbuhlerin befürchten zu müssen. Aber Venedig strebte nach einer ausschließlichen Herrschaft über das Meer und daher auch, wegen Ancona's so schönen, sichern und geräumigen, am adriatischen Meere gelegenen Hafens, nach dem Besitze dieser Stadt. Obgleich nun die Venetianer dem lombardischen Bunde gegen den Kaiser beigetreten waren, so kam jetzt doch zwischen dessen Gesandten, dem Erzbischofe Christian und dem venetianischen Staate ein Bündniß gegen Ancona zu Stande*),

*) Bei dem so verschiedenartigen, sich von allen Seiten so sehr durchkreuzenden Interesse der einzelnen italienischen Städte konnte unter denselben unmöglich ein fester Verein auch nur von einiger Dauer zu Stande kommen.

wahrscheinlich blos für die Zeit der Belagerung und Eroberung derselben; und als nun im April des Jahres 1174 Christian mit einem Landheer vor Ancona ankam, um sie von der Landseite einzuschließen, erschien auch eine venetianische Flotte von vierzig Schiffen vor der Stadt, legte sich vor ihrem Hafen und dessen Mündung vor Anker und schnitt den Belagerten alle Verbindung mit dem Meere und über dasselbe ab *).

14. Sogleich begann jetzt die höchst merkwürdige, über sechs Monate dauernde Belagerung von Ancona. Der hitzige, kampflustige Christian ließ die Stadt alsogleich mehrere Tage nacheinander unaufhörlich bestürmen. Sturm folgte auf Sturm, aber jeder ward von den tapfern Anconaten siegreich zurückgeschlagen. Ein und derselbe Heldengeist beseelte jetzt alle Klassen der Einwohner von Ancona; alle wollten lieber sterben, als ihre Stadt und mit dieser ihre Freiheit verlieren. Diese heldenmüthigen Gesinnungen theilte sogar auch das zärtere Geschlecht und selbst die Frauen wetteiferten mit den Männern in Vaterlandsliebe, Entschlossenheit und Selbstaufopferung.

Das Gesammtwohl des Bundes brachte jede Stadt stets ihrem eigenen, oft blos vermeintlichen Privatvortheil zum Opfer; und so schloß nun Venedig, obgleich zu dem Bunde gehörend, dennoch gerade mit dessen ärgstem Feinde ein Bündniß; daher auch der lombardische Städtebund, den blos die größte, gemeinsame Gefahr in das Leben gerufen hatte, auch, sobald diese nur einigermaßen vorüber war, wieder sogleich von selbst zerfiel.

*) Unter den venetianischen, Ancona von der Seeseite belagernden Schiffen befand sich das größte Schiff der damaligen Zeit; es führte den Namen: die ganze Welt. — Ein Beweis, daß es den Venetianern mit Ancona nicht wenig ernst war.

So z. B. drang eine vornehme Wittwe, Namens Samura, uneingedenk der Schwäche ihres Geschlechtes, mit einem Schwert umgürtet und mit einer brennenden Fackel in der Hand bis zu den feindlichen Belagerungsmaschinen vor und steckte dieselben in Brand. — Ein Geistlicher, Namens Johannes, stürzte sich zur Zeit des hochgehenden Meeres in die Fluthen und schwamm, trotz des in Menge auf ihn gerichteten Wurfgeschützes, zu dem venetianischen Hauptschiffe, schnitt dessen Ankerthau entzwei und brachte es dadurch in solche Gefahr, daß die Besatzung den größten Theil der ganzen, in Kriegsbedürfnissen jeder Art bestehenden Ladung in das Wasser werfen mußte. — Als der Erzbischof diese Entschlossenheit und diesen tapfern, von ihm gar nicht erwarteten Widerstand der Einwohner sah, ließ er von dem Stürmen ab, entfernte sogar sein Lager etwas weiter von der Stadt, fuhr aber fort, sie von allen Seiten einzuschließen, in der sichern Hoffnung, sie bald durch Hunger zu gewinnen. Dieser Plan wäre dem Erzbischof beinahe gelungen. Er und die Venetianer hatten die Zeit zur Belagerung der Stadt sehr klug gewählt; man war am Ende des Winters, die Einwohner hatten alle ihre Wintervorräthe aufgezehrt, die Zeit der Erndte war noch ferne und an Errichtung von Magazinen konnten die Bürger Ancona's um so weniger denken, da sie mitten im Frieden lebten und keinen feindlichen Angriff befürchteten. Als es daher in kurzer Zeit an Lebensmitteln zu mangeln anfing, schickten die Einwohner einige Bevollmächtigten in das feindliche Lager, um mit dem Feldherrn-Bischof in Unterhandlungen zu treten und durch Verheißung einer großen Geldsumme ihn zur Aufhebung der Belagerung zu bewegen. Diesen Abgeordneten antwortete der Erzbischof durch folgendes Gleichniß: „Eine Löwin, die

in einem großen Walde von Jägern und Hunden verfolgt ward, that ihren Verfolgern großen Schaden, zerriß sogar mehrere, die sich ihr zu sehr naheten. Endlich gelang es, die Löwin in einer Höhle einzusperren. Als sie nun hier von Hunger und Durst ganz erschöpft war, bot sie für ihre Freiheit die Klaue des einen Fußes. Würdet Ihr nun wohl den Jägern rathen, dieses Anerbieten anzunehmen?" „Ja wohl," erwiederten die Abgeordneten, „würden wir dazu rathen; besonders wenn die Löwin nebst der Klaue auch noch einen Ohrzipfel hergeben will; denn wenn man Etwas an beiden Enden einmal festhält, wird man sich bald des Ganzen bemächtigen können. Uebrigens erlaubt uns, gnädiger Herr Erzbischof! daß wir euch ebenfalls ein Gleichniß vorlegen: Ein Vogelfänger stellte sein Netz auf und konnte alsobald sieben Tauben fangen, welche herbeiflogen. Dessenungeachtet wollte er das Netz nicht eher zuziehen, bis alle übrigen Vögel, die auf den umherstehenden Bäumen saßen, ebenfalls in sein Netz geflogen seyn würden. Aber plötzlich flogen einige Falken vorüber und die Tauben, dadurch geschreckt, flogen sämmtlich davon, und zwar nicht nur die, welche noch auf den Bäumen saßen, sondern auch jene, die sich schon in dem Netze befanden, so daß der Vogelfänger, statt sieben Tauben, nun auch nicht eine einzige hatte." Der Erzbischof wollte das Witzspiel nicht weiter fortsetzen, im Gegentheil ärgerte er sich über das, von den Abgeordneten vorgebrachte Gleichniß, fuhr sie hart an und erklärte, daß es für die Einwohner kein anderes Rettungsmittel gebe, als sich und ihre Stadt auf Gnade oder Ungnade zu ergeben. Aber dazu hatten Ancona's tapfere Bürger keine Lust. Die Belagerung dauerte also fort, aber eben so auch der hartnäckige Widerstand der Einwohner, die öftere Ausfälle

machten und unaufhörlich das Heer der Belagerer beunruhigten. Leider gesellte sich jedoch zu dem äußern Feinde auch noch ein innerer. Die, welche über die Vorräthe gesetzt waren, berichteten nämlich den Einwohnern, daß die vorhandenen Lebensmittel höchstens nur noch für wenige Tage hinreichen würden. Auch den Kühnsten entsank jetzt der Muth. Das Leben ist des Menschen höchstes Gut und zu allen Zeiten gab es stets nur äußerst Wenige, denen die Freiheit höher als das Leben stand. Der allgemeine Beschluß fiel also dahin aus, daß man, weil vom Hunger gezwungen, dem Feinde die Thore von Ancona öffnen müsse. Aber gerade in diesem entscheidenden Augenblick trat ein fast hundertjähriger Greis in der Versammlung auf und sprach: „Wundert Euch nicht, daß ich, der ich von dem Ziele meines Lebens kaum noch einige Schritte entfernt bin, dennoch vor allen Andern mit Euch zu reden begehre. Ich suche nicht meinen Vortheil, auch nicht Eure Gunst; dem Grabe schon so nahe, findet in meiner Brust kein anderes Verlangen mehr Raum, als jenes, das sich über diese Zeitlichkeit hinaus erstreckt. Aber tief schmerzt und betrübt es mich, daß ich, aus dem Leben scheidend, mein Vaterland in einer traurigen, hoffnungslosen Lage zurücklassen soll. Hört also, was ich zu Euerm Besten Euch vortragen will. Vor sieben und dreißig Jahren belagerte Kaiser Lothar mit großer Macht unsere Stadt. Aber der Rath, dessen Mitglied ich damals war, folgte weisen Rathschlägen und leistete so tapfern Widerstand, daß Lothar, der schon Herr unserer Stadt zu seyn glaubte, beschämt wieder abziehen mußte. Dasselbe, wie Ihr Euch erinnern werdet, unternahm vor einigen Jahren auch der Kaiser Friederich; jedoch eben so vergeblich. Sollte nun das, was Kaisern und Königen mißlang, einem, seines

Amtes nicht einmal würdigen Bischofs gelingen? Ueberlasset Euch keinen falschen Hoffnungen; traut keinen Verträgen; denkt an das Schicksal Mailands, Crema's, Tortona's und so vieler anderer Städte. Es ist besser für Euch, Gras und Kräuter zu essen, als Euch in eine solche Sclaverei zu stürzen. Vor Allem macht einen Versuch, auf jede Weise Hülfe und Lebensmittel von Außen zu erhalten; mißlingt aber Beides, dann werft Alles, was Ihr habt, in das Meer, stärkt Euch hierauf mit des Menschen letzter Nahrung, dem heiligen Abendmahle, und sterbt dann, tapfer kämpfend, als freie Männer." Diese Rede belebte und befeuerte wieder auf das neue den Muth der Einwohner. Da ein griechischer Gesandte, der jetzt ebenfalls in Ancona eingeschlossen war, auf das feierlichste versprach, daß sein Herr, der Kaiser, alle Auslagen, wie groß sie auch seyn möchten, nachher reichlich wieder ersetzen werde; so wurden dadurch auch die jetzt nothwendig zu machenden Anleihen ungemein erleichtert. Mit vielem Gelde und starken Creditbriefen versehen schifften drei sehr angesehene Männer auf einem leichten Kahn mitten durch die venetianische Flotte hindurch, kamen glücklich auf dem Schlosse der Gräfin Abruda von Bertinoro *) an, und baten diese, daß sie die Bewaffnung aller waffenfähigen Mannschaft auf ihrem Gebiete erlauben möchte. Die edle Gräfin bewilligte sehr gerne diese Bitte, und nun hatten die drei Ab-

*) Die Gräfin Abruda von Bertinoro war von der Familie der reichen und mächtigen Frangipani, die bekanntlich von jeher dem römischen Stuhle ergeben waren, zum Schutze desselben kein Opfer scheueten, und stets den thätigsten Antheil an Allem nahmen, was dazu führte, die Widersacher des heiligen Vaters, sowohl innerhalb als außerhalb Roms zu demüthigen, oder sie völlig zu unterdrücken.

geordneten schon nach wenigen Tagen eine ziemlich zahlreiche Schaar geübter Krieger zu ihrer Verfügung. Aber zu dem nämlichen Zwecke war auch ein Edelmann aus Ferrara, Namens Wilhelm Marchiselli, in die Lombardei geeilet, hatte in kurzer Zeit einen sehr ansehnlichen Haufen kriegslustiger Söldner angeworben und war mit diesen schon auf dem Rückwege begriffen, als einer seiner eigenen Anverwandten, Peter Traversario, ebenfalls von einer Schaar Bewaffneter begleitet, ihm in den Weg trat und geradezu erklärte: „er sey ein treuer Lehnsmann des Reiches und ein besonderer Freund des Erzbischofes Christian, der auch Kanzler des Reiches wäre, und werde daher nie gestatten, daß du Söldner gegen ihn nach Ancona führest.“ Nach langem Verhandeln und vielen Reden hin und her kamen endlich die beiden Verwandten mit einander überein, daß beide Theile ihre Mannschaft entlassen, aber ihre Bemühungen vereinigen sollten, Ancona, wo möglich, durch Vermittelung zu retten. Dieser getroffenen Abrede zu Folge entließ nun Traversario seine Schaar; auch Wilhelm Marchiselli that dem Scheine nach dasselbe, bemerkte aber dabei seinen Leuten: „sie möchten als kluge Männer selbst überlegen, ob er sie ihres früher geleisteten Eides entbinden könne und was bei dieser Sache für sie geziemend sey.“ Diesen Wink verstand Abelard, Marchiselli's Bruder, und kaum hatte der Letztere sich entfernt, als Abelard zu jenem sagte: „Mein Bruder ist weder Papst noch Bischof, kann demnach auch keinen Eid lösen. Wir haben geschworen Ancona zu befreien und wollen es daher auch im Vertrauen auf Gottes Beistand versuchen.“ Zu spät sah jetzt Traversario ein, daß er mit Entlassung seiner Mannschaft zu voreilig gewesen und der schlaue Marchiselli ihn überlistet habe. Aber nun vermochte er die Vereinigung der Schaaren

Marchiselli's mit der Mannschaft der Gräfin von Bertinoro nicht mehr zu verhindern. In Ancona hatte indessen die Hungersnoth den höchsten Grad erreicht. Schrecklich ist das Gemälde des Elendes, das jetzt in der Stadt herrschte, und grausenvoll die Bezeichnung der Mittel, mit denen die unglücklichen Einwohner ihr Leben zu fristen suchten. Ein Eselskopf war blos bisweilen die Speise der Vornehmsten und Reichsten der Einwohner, denn er kostete drei bis vier Goldstücke. Alle andern nährten sich viele Tage blos von Mäusen, Ratten, Seegras und gekochtem Leder. Mütter öffneten ihre Adern, um aus ihrem Blute Nahrung für ihre Kinder zu bereiten. Säuglinge starben in den Armen ihrer abgezehrten, völlig erschöpften Mütter. Da traten endlich die meisten Frauen zusammen und sagten zu den Männern: „Ist denn das Fleisch der Esel eine schmackhaftere Speise als unser Fleisch? Schlachtet und esset uns, oder werft uns in das Meer; denn wir wollen lieber sterben, als in die Gewalt Derjenigen fallen, denen Gerechtigkeit und Mitleiden gleich fremd sind.“ Aber an Verzweiflung grenzend ward die Lage der Einwohner, als jetzt von Marchiselli und den drei anderen ausgesandten Männern Briefe einliefen, welche dringend zur Uebergabe riethen, indem die Lombarden keine Mannschaft zu stellen wagten, und auch die Gräfin von Bertinoro ihr Versprechen zurückgenommen habe. Trotz dieser grenzenlosen Noth beschloß man doch den nächsten Tag noch abzuwarten; und diese Standhaftigkeit brachte großen Lohn; denn statt jener von dem Erzbischofe listig unterschobener Briefe kamen jetzt ächte, nahe Hülfe verheißende Briefe an. Wirklich erschien auch schon in der folgenden Nacht das kleine Entsatzheer ganz in der Nähe der Stadt, zündete sogleich in der ganzen umliegenden Gegend eine un-

geheure Menge von Wachtfeuern an, und verkündete durch eine eben so große Anzahl von brennenden, an hohen Stangen befestigten Fackeln den Einwohnern von Ancona seine Ankunft, mithin auch das Ende ihrer Noth und ihres Elendes. Die ganze Bevölkerung der Stadt eilte nun auf die Mauern und begrüßte die Angekommenen mit lautem Jubel, der auch in dem Lager der Belagerer gehört ward. Aber dieses allgemeine, sich oft wiederholende Freudengeschrei, in Verbindung mit den vielen Wachtfeuern, von deren Menge man auf die Stärke des angekommenen Heeres schloß, dieses demnach sehr zahlreich glaubte, erregte bei dem Erzbischofe keine kleinen Besorgnisse. Bei der Möglichkeit, schon am folgenden Morgen angegriffen zu werden, sah er die Nothwendigkeit ein, sein Heer unverzüglich zu concentriren und auf einem Punkte es zusammen zu ziehen. Aber dadurch wurden jetzt mehrere Frontlinien der Stadt völlig frei und der angekommenen Hülfsmannschaft war es nun ein Leichtes, nicht nur Lebensmittel in Ueberfluß in die Stadt zu bringen, sondern zu deren fernern, noch stärkern Vertheidigung sich selbst hineinzuwerfen. Natürlich mußte jetzt der Erzbischof sein Vorhaben aufgeben. Von ihrer, selbst vor dem kühnsten Wagestück nicht zurückschreckenden Tapferkeit hatten die Einwohner schon viele Beweise gegeben, und ihre Streitkräfte waren jetzt durch die in ihre Stadt eingerückte Hülfsmannschaft auch noch bedeutend vermehrt worden. Zudem mußte er auch berücksichtigen, daß die zu einer Belagerung günstige Jahreszeit verflossen sey — man befand sich am Ende Octobers —, daß die jetzt nahende Kälte einem im Lager stehenden Heere höchst beschwerlich fallen müsse und die ungesunde Witterung gar leicht Krankheiten unter demselben erzeigen könnte, endlich auch, daß es ungemein schwierig seyn werde, mit

den venetianischen Schiffen in dieser Jahreszeit den Hafen von Ancona noch länger zu sperren; und da allen diesen Berücksichtigungen eine, dem Erzbischof angebotene bedeutende Geldsumme noch ein größeres Gewicht gab, so hob er die Belagerung auf und zog, gleich Allen, die früher dasselbe unternommen hatten, unverrichteter Dinge und nicht wenig beschämt vor der, schon seit sechs Monaten belagerten Stadt wieder ab, worauf auch die venetianische Flotte alsbald nach Hause segelte; und so war Ancona jetzt befreit und gerettet, und durch den Ruhm, den sie durch ihre während der Belagerung bewiesene ausdauernde Standhaftigkeit erworben hatte und wovon das, ohnehin alles übertreibende Gerücht sich schnell in ganz Italien verbreitete, für alles in den letzten Tagen ausgestandene Elend hinreichend entschädiget. Als jetzt am Ende Octobers des Jahres 1174 Erzbischof Christian die Belagerung von Ancona aufhob, stand Kaiser Friederich mit seinem Heere schon an der Grenze Italiens.

X.

Kaiser Friederichs fünfte Heerfahrt nach Italien. — Belagerung von Alexandria. — Waffenstillstand von Pavia. — Schlacht bei Legnano. — Friede von Venedig.

1. Zu Folge der, sowohl vom Erzbischof von Mainz als auch von einigen anderen, ihm noch ergebenen italienischen Herren erhaltenen Berichte sah der Kaiser nun ein, daß er seine Fahrt über die Alpen nicht länger verschieben dürfe. Am Ende Septembers desselben Jahres brach Friederich mit seinem bei Regensburg versammelten Heere auf. Obgleich nur wenige Fürsten, unter denen gerade der mächtigste Fürst Deutschlands sich nicht befand, und blos die rheinischen Bischöfe den Kaiser auf diesem

Zuge begleiteten, soll doch dessen Heer sehr stark gewesen seyn und achttausend geharnischte Reiter den Kern desselben gebildet haben *). Friederich nahm seinen Weg durch Burgund, durch dasselbe Land, das vor sieben Jahren Zeuge seiner schmäligen Flucht aus Italien gewesen war. An der italienischen Grenze angekommen, gab er seinem Marsch sogleich die Richtung auf Susa. Aber die Einwohner, eingedenk ihrer an dem Kaiser begangenen Majestätsverbrechen und die verdiente Strafe fürchtend, warteten dessen Ankunft nicht ab, sondern flohen sämmtlich aus der Stadt, die der Kaiser, als er ankam, völlig menschenleer fand. Er ließ sie an mehreren Orten in Brand stecken, Thore und Mauern niederreißen und Alles, was an eine Stadt Susa erinnern konnte, von Grund aus zerstören. Von Susa zog er nach Turin, das sich sogleich unterwarf und dem lombardischen Bund entsagte. Von Turin ging er nach Asti, deren Einwohner, nach einem kurzen Widerstand von wenigen Tagen, ebenfalls die Thore ihrer Stadt dem Kaiser öffneten und ihm den Eid der Treue schwuren. Friederichs Zorn gegen eine, blos ihm zum Trotze, aber zur Verherrlichung seines Feindes, des Papstes, erbaute Stadt, zog ihn jetzt sogleich nach Alexandria, und von seinem leidenschaftlichen Haß verblendet, unternahm er im Anfange des Winters die Belagerung einer auf das beste befestigten Stadt, deren Lage

*) Als die bedeutendsten der den Kaiser auf diesem Zuge begleitenden Herren werden, außer den rheinischen Bischöfen und Erzbischöfen, nur der Herzog von Böhmen und der Pfalzgraf Konrad bei Rhein, Bruder des Kaisers, genannt. — Höchst wahrscheinlich hatte Friederich einen großen Theil seines Heeres auf seinen eigenen Besitzungen zusammengebracht, vielleicht auch in Burgund einen Haufen kriegs- und beutelustiger Söldner anwerben lassen.

schon jede Belagerung erschwerte und von deren zahlreichen Bevölkerung er den tapfersten Widerstand erwarten mußte. Um sich zu rächen, vergaß Friederich, daß er Feldherr sey und dabei Alles, was Klugheit und Erfahrung ihm vorschreiben konnten. Aber der Anblick des feindlichen Heeres schreckte keinesweges die Einwohner; ihr Podesta Rudolph Concelli, ein Mann von festem Character, kühn und entschlossen, wußte ihnen einen Muth einzuflößen, der vor keiner Gefahr erschrack und kein Opfer scheuete. Zudem hatte der lombardische Bund ihnen einige Mannschaft zu Hülfe gesandt. Aber auch das kaiserliche Heer ward durch die Hülfstruppen des Markgrafen von Montferrat und der Stadt Pavia, welche vor Alexandria sich mit demselben vereinten, obgleich nicht sehr bedeutend verstärkt.

2. Am zweiten November begann die Belagerung. Aber schon nach wenigen Tagen trat ein solches anhaltendes Regenwetter ein, daß alle Flüsse aus ihren Ufern traten, die ganze Gegend um die Stadt herum überschwemmten und den größten Theil des kaiserlichen Lagers unter Wasser setzten. Als die Gewässer sich wieder verlaufen hatten, folgte ein ungemein harter und strenger Winter. Durch die Ueberschwemmung war ein großer Theil der Vorräthe im Lager verdorben worden, und die, durch das lange Regenwetter beinahe ganz unbrauchbar gewordenen Wege erschwerten ungemein die Zufuhren, die nicht selten mehrere Tage ausblieben. Mangel, Noth und Unzufriedenheit herrschten im Lager, endlich rissen auch Krankheiten unter den Menschen und verderbliche Seuchen unter den Pferden ein, und die Soldaten, die auf leichten Sieg und reiche Beute gehofft hatten, jetzt aber nebst dem Mangel an hinreichender Nahrung, auch noch außerordentliche Stra-

pagen auszustehen hatten, wurden so mißmuthig, daß viele ihre Fahnen verließen und aus dem Lager entflohen, und die Anzahl dieser Ausreißer soll nicht unbedeutend gewesen seyn. Hartnäckig setzte dessenungeachtet der Kaiser die Belagerung fort; aber eben so hartnäckig war auch der Widerstand der Einwohner. Diese machten unaufhörliche Ausfälle; täglich ward zwischen dem Graben und dem feindlichen Lager gefochten; aber mit jedem Tage stieg auch die gegenseitige Erbitterung, und bald hatten wieder dieselben grausamen und grausenvollen Scenen statt, die uns schon vor Crema und Tortona mit Abscheu erfüllt haben. Des Lebens keines einzigen Gefangenen ward geschont; auf beiden Seiten wurden sie entweder zusammengehauen, oder aufgeknüpft, oder grausam verstümmelt *). Der Winter war endlich

*) Ein Ereigniß, zwar unbedeutend an sich, aber weil eine Eigenthümlichkeit in dem Charakter Friederichs hervorhebend, dürfen wir hier nicht mit Stillschweigen übergehen. — Drei Gefangenen wurden vor den Kaiser geführt, der sogleich befahl, allen Dreien die Augen auszustechen. Zwei erduldeten die Qual. Als es aber an den dritten, einen noch ganz jungen Mann, kam, richtete der Kaiser die Frage an ihn, warum er sich gegen ihn und das Reich empört habe? „Nicht gegen Dich, gnädigster Kaiser," antwortete der Gefangene, „noch gegen das Reich habe ich gestritten; sondern ich habe den Befehlen meines Herrn gehorcht, der sich in der Stadt befindet, und dem ich bisher mit unverbrüchlicher Treue diente. Hätte mein Herr mir befohlen, für Dich zu streiten, so würde ich mit demselben Eifer auch für Dich gekämpft haben. Und wenn Du mir jetzt die beiden Augen ausreißen lässest, so werde ich doch fortfahren demselben zu dienen, wenigstens so viel, als ich es noch vermag." — Diese Treue eines Dieners gegen seinen Herrn gefiel dem Kaiser, und da Friederich wahrscheinlich den stillen Wunsch in seiner Brust nicht unterdrücken konnte, daß auch die Seinigen mit solcher treuen Anhänglichkeit ihm dienen möchten,

vorüber und die Belagerung doch noch nicht weit vorgerückt. Endlich ließ Friederich ein Werk unternehmen, von dem er sich die Eroberung Alexandriens mit Zuversicht versprach. Er ließ nämlich einen unterirdischen, weit in die Stadt führenden Gang graben, und diese Arbeit ward mit so vieler Geschicklichkeit und solcher Stille vollendet, daß die Einwohner nicht das mindeste davon bemerkten; mit diesen kam nun der Kaiser am grünen Donnerstag des Jahres 1175 wegen einer Waffenruhe überein, die bis nach dem zweiten Osterfesttage dauern sollte. Aber in der Erwartung, daß die Einwohner während dieser Tage sich der Ruhe und dem Schlafe überlassen würden, stellte er troz dem abgeschlossenen Gottesfrieden schon am folgenden heiligen Charfreitage, als es Nacht zu werden begann, sein Heer vor den Thoren der Stadt auf; eine Schaar auserwählter Krieger rückte in den unterirdischen Gang, mit dem Auftrage, sobald sie in der Stadt seyn würden, sich eines Thores zu bemächtigen, durch welches das Heer hereindringen könnte. Der erste Theil dieses Auftrages ward glücklich vollbracht, die Mündung des unterirdischen Grabens in aller Stille glücklich geöffnet, und mehrere feindliche Krieger standen auf einmal mitten auf dem Marktplaz der Stadt. Aber die Wachsamkeit der Einwohner war größer als man erwartet hatte. Die vielen überall mit großer Vorsicht ausgestellten Wachtposten bemerkten sogleich den aus der Erde hervorgekommenen Feind. Schnell durchflog der Ruf: zu den Waffen, alle Straßen der Stadt, und unter furchtbarem Kriegsgeschrei

---

so schenkte er dem jungen Mann die Strafe, gab ihm die Freiheit, gestattete ihm sogar zu seinem Herrn zurückzukehren, und auch die beiden Unglücklichen, die ihrer Augen schon waren beraubt worden, wieder dahin zurückzuführen.

strömten die Einwohner wohl bewaffnet von allen Seiten herbei. Die wenigen, schon in der Stadt befindlichen Deutschen mußten nun ihr Heil in der Flucht suchen, mehrere wurden jedoch niedergehauen, während einige andere sich von einer Bastion in den Graben stürzten. Als die, welche sich noch in dem unterirdischen Gange befanden, den Tumult und das schreckliche Geschrei hörten, mithin jetzt einsahen, daß sie und ihr ganzes Vorhaben entdeckt wären, wollten sie schleunigst wieder zu den Ihrigen zurückkehren; aber plötzlich stürzte nun die Decke des Ganges ein, und Alle, die sich noch darin befanden, wurden unter der einstürzenden Erde lebendig begraben. Aber dadurch gerieth auch das vor der Stadt aufgestellte Heer in Verwirrung und Unordnung, und Beides benutzend, brachen sogleich die Einwohner aus den Thoren heraus, erschlugen viele Deutschen, und verbrannten einen schon ganz nahe an eines der Thore gerückten Thurm mit der ganzen darauf befindlichen Besatzung.

3. Bisher hatten die verbündeten Städte noch immer gezögert, die belagerte Stadt zu entsetzen. Dieß geschah jedoch nicht aus Fahrläßigkeit oder unpatriotischer Gesinnung, sondern in der Ueberzeugung, daß Alexandria sich den Winter über würde halten können, um erst abzuwarten, bis die vielen Gefechte, auch Krankheiten und Mühseligkeiten jeder Art das kaiserliche Heer geschwächt, und den Muth seiner Krieger gebrochen haben würden. Aber jetzt zogen sechzehn der verbündeten Städte ihre Schaaren, wohl bewaffnet und trefflich gerüstet bei Piacenza zusammen, und rückten mit Heeresmacht gegen Alexandria vor. Als der Kaiser Kunde davon erhielt, sah er sich natürlicher Weise gezwungen, die Belagerung aufzuheben. Er verbrannte demnach alles

Belagerungszeug, und zog mit seinem Heere dem Feinde entgegen. Bei der Villa Guigella bekamen beide feindlichen Heere einander zu Gesicht, und beide schlugen einander gegenüber ihre Lager auf. Eine Schlacht schien unvermeidlich, und dennoch kam es nicht dazu, sondern zu friedlichen Unterhandlungen. Einige friedlich gesinnte, dem Bunde angehörige edle Männer, deren Herz sich zu dem Throne hinneigte, obgleich sie Friederichs Despotismus nicht minder verabscheuten, stellten den Lombarden vor, wie unsinnig es sey, sich so großen Gefahren auszusetzen, um den Kaiser der ihm zustehenden Rechte zu berauben, und wie leicht und räthlicher es sey, die gegenseitigen Forderungen, wodurch schon so viel Elend herbeigeführt worden, auf friedlichem Wege auszugleichen. Mit Bewilligung der Ihrigen begaben sie sich nun in das feindliche Lager, sprachen auch zu dem Kaiser dieselben Worte des Friedens und Friederich, der mit seinem jetzt so sehr schon zusammengeschmolzenen Heere eine Schlacht zu vermeiden suchte, erklärte: „er sey bereit das schiedsrichterliche Urtheil rechtlicher Männer anzunehmen, jedoch unbeschadet der Rechte des Reiches." Dasselbe erklärten auch die Lombarden, setzten aber dem Vorbehalt des Kaisers einen gleichen Vorbehalt entgegen, nämlich: unbeschadet ihrer und der römischen Kirche Rechte und Freiheiten. — Nun ward eine Zusammenkunft veranstaltet, bei der sich die Lombarden eben so demüthig und ehrerbietig gegen den Kaiser erwiesen, als dieser sich gnädig und herablassend gegen sie erzeigte. Die Frucht dieser Zusammenkunft war ein, unter dem 15. April des Jahres 1175 geschlossener Vertrag folgenden Inhalts: Es soll Waffenstillstand seyn zwischen dem Kaiser und sämmtlichen lombardischen Städten. Jede Parthei erwählt drei Schiedsrichter, zu welchen,

wenn sie sich über den einen oder andern Punct nicht würden einigen können, die Consuln von Cremona sollten beigegeben werden. Endlich ward auch noch die gegenseitige Freigebung der Gefangenen verfügt, und daß beide Theile ihre Heere entlassen sollten. Dazu verstand sich jedoch der Kaiser nur in so weit, daß er blos einen Theil seines Heeres entließ, wozu er auch ohne diesen Vertrag genöthiget gewesen seyn würde; denn die unglückliche Belagerung von Alexandria hatte eine große Unzufriedenheit in dem Heere erzeugt, besonders waren es die Böhmen, deren Schaaren die zahlreichsten bei dem Heere waren, welche hartnäckig auf der Heimkehr bestanden; zudem war auch die Zeit des Lehendienstes verflossen, und mehrere Grafen und Herren baten den Kaiser um die Erlaubniß wieder nach Deutschland zurückkehren zu dürfen. Diese Erlaubniß ward auch, sobald der Waffenstillstand geschlossen und beschworen war, Allen, die darum gebeten hatten, ertheilt. Der Kaiser selbst begab sich mit dem Theile des Heeres, der bei ihm bleiben wollte, nebst seiner Gemahlin nach Pavia *).

4. Hier begannen nun die sechs Schiedsrichter nebst den Consuln von Cremona ihre Arbeit, die aber, wie es vorauszusehen war, sehr lange dauern,

*) Aber gerade dadurch, und besonders weil der Kaiser gezwungen war, einen großen Theil seines Heeres zu entlassen, gewannen die Lombarden, wenigstens für den Augenblick, die Oberhand. Die Letzteren konnten schon in wenigen Wochen alle ihre Streitkräfte beisammen haben, während es für den Kaiser mehrerer Monate bedurfte, bis er ein neues Hülfsheer, über das er gewöhnlich erst noch mit den deutschen Ständen lange unterhandeln, bisweilen sogar sie darum bitten mußte, aus Deutschland über die Alpen herüber nach Italien herbeizuschaffen vermochte.

und doch nicht zu dem erwünschten Ziele führen würde. Unter dem Vorbehalt: unbeschadet der Rechte des Reiches, verstand Friederich die Aufrechthaltung sämmtlicher auf dem roncalischen Reichstage genommenen Beschlüsse; und unter dem ihrigen verstanden die Lombarden gerade die Aufhebung dieser Beschlüsse, wodurch ihre Rechte und Freiheiten schon so schwer wären verletzt worden, und in der Folge noch mehr würden verletzt werden; endlich würde auch die Untersuchung und Entscheidung, worin diese städtischen Rechte und Freiheiten eigentlich bestünden, eine geraume Zeit erfodert haben. Dieß Alles lag jedoch vollkommen in dem Interesse des Kaisers. Nur das Bewußtseyn seiner augenblicklichen Schwäche und der ungleich größern Zahl der lombardischen Streitkräfte, vielleicht auch die Furcht, zum zweiten Male als ein Flüchtling Italien verlassen zu müssen, hatten Friederich bewegen können, sich in einen Verkehr und in Unterhandlungen mit den Lombarden einzulassen. Zwar hatte er den, nach dem Abschluß des Waffenstillstandes zurückkehrenden Grafen und Herren schon Schreiben an sämmtliche Fürsten Deutschlands mitgegeben, in welchen er sie dringend auffoderte, um seine und des ganzen deutschen Reiches Ehre zu retten und zu rächen, ohne Zeitverlust mit ihren Schaaren nach Italien aufzubrechen und ihm zu Hülfe zu eilen. Aber bei der allgemeinen Abgeneigtheit aller deutschen Fürsten gegen die italienischen Züge, die jetzt größer als je war, konnte Friederich unmöglich erwarten, daß die verlangte Hülfe sobald noch erscheinen werde, ja kaum noch hoffen, daß im Frühjahre des nächsten Jahres ein neues deutsches Heer über die Alpen kommen würde. Was der Kaiser jetzt thun konnte war blos, daß er suchen mußte, Zeit zu gewinnen, mithin die Verhandlungen so viel wie möglich zu verlängern.

Eine Menge, ihrer Natur nach ganz fremdartiger Gegenstände zog Friederich daher in die Verhandlungen mit hinein, wie z. B. die Streitigkeiten zwischen Genua und Pisa, und noch anderer Städte, ferner die Angelegenheiten des sicilianischen Königes; endlich war sogar die Sprache von dem griechischen Kaiser in Constantinopel, dessen Verhältniß zu Italien ebenfalls in der allgemeinen Friedensverständigung mit aufgenommen werden müßte. Mit mehr Grund und besserem Rechte foderte jedoch der Kaiser auch, daß, da bei dem zwischen ihm und den Lombarden geschlossenen Vertrag auch von den Rechten und Freiheiten der römischen Kirche die Rede gewesen, nun ebenfalls der päpstliche Hof an den jetzt angeknüpften Verhandlungen Antheil nehmen müsse. Aber ohne allen Zweifel verstand der Kaiser unter den Rechten und Freiheiten der römischen Kirche etwas ganz Anderes, als der Papst und dessen Cardinäle darunter verstehen konnten, so daß auch dadurch die Unterhandlungen schon wieder in eine unabsehbare Länge konnten gezogen werden; kurz, Friederich wußte, durch Einmischung so vieler verschiedenen Gegenstände und Angelegenheiten, die Verhandlungen so zu verwirren und deren Stoff so sehr anzuhäufen, daß das Ende derselben gar nicht abzusehen war. Aber alles dieß wußte der Kaiser mit solcher Klugheit einzuleiten, daß er die Verhandlungen, sobald er wollte, jeden Augenblick wieder abbrechen konnte. Daß die Lombarden dieß nicht bemerkt haben sollten, ist unglaublich; wohl aber beweißt es, daß der lombardische Bund, sobald dringende Gefahr vorüber war, auch sogleich wieder nur matt, schwach und unentschlossen zu Werke ging.

5. Indessen erließ Friederich wirklich ein Schreiben an die Bischöfe Hubald von Ostia, Bernhard

von Ponte und den Cardinaldiakon Wilhelm, in welchem er den Wunsch äußerte, sich mit ihnen über die Herstellung des Friedens zwischen der Kirche und dem Reiche zu berathen und sie daher ersuchte, in aller Sicherheit zu ihm nach Pavia zu kommen. Alle drei folgten dieser Einladung, nachdem sie vorher von dem Papste eine Weisung erhalten hatten, die ihnen zur Richtschnur in ihren Unterredungen mit dem Kaiser dienen sollte. Aber wie allgemein Alexander auch in Italien als das rechtmäßige Oberhaupt der Kirche anerkannt ward, und mit welchem brennenden Verlangen man sich nach dem Kirchenfrieden sehnte, dieß zeigte sich wieder auf der Reise der drei Prälaten, denn, obgleich sie auf verschiedenen Wegen nach Pavia reisten, wurden sie doch von dem Volke, in der sichern Hoffnung, daß auch der Kaiser jetzt entschlossen sey, Alexander als Papst anzuerkennen, überall mit dem lautesten Jubel und den ungewöhnlichsten Ehrenbezeugungen empfangen. Von Piacenza aus gaben sie dem Kaiser Nachricht von ihrer Ankunft, erhielten eine zweite Einladung und gingen hierauf nach Pavia. Hier fanden sie eine ungemein freundliche und ehrenvolle Aufnahme. Gleich am folgenden Tage nach ihrer Ankunft gab ihnen der Kaiser auf dem Throne sitzend, von Fürsten und Herren umgeben, und unter dem Zulaufe einer ungeheuren Menge Volkes, eine öffentliche Audienz. Als die Bischöfe ihm gegenüber ihre Sitze genommen hatten, nahm Friederich den Hut ab und begrüßte sie in deutscher Sprache auf eine auffallend gütige und freundliche Weise. Der Cardinal und die Bischöfe nahmen zwar diese Begrüßung als die eines großen und mächtigen Monarchen mit der größten Ehrerbietung und Ehrfurcht an, erklärten aber, daß sie den Gruß nicht erwiedern könnten, indem der Kaiser ein Feind der Kirche

und deren höchsten Oberhauptes sey. Hubald von Ostia trat hierauf vor den Kaiser und hielt eine höchst sonderbare, gewiß von keinem der Anwesenden erwartete Rede. Der Bischof sprach zuerst von der Entstehung des Schisma; er zählte die Beschwerden der Kirche auf und schilderte den Verfall des Reiches mit solcher Salbung, daß die Anwesenden ihre Bewunderung nicht unterdrücken konnten und endlich sogar in die Worte ausbrachen: nicht ein Mensch rede jetzt, sondern der Geist Gottes sey es, der aus dem Munde des Bischofes spreche. Hubald rügte hierauf auf das bitterste die Herzenshärtigkeit des Kaisers, mit welcher derselbe allein der katholischen Einigkeit widerstrebe. Und was Hubald in solcher Weise begonnen hatte, setzten nach ihm seine beiden Begleiter, als sie ebenfalls das Wort genommen hatten, in demselben Sinne fort. Mit der größten Ruhe, ja selbst, wie es schien, mit der tiefsten Rührung hatte der Kaiser die Reden der Bischöfe angehört, über keines ihrer Worte nur den mindesten Unwillen geäußert, und als er endlich die Versammlung aufhob, erklärte er, daß auch ihn die Zerrüttung in der Kirche nicht weniger schmerze und er daher mit Freuden den Frieden zu befördern suchen werde. Die päpstlichen Abgeordneten blieben zwar noch einige Zeit an dem Hoflager des Kaisers, jedoch kam es zu keiner öffentlichen Audienz mehr. Indessen hatten doch die Bischöfe öftere Unterredungen mit dem Kaiser, bald mit ihm ganz allein, bald auch in Gegenwart seiner Räthe, bald endlich auch mit diesen ganz allein, jedoch alsdann stets mit Zuziehung der Rectoren des lombardischen Bundes. Zu einem erwünschten Resultat führten auch diese Verhandlungen nicht; aber offenbar ward in denselben jetzt schon der Grund zu spätern,

einen bessern Erfolg versprechenden Verhandlungen gelegt *).

6. Indessen ward für den Kaiser dessen Lage immer gefährdeter, während die Zuversicht des lombardischen Bundes zu seinen eigenen Kräften mit jedem Tage höher stieg. Friederichs Hoffnung, daß schon im Herbste dieses Jahres ein neues Heer bei ihm eintreffen werde, war nicht in Erfüllung gegangen, und eben so wenigen Anklang hatten auch bei den Fürsten seine Auffoderungen zu einer neuen Heerfahrt nach Italien gefunden; und konnten ihn auch um so weniger finden, da seit der Zeit, da Friederich im Jahre 1174 wieder nach Italien gegangen und als er Deutschland kaum den Rücken gewiesen hatte, schon wieder eine Menge blutiger Fehden und kleiner Kriege im Innern Deutschlands ausgebrochen war; beinahe keine Provinz des Reiches war davon frei und die Verwirrung war desto größer, da die mit einander in Fehde liegenden Fürsten, außer den vielen Bundesgenossen, die jeder Theil hatte, auch noch fremde Völker in ihre einheimischen

*) Kirchliche Geschichtschreiber behaupten, daß Friederich von der Kirche in ganz rein kirchlichen Dingen weit mehr begehrt habe, als je noch einem Laienfürsten wäre zugestanden worden; und daß auch seine, auf ganz falschen Voraussetzungen beruhenden Forderungen an die Lombarden bei weitem die Grenzen überschritten hätten, innerhalb welcher alle seine Vorfahren, selbst Carl der Große, dessen Sohn Ludwig und Otto der Große sich gehalten hätten. — Et ab ecclesia in spiritualibus postulavit, quod nullo unquam laico inveniretur concessum, et a Lombardis ultra quod Carolus, Ludovicus atque Otto imperatores contenti fuerint, exegit. Beides ist nicht blos höchst wahrscheinlich, sondern gar nicht daran zu zweifeln. Es war eine nothwendige Folge seiner durchaus irrigen staatsrechtlichen wie kirchenrechtlichen Begriffe.

Streitigkeiten zogen; besonders ward Sachsen in dem Kriege zwischen den Söhnen des Markgrafen Adelbert des Bären und Ludwig dem Milden, Landgrafen von Thüringen, da auch hier die Menge der beiderseitigen Bundesgenossen den Verheerungen der Fehde wieder einen so weiten Spielraum eröffnet hatte, furchtbar verwüstet. Natürlich konnten die deutschen Fürsten, da es in ihrem eigenen Hause brannte, keine große Lust haben, nach Italien zu eilen, um dort mit ihrem Blute einen Brand zu löschen, den blos das Privatinteresse des Kaisers und dessen Leidenschaftlichkeit gegen den Papst und die lombardischen Städte angefacht hatten. Da der Kaiser durch alle bisherigen Auffoderungen nichts ausgerichtet hatte, so schickte er jetzt den Erzbischof Philipp von Cöln nach Deutschland, um durch denselben den letzten Versuch zu machen, ob es nicht möglich sey, ihm ohne Verzug ein, dem damaligen Stande der Dinge in Italien angemessenes Heer zuzuführen. Ungeachtet aller seiner Bemühungen vermochte der Erzbischof doch nicht vollkommen dem Wunsche des Kaisers zu entsprechen; denn es gelang ihm blos, außer dem Bischof Wichmann von Magdeburg und den übrigen rheinischen Bischöfen, den Grafen von Flandern und noch einige andere minder mächtige Grafen und Herren zu bewegen, ihre Schaaren zusammenzuziehen und ohne zu säumen, den Marsch nach Italien anzutreten. Dieß geschah, und das neue Heer, dessen Stärke jedoch weit hinter der Hoffnung des Kaisers zurückblieb, langte im Monate Mai des Jahres 1176 glücklich bei Como an *). Sobald der Kaiser die Nachricht von der

*) Die Lombarden hatten zwar die Engpässe bei Verona sorgfältig gesperrt, aber die über Graubünden und Chiavenna führende Straße höchst unverständiger Weise gehörig zu besetzen versäumt.

Annäherung eines neuen Heeres erhielt, verließ er sogleich, nur von wenigen Getreuen begleitet, ganz in der Stille die Stadt Pavia, kam unbekannt und glücklich durch das mailändische Gebiet und traf beinahe mit dem Heere zu gleicher Zeit in Como ein. Aber leider fand er unter den Angekommenen Denjenigen nicht, den er gerade am sehnlichsten bei sich zu haben wünschte, nämlich den Herzog Heinrich den Löwen. Schon öfters, jedoch stets fruchtlos, hatte Friederich durch Briefe und Boten den Herzog zu sich nach Italien einladen lassen; jetzt hoffte er durch eine persönliche Zusammenkunft mit demselben vielleicht seinen Zweck zu erreichen. Er beschied ihn daher nach Chiavenna am Comersee, wohin Friederich selbst sich sogleich begab. Auch der Herzog erschien. Seit seiner Pilgerreise zu dem heiligen Grabe hatten sich Heinrichs religiöse und kirchliche Ansichten, besonders bei seinem fortgesetzten Umgang mit einigen erleuchteten und frommen Bischöfen, völlig geändert. Sein Hauptbeweggrund, dem Kaiser jetzt nicht Heeresfolge zu leisten, war seine Furcht vor dem Banne, der ihn auch treffen müßte, wenn er an einem, nicht blos gegen die lombardischen Städte, sondern auch gegen die Kirche und deren Oberhaupt gerichteten feindlichen Zuge Theil nehmen würde. Diese Furcht vor dem Banne suchte der Kaiser durch mancherlei Gründe dem Herzog zu benehmen. Aber Heinrich beharrte bei seiner Weigerung; nur erbot er sich zu einem sehr bedeutenden Geldbeitrag. Dieß verschmähete zwar der Kaiser, aber Friederichs Noth war so groß, daß er sich jetzt sogar von seinem Sitze erhob und flehend die Kniee Heinrichs umfaßte. Dieser erschrack zwar heftig darüber und suchte sogleich den Kaiser wieder aufzuheben, blieb aber unbeweglich bei seinem einmal genommenen Entschluß; ja einer seiner ihn

begleitenden Ritter, der Truchseß Jordanus, hatte sogar die Frechheit, dem Herzog laut zuzurufen: „Herr! die Krone, die Ihr jetzt zu euern Füßen gesehen, wird nun bald auch euer Haupt schmücken.“ „Im Gegentheil,“ rief jedoch sogleich eine andere Stimme, „Herr! ich fürchte, eben diese Krone wird über euer Haupt nur zu hoch emporwachsen.“ Ergriffen von diesem unerhörten Auftritt beobachteten alle Anwesenden das tiefste Stillschweigen. Endlich nahete sich mit ihrer gewöhnlichen Würde die Kaiserin ihrem Gemahl und sprach: „Herr! beruhige Dich, Gott wird Dir helfen, und Du einst dieses Tages und dieses Hochmuthes eingedenk seyn *).“ Friederich entfernte sich, worauf auch der Herzog sein Pferd bestieg und mit seinem Gefolge davon ritt.

7. Sobald die Lombarden von dem Anmarsch des deutschen Heeres Kunde erhielten, zog sich unverzüglich die ganze Macht ihres Bundes zusammen. Aber auch jetzt zeigten die verbündeten Städte nicht gleichen Eifer und gleiche Thätigkeit. Nur die Schaaren von Piacenza, Verona, Brescia, Novarra und Vercelli trafen zu rechter Zeit in Mailand ein. Der Kaiser hatte die Absicht, sich Pavia zu nähern, und die kriegerische Mannschaft dieser Stadt wie auch jene des Markgrafen von Montferrat an sich zu ziehen. Aber die Mailänder bestanden mit Hartnäckigkeit darauf, daß man die Deutschen alsogleich angreifen

*) Einer der schönsten Züge in Friederichs Charakter ist dessen sich immer gleich bleibende, zärtliche Liebe zu seiner Gemahlin, die er, wohin er immer nur ging, jeder Zeit bei sich haben mußte, und der er auch, besonders bei öffentlichen Gelegenheiten, stets die auffallendsten Beweise von Ehrerbietung und treuer Anhänglichkeit gab.

müsse, bevor sie sich von ihrem mühseligen Zug über die Alpen erholt und durch die Truppen von Pavia und dem Markgrafen sich verstärkt hätten. Das vereinte lombardische Heer rückte also ohne alle Zögerung dem Kaiser entgegen. Dieser hätte demungeachtet durch geschickte Bewegungen eine Schlacht vermeiden und seine Vereinigung mit den Pavensern und dem Markgrafen bewirken können. Aber nun geschah es, daß ein zum Recognosciren ausgeschickter Haufe von sieben hundert Lombarden auf eine, zu gleichem Zwecke ausgesendete, jedoch weit schwächere deutsche Schaar stieß. Beide griffen einander sogleich an; aber unaufhaltsam und mit dem größten Ungestüm eilte nun, wahrscheinlich gegen den Willen des Kaisers, wenigstens gegen dessen Erwartung, das ganze deutsche Heer den Seinigen zu Hülfe, und so kam es nun bei Lignano zu einer äußerst blutigen, entscheidenden Schlacht. Die deutsche Reiterei warf nach hartem Gefechte jene der Lombarden über den Haufen, beging jedoch jetzt den großen Fehler, daß sie, ohne die noch stehenden zahlreichen feindlichen Haufen zu berücksichtigen, die Fliehenden viel zu weit und zu lange verfolgte. Aber nun rückten die zwei mailändischen Heerabtheilungen, die den verhängnißvollen Namen führten: Schaaren des Banners und des Todes, und bis jetzt das zweite Treffen gebildet hatten, hervor, fleheten laut zu ihren heiligen Schutzpatronen Petrus und Ambrosius um Hülfe, und drangen dann, unter der Anführung Alberts Giussano, den man seiner Größe und seiner Stärke wegen den Riesen nannte, mit heldenmäßiger Kühnheit in die Deutschen ein. Mit der größten Erbitterung und gleicher Tapferkeit ward ein paar Stunden gefochten. Endlich fingen die Deutschen an zu wanken; und da jetzt ein Fahnenträger des Kaisers erschlagen ward, auch Friederich selbst das Unglück hatte mit dem

Pferde zu stürzen und zu gleicher Zeit eine zahlreiche, in einem Hinterhalt liegende brescianische Schaar hervorbrach und den Kaiserlichen in den Rücken fiel, da war die Niederlage der Deutschen entschieden. Alles suchte sein Heil blos in schleuniger Flucht. Vergeblich bemüheten sich die Anführer, die Fliehenden zum Stehen zu bringen und sie wieder gegen den Feind zu führen. Ihre Stimme ward nicht mehr gehört. Jeder war nur auf eigene Rettung bedacht, daher an keinen Widerstand mehr zu denken. Aber desto größer ward die Anzahl derer, die auf der Flucht von dem sie hitzig verfolgenden Feinde erschlagen wurden. Viele ertranken im Ticino, und eben so viele, unter denen sich auch der Herzog Bertold von Zähringen befand, geriethen in die Gefangenschaft. Das ganze Gepäck, alle Vorräthe mit vielem Gelde, nebst der Fahne und dem Schilde des Kaisers fielen in die Hände des Siegers. Am 29. Mai des Jahres 1176 fiel diese merkwürdige Schlacht vor; für Friederich unstreitig die unglücklichste, die er je geliefert hatte; aber weil sie den Frieden herbeiführte, desto glücklicher für Deutschland und sämmtliche Völker Italiens.

8. Das geschlagene Heer hatte sich in der Richtung auf Como zurückgeworfen. Als endlich die Lombarden von dem Verfolgen nachließen und die Deutschen sich wieder einiger Maßen gesammelt, geordnet und gestellt hatten, geriethen sie sogleich wieder in Schrecken und noch größere Verwirrung. Nirgends nämlich erblickte man den Kaiser. Niemand wußte, was aus ihm geworden wäre, ob erschlagen oder gefangen genommen. Das Gerücht von seinem Tode gewann jedoch bald die Oberhand, und obgleich man Friederichs Leichnam vergebens unter den Erschlagenen gesucht hatte, so fand doch dieses Gerücht so allge-

meinen Glauben, daß Niemand mehr an dem Tode des Monarchen zweifelte, und selbst die Kaiserin schon Trauer anlegte. Aber bei dem Reste des deutschen Heeres riß nun eine solche Muthlosigkeit ein, daß es, Alles für verloren haltend, auseinander lief. Jeder suchte, wie er konnte, nach Hause zu eilen; und so war nun durch die Schlacht von Lignano Friederichs Heer völlig vernichtet. Aber desto größer war die Freude, besonders der Kaiserin, als nach einigen Tagen Friederich plötzlich wieder in Pavia erschien. Da er auch in der Schlacht bei Lignano, wie gewöhnlich mit Löwenmuth focht, und erst ganz zuletzt das Schlachtfeld verließ, war er indessen von den Seinigen abgeschnitten worden und blos die Straße nach Pavia ihm offen geblieben, wo er nun auch, obgleich auf Um- und Nebenwegen, und nur mit einer äußerst schwachen Begleitung glücklich ankam *). — Die Lombarden wußten jedoch ihren so theuer erkauften Sieg keineswegs zu benutzen. Anstatt sogleich vor Pavia, die einzige, der kaiserlichen Parthei noch ergebene Stadt zu rücken, sie einzuschließen und durch Gewalt oder Hunger sich derselben zu bemächtigen, wobei nun auch der Kaiser ihnen in die Hände gefallen wäre, überließen sie sich mehrere Tage nur dem Jubel über ihren errungenen Sieg, nur Ergötzlichkeiten, Dank- und Freudenfesten. Blos eine mailändische Schaar kam endlich zur Besinnung, rückte vor Pavia und blieb auch, obgleich

*) Aber so überwältigend war die Macht, die Friederich in allen Ländern über die Gemüther der Völker gewonnen hatte, und so groß die Furcht vor seinem gewaltigen Geiste, seinem eisernen Willen und seiner unerschütterlichen Festigkeit, daß selbst die Lombarden jetzt zu zweifeln anfingen, ob durch ihren Sieg bei Lignano, da ja Friederich noch lebe und in Freiheit sey, wirklich für sie Etwas gewonnen worden wäre.

ganz unthätig einige Tage vor der Stadt liegen. Als sie aber sah, daß keine von den übrigen, die jetzt, weil die Gefahr vorüber war, auch sogleich wieder in ihre gewöhnliche thatenlose Lahmheit zurücksanken, ihr gefolgt wäre, so zog auch sie sich wieder, ohne das Geringste gethan zu haben, von Pavia zurück und ging ebenfalls nach Hause.

9. Nach dieser unglücklichen Schlacht sah der Kaiser jetzt wohl ein, daß er allen seinen Plänen und Entwürfen, denen er so viele Jahre hindurch alle seine Kräfte geweihet hatte, entsagen müsse. Ohne kriegerische Macht *), ohne Hoffnung, daß auch nur binnen eines Jahres ein deutsches Heer wieder über die Alpen kommen würde, mitten unter Feinden und feindlichen Städten, dabei selbst von Geldmitteln entblößt, war ein baldiger Friede das Einzige, woran Friederich jetzt denken konnte. Aber mit den Lombarden, die er noch immer als Aufrührer betrachtete, wollte er sich in keine fernere Unterhandlungen ein-

*) Die wenigen Streitkräfte, über die der Kaiser jetzt noch verfügen konnte, und zu welchen er schwerlich auch sehr großes Zutrauen haben mochte, bestanden blos in den nicht viel bedeutenden Schaaren der Pavenser und des Markgrafen von Montferrat, während der Bund, wenn alle Städte sich einigten, ohne großen Zeitverlust ein Heer von hundert tausend Mann zu Fuß und zu Pferd in das Feld stellen konnte. Was den Bund allein zu schwächen vermochte, und auch wirklich schwächte, war blos die Uneinigkeit der dazu gehörigen Städte, die von nichts weniger als einem ächten Bundes- und Genossenschaftsgeiste beseelt waren, so daß bei jeder derselben stets deren eigenes, selbst unbedeutendes, oft nur augenblickliches, schnell vorübergehendes Interesse den Gedanken an das Gesammtwohl des Bundes bei weitem überwog. Nur große und dabei sehr nahe Gefahr konnte sie jedesmal auf kurze Zeit einigen.

lassen; nur dem heiligen Vater, dem höchsten Oberhaupt der Christenheit, hielt er es seiner Würde gemäß, Friedensanträge zu machen. Wirklich war auch der Papst, der That nach, das Haupt des ganzen lombardischen Bundes, sein Entschluß daher auch entscheidend, besonders da er das Interesse der römischen Kirche mit jenem des Bundes unzertrennlich vereiniget hatte. Mit Aufträgen des Kaisers eilten demnach der Erzbischof Christian von Cöln, der Erzbischof Wichmann von Magdeburg und der Bischof Conrad von Worms zu dem Papste nach Anagni, und von beiden Theilen wünschte man so sehnlich den Frieden, daß man schon nach einer vierzehntägigen, sehr ernsten, aber eben so aufrichtigen Berathung sich über alle, die Kirche und das Reich betreffenden Hauptpunkte vollkommen vereinigt hatte. Von der Mathildischen Erbschaft war noch nicht jetzt, sondern erst ein paar Monate später die Rede. Was die lombardischen Angelegenheiten, so wie auch die des sicilianischen Königes betraf; so konnte natürlicher Weise darüber nicht zwischen dem Papste und den kaiserlichen Bevollmächtigten allein, sondern nur in einer allgemeinen Versammlung sämmtlicher Bevollmächtigten des Bundes und des Königes von Sicilien verhandelt werden. Um diese Unterhandlungen zu erleichtern, beschloß der Papst, sich nach Ferrara zu begeben, wohin er auch sämmtliche Bevollmächtigte des Bundes berief. Im Anfange des folgenden Jahres 1177 verließ also der Papst mit achtzehn Cardinälen Anagni und begab sich über Benevent an die Küste des adriatischen Meeres nach Vasto. Hier erwarteten ihn eilf Galeeren, vom Könige von Sicilien gesandt. Am neunten März ging Alexander mit seinem ganzen Gefolge an Bord. Aber ein heftiger Sturm warf die Flotte an die dalmatische Küste, und nach mancher Fährlichkeit lief dieselbe

erst gegen Ende des Monates März im Hafen von Venedig ein. Von den Venetianern ward der heilige Vater mit den größten Feierlichkeiten empfangen, hielt sich auch einige Tage hier auf und begab sich dann nach Ferrara.

10. Ein paar Tage nach der Ankunft des Papstes kamen auch sieben kaiserliche Gesandten an, größtentheils Bischöfe, an deren Spitze der Erzbischof Christian stand. Mit Zuziehung der sicilianischen Gesandten ward jetzt zuerst die Stadt in Berathung gezogen, wo der Friedenscongreß sollte gehalten werden. Die Lombarden schlugen Bologna, die kaiserlichen Gesandten Venedig vor. Diese Stadt war jedoch den Lombarden nicht genehm, sie mißtraueten derselben, weil sie, obgleich zu dem Bunde gehörig, dennoch vor zwei Jahren mit dem Kaiser, das heißt, mit dem Erzbischof ein Bündniß geschlossen hatte. Der Streit über diesen Gegenstand nahm einige Tage hinweg, bis endlich der Papst für Venedig entschied, jedoch unter dem Vorbehalt, daß vorher der Doge von Venedig, ein sehr ehrwürdiger, leidenschaftsloser Greis, Namens Ziani, nebst zwölf Edeln durch einen feierlichen Eid Allen, welche des Friedensgeschäftes wegen in ihre Stadt kommen würden, vollkommene Sicherheit verbürgen und zugleich versprechen sollten, dem Kaiser nicht zu gestatten, ohne Einwilligung des Papstes nach Venedig zu kommen *). Der Doge und die zwölf venetianischen Edeln gaben das Versprechen und leisteten den Eid; und da die Gesandten von Sicilien dem Vorschlage

*) Der Papst wollte nämlich einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Kaiser so lange ausweichen, bis das Friedensgeschäft beendiget und Friederich alle Bedingungen, worüber man sich geeiniget hätte, beschworen haben würde.

des Papstes schon ihre Zustimmung gegeben hatten, so sahen auch die lombardischen Bundesgesandten sich gezwungen dasselbe zu thun. Alle eilten also jetzt nach Venedig; der Erzbischof Christian mit den kaiserlichen Gesandten voraus. Der Papst ging erst einige Tage später, nachdem er vorher noch das Osterfest in Ferrara gefeiert hatte, zu Schiffe, und ward in Venedig selbst mit noch größeren Festlichkeiten als das erste Mal empfangen. Zum Ort der Berathungen ward der Palast des Patriarchen, jedoch nicht ohne dessen Genehmigung, gewählt. Der Papst schlug vor, oder befahl vielmehr, sich zuerst mit dem Frieden zwischen dem Kaiser und den Lombarden zu beschäftigen; der Friede zwischen der Kirche, dem Kaiser und dem Könige von Sicilien möge nachher zur Sprache gebracht werden. Aber gerade der Friede zwischen dem Kaiser und den Lombarden bot die größten Schwierigkeiten dar. Der Erzbischof Christian begehrte wieder die Aufrechthaltung sämmtlicher Beschlüsse des roncalischen Reichstages; gerade das Gegentheil, Aufhebung und völlige Annullirung dieser Beschlüsse forderten die Lombarden. Der Erzbischof legte mehrere Friedensentwürfe vor, die jedoch sämmtlich von den Bevollmächtigten des Bundes verworfen wurden, die fest darauf bestanden, daß ihnen alle ihre früheren Rechte und Freiheiten von dem Kaiser urkundlich bestätiget, und von dem römischen Stuhle verbürgt werden sollten. Darüber ward nun wieder mehrere Tage mit der größten Heftigkeit gestritten, jedoch ohne allen Erfolg, daher man denn auch endlich dem Papste eine vermittelnde Entscheidung übertrug. Der heilige Vater, der wohl einsah, daß die Untersuchung und Bestimmung dieser Rechte und Freiheiten eine geraume Zeit erfordern würde, daß man solche verwickelten und verwirrten Verhältnisse nicht so eilig und schon

in ein paar Tagen entwirren könnte, daß sogar, wenn man dieß versuchen wollte, das ganze Friedenswerk daran scheitern möchte, brachte einen Waffenstillstand von sechs Jahren zwischen dem Kaiser und den lombardischen Städten in Vorschlag: während dieser Zeit könnte man mit Muse und Ruhe und ohne alle Leidenschaftlichkeit die schwierigen Punkte untersuchen, Gründe und Gegengründe gegen einander abwägen, und so, bei einer von beiden Seiten zu beobachtenden Mäßigung, sich leicht mit einander verständigen; zudem könnten auch in dieser Zeit noch manche äußere Umstände eintreten, welche vielleicht eine vollkommene Vereinigung noch um Vieles erleichtern würden *). Zu gleicher Zeit

*) Unstreitig war der Vorschlag, den der Papst machte, das Klügste, Weiseste und der Zeit Angemessenste, was jetzt geschehen konnte. Untersuchung und gesetzliche Bestimmung von Fragen über so verwickelte und verwirrte Verhältnisse, die bisher noch nie gehörig geregelt worden, die auf keiner festen Basis beruheten, nur im Laufe der Zeit, unter dem Einfluß äußerer Umstände sich nach und nach von selbst gebildet hatten, dabei auch noch in den verschiedenen Städten ebenfalls sehr verschieden waren, hätte nothwendig jetzt, wo noch alle Gemüther leidenschaftlich aufgeregt waren, eine ungemein lange Zeit erfordert. Je mehr sich aber Unterhandlungen in die Länge ziehen, je mehr werden sie auch gewöhnlich verwirret, und je mehr wird auch ihre Leitung erschwert; eine Frage führt dann zur andern, eine Schwierigkeit erzeugt die andere, und der Stoff häuft sich endlich so sehr, daß man desselben gar nicht mehr Meister werden kann. Wie oft geschah es nicht schon, daß man bei Verhandlungen, selbst wenn man sich schon über die Hauptpunkte geeiniget hatte, aber ein leidenschaftlicher Streit über Nebensachen und Zwischenfälle sich in ungebührende Länge verzog, endlich den wahren Gesichtspunkt verlor, das Wesentliche über dem Außerwesentlichen vergaß, bis endlich die Unterhandlungen sich wieder völlig zerschlugen? Um wie viel mehr und leichter hätte dieß jetzt nicht

schlug der Papst auch den sicilianischen Gesandten einen Waffenstillstand von fünfzehn Jahren zwischen dem Kaiser und ihrem Könige vor, und da dieser offenbar dabei nichts verlieren, eher noch gewinnen konnte, so gaben auch dessen Bevollmächtigten dem päpstlichen Vorschlage ohne Zögerung ihre Zustimmung. Indessen schritten doch bei allem Dem die Verhandlungen nicht so rasch, als der Papst es wünschte, vorwärts, ihr Gang ward vorzüglich durch die allzuweite Entfernung des Kaisers von dem Mittelpunkte derselben gelähmt. Alexander räumte daher dem Kaiser ein, daß er sich, jedoch nur mit wenigen Begleitern, nach der auf venetianischem Gebiete nicht ferne von Venedig gelegenen Stadt Chioggia begeben könne. Friederich war über diese Einladung nicht unzufrieden, begab sich demnach sogleich nach dieser Stadt, machte jedoch vorher durch einen Schwur sich verbindlich, ohne Wissen und Einwilligung des Papstes nicht weiter zu gehen.

11. Aber hier in Chioggia leuchtete dem Kaiser ganz unerwartet auf einmal ein neuer, jedoch eben so schnell wieder verschwindender Strahl von Hoffnung, sich jetzt plötzlich der ganzen Lage der Dinge

---

durch die so schwer zu lösende lombardische Frage geschehen können? Es ist unbegreiflich, wie selbst ein höchst geistvoller Geschichtschreiber hier den Papst einer Zweideutigkeit, wo nicht geradezu zu beschuldigen, doch derselben ihn zu verdächtigen suchen konnte. Der heilige Vater hat, gleich vom Anfange dieser, das ganze Abendland interessirenden Verhandlungen so viele Klugheit, Mäßigung, Partheilosigkeit, ja selbst Nachgiebigkeit, wo diese nur immer möglich war, gezeigt, daß offenbar die Kirche und die Völker den unter seiner Leitung endlich zu Stande gekommenen Frieden, nebst allen damit verbundenen Segnungen, nur der Weisheit des Papstes Alexander zu danken hatten.

und aller Zeitumstände ganz zu seinem Vortheile zu bemächtigen. In Venedig stand nämlich Friederich in einem ganz ungemeinen Ansehen. Die Verehrung gegen ihn grenzte an Enthusiasmus. Man bewunderte seine Thaten, seinen Heldenmuth an der Spitze eines Heeres, seine Weisheit im Kreise seiner Räthe; man staunte ob der Größe, Kraft und Macht seines Geistes. Zudem hatte auch Friederichs persönliche Liebenswürdigkeit auf viele der edelsten Venetianer, die ihn früher schon gesehen, zum Theil schon gesprochen hatten, einen ihm ungemein günstigen Eindruck zurückgelassen. Als es nun in Venedig bekannt ward, daß Friederich in Chioggia angekommen wäre, eilten sogleich die Einwohner in Menge, Vornehme wie Niedere, nach dieser Stadt, um den gewaltigen Monarchen zu sehen, auf den schon seit so vielen Jahren die Blicke von ganz Europa staunend gerichtet waren. Mehrere der wärmsten enthusiastischen Bewunderer Friederichs naheten sich jetzt demselben und drangen in ihn, ohne weiteres, unbekümmert um die Einwilligung des Papstes und des Dogen von Venedig, in ihre Stadt zu kommen. Wegen seiner Sicherheit könne er unbesorgt seyn; dafür wollten sie Sorge tragen, und es würde ihnen ein Leichtes seyn, die ganze Stadt für ihn zu gewinnen. In Venedig habe er, weil von dem ganzen Volke unterstützt, den Papst in seiner Gewalt, und könne diesem wie den Longobarden die Bedingungen des Friedens ganz nach seiner Willkühr vorschreiben. Dem Kaiser mißfiel keineswegs dieser Antrag. Seine Verehrer versprachen ihm, unverzüglich nach Venedig zurückzukehren, das Unternehmen, an dessen Erfolge sie gar nicht zweifelten, noch sicherer vorzubereiten, und ihn unverzüglich von Allem in Kenntniß zu setzen, worauf er aber auch alsdann sogleich, und ohne Zeit zu

verlieren, nach Venedig eilen müsse. Friederichs schwärmerische Anhänger hielten Wort. Sie sprachen überall laut und öffentlich von der unwürdigen Behandlung des Kaisers, dieses großen, allgemein bewunderten Monarchen, des ersten Fürsten der ganzen bekannten Welt. Sie sprachen von der Schmach, mit welcher die Einwohner Venedigs sich in den Augen aller Völker bedecken würden, wenn sie noch länger duldeten, daß man, blos weil der Stolz einiger Cardinäle und der Lombarden es nicht genehmigten, auch ihnen nicht gestatten wollte, jenen erhabenen Monarchen in ihrer Mitte zu erblicken, und ihn auf eine der kaiserlichen Majestät würdige Weise zu begrüßen und zu ehren. Die Redner fanden überall Gehör, bei allen Volksklassen, bei Vornehmen wie bei Geringen, und ihre Reden machten überall den gewünschten Eindruck. Die ganze Stadt ward aufgeregt. Die Unzufriedenen begaben sich zuerst, und zwar in nicht geringer Anzahl, nach dem Palaste des Dogen, und trugen diesem in trotzigen, beinahe gebieterischen Worten ihr Verlangen vor. Aber der besonnene Ziani hielt ihnen den geleisteten Eid entgegen. Dieser, behaupteten sie aber, habe jetzt keine verbindliche Kraft mehr, indem der Papst selbst dadurch, daß er den Kaiser nach einer auf venetianischem Gebiete liegenden Stadt berufen, diesen Eid aufgelößt habe. Als der Doge standhaft bei seiner Weigerung verharrte, eilten sie lärmend nach dem Palaste des Patriarchen, bei dem der heilige Vater seine Wohnung genommen hatte und weckten denselben aus dem Schlafe. Aber trotz dieses ganz unerwarteten Tumults und nächtlichen Auflaufes verließ den Papst doch keineswegs seine gewöhnliche Geistesgegenwart; mit Würde beantwortete er die stürmischen Anträge der Ruhestörer, ermahnte sie, sich ruhig zu verhalten, und sagte, daß er nach

Rückkehr der von ihm an den Kaiser gesandten Cardinäle das Weitere erlassen werde. Indessen ward die Bewegung in der Stadt immer lebhafter und bedenklicher. Dieß beunruhigte selbst in Etwas den heiligen Vater. Für die Sicherheit seiner Person durfte er zwar keine Sorge tragen, denn die im Hafen liegenden sicilianischen Galeeren standen jeden Augenblick zu seiner Verfügung; demungeachtet machte er doch unter allem äußern Schein der Ruhe die nöthigen Vorkehrungen zu seiner, wenn es nöthig seyn sollte, augenblicklichen Entfernung. Aber desto erschrockener waren die lombardischen Bevollmächtigten, diese schifften sich eiligst ein und zerstreuten sich auf den benachbarten Inseln. Der Dogen gab sich alle Mühe, das Volk zu besänftigen und zu beruhigen, jedoch ohne allen Erfolg. Aber was der ehrwürdige Greis nicht vermochte, bewirkte in wenigen Stunden die sicilianische Gesandtschaft. Der an der Spitze derselben stehende, höchst ehrwürdige Erzbischof Romuald trat mit seinen Collegen in einer allgemeinen Volksversammlung auf, klagte zuerst sehr bitter darüber, daß, nachdem sie, im Vertrauen auf den Eid des Freistaates und dessen Dogen, den Papst und die lombardischen Abgeordneten beredet hätten, sich nach Venedig zu begeben, man jetzt dieses feierlichen Eides nicht mehr eingedenk seyn wolle. Er erklärte, daß er und seine Mitgesandten die Ankunft des Kaisers nicht abwarten, sondern unverzüglich abreisen, zu ihrem Monarchen eilen, und bei diesem über die Treubrüchigkeit der Venetianer gerechte Klage führen würden. Er drohete hierauf mit dem völligen Verluste des so vortheilhaften Handelsverkehrs, in welchem Venedig mit den Staaten des Königes von Sicilien stünde. Er wieß darauf hin, daß in diesem Augenblicke eine sehr große Anzahl venetianischer Bürger, Handelsgeschäfte

wegen, in Apulien zerstreut wäre, daß eine Menge venetianischer Schiffe, mit Waaren beladen, in den sicilianischen Häfen läge, daß ungeheure, Venedig gehörende Waarenvorräthe in den Küstenstädten des Königreiches aufgehäuft wären, und daß der König von Sicilien, um an Venedig wegen dessen völkerwiderrechtlichen Verfahrens Rache zu nehmen, alsogleich auf alle venetianischen Schiffe und Waarenlager Beschlag legen, ja selbst sämmtliche in seinen Staaten befindliche Bürger von Venedig verhaften lassen werde. Diese Drohungen, mit dem größten Ernste ausgesprochen, machten tiefen Eindruck. Bei den Reichen überwog der Gedanke an den großen Verlust, der sie treffen würde, sogleich allen Enthusiasmus für den Kaiser. Nun entstand eine neue Bewegung, aber gerade in entgegengesetzter Richtung. Die niederen Volksklassen, die von den Reichern beschäftiget wurden, mithin von ihnen lebten, schlossen sich an dieselben an; und nun hieß es: es wäre die größte Unklugheit, den König von Sicilien so schwer zu beleidigen, und das zwischen ihm und Venedig bestehende freundschaftliche Verhältniß so muthwillig zu zerstören; und diese Ueberzeugung ward bald so allgemein und tief gefühlt, daß schon nach vier und zwanzig Stunden der Doge unter Androhung der strengsten Strafen bekannt machen lassen konnte: es sollte von jetzt an Niemand mehr von einer Einberufung des Kaisers ohne Einwilligung des Papstes in öffentlichen Versammlungen sprechen; und so war nun auch an der Standhaftigkeit der sicilianischen Gesandtschaft, besonders des Erzbischofs von Salerno, dieser letzte Anschlag einiger unruhiger und neuerungssüchtiger, schwärmerischer Köpfe völlig gescheitert*).

*) Erzbischof Romuald ist auch Verfasser einer Chronik, die bis zu dem Jahre 1178 geht. Im Jahre 1158

12. Indessen waren drei Cardinäle zu dem Kaiser nach Chioggia gekommen, hatten ihn im Namen des Papstes bewillkommt, und ihm erklärt, daß der heilige Vater ihn mit väterlicher Liebe in Venedig empfangen werde, sobald er, der Kaiser, den Frieden mit der Kirche und den Waffenstillstand mit Sicilien und den Lombarden genehmiget haben würde. Darüber sich zu erklären zögerte jedoch jetzt Friederich einen Augenblick; er wollte noch das Resultat der Bemühungen seiner Freunde in Venedig abwarten. Als er aber erfuhr, welche ungünstige Wendung für ihn diese Sache genommen hatte, gab er den Bitten der ihn umgebenden Bischöfe und Fürsten nach, und erklärte nun ganz unumwunden, daß er den Frieden zwischen der Kirche und dem Reiche, wie er wäre abgeschlossen worden, und so auch den Waffenstillstand mit Sicilien und den Longobarden annehme und ihn beschwören wolle. Mit dieser Erklärung eilten die Bevollmächtigten des Kaisers zu dem Papste, der unverzüglich die lombardischen Bundesgesandten, die sich aus Venedig entfernt hatten, wieder zurückrief, und sobald diese angekommen waren, leistete der Graf Heinrich von Diessa vor dem Papste, den Cardinälen, den sicilianischen und lombardischen Gesandten und einer grossen Menge Volkes, den versprochenen Eid in der Seele des Kaisers und der Kapelan des Erzbischofes Philipp von Cöln leistete denselben Eid in der Seele der anwesenden Fürsten. Nach der An-

---

war er auf den Stuhl von Salerno erhoben worden. An den Friedensunterhandlungen nahm er von deren Anfang bis zum Ende den thätigsten Antheil. Sein Bericht darüber ist also unstreitig auch die sicherste und zuverläßigste geschichtliche Quelle; denn Alles, was er erzählt, war in seinem Beiseyn und unter seinen Augen geschehen.

redung des Papstes segelten nun alsbald mehrere venetianische Edeln auf sechs Galeeren nach Chioggia, um den Kaiser mit seinem Gefolge nach Venedig zu bringen. Am drei und zwanzigsten Julius kam gegen Abend die Flotte mit dem Kaiser an Bord zurück. Frühe am Morgen des folgenden Tages — es war ein Sonntag — begab sich der Papst, von seinen Cardinälen und den sicilianischen und lombardischen Gesandten umgeben, unter dem Zulaufe einer ungeheuern Volksmenge, nach der Kirche des heiligen Marcus. Aus dieser sandte er den Cardinalbischof Humbald von Ostia mit noch einigen andern Cardinälen und Bischöfen nach den Schiffen, um den Kaiser und dessen bisherige Gefährten von dem Bannfluche zu lösen. Als die päpstlichen Abgesandten dieses vollzogen und den Fluch in Segen verwandelt hatten, trat der Erzbischof Christian von Mainz sogleich hervor, und seine Hand auf das Evangelium legend, sprach er mit lauter Stimme: „Um zu beweisen, daß ich, wie dem Namen nach, auch in der That ein wahrer Christ bin, schwöre ich den falschen Päpsten ab und erkenne Alexander als den einzigen rechtmäßigen Papst.“ Alle übrigen anwesenden Bischöfe leisteten denselben Eid. Der Doge und der Patriarch von Venedig und dessen sämmtliche hohe Geistlichkeit führten hierauf den Kaiser an das Land, wo eine ungeheuere Menge Volkes, mit Kreuzen, Fahnen und andern Zeichen der Feier und Festlichkeit ihn erwartete und bis zur Kirche des heiligen Marcus begleitete. In der Mitte seiner Cardinäle und hohen Geistlichkeit erwartete der Papst den Kaiser an der Schwelle der Kirche. Als Friederich sich näherte, warf er den kaiserlichen Mantel ab und wollte sich vor dem heiligen Vater niederwerfen, um ihm die Füße zu küssen, aber Alexander kam ihm zuvor, hob ihn, da

er sich schon mit dem ganzen Körper zur Erde gebogen hatte, wieder empor und gab ihm den Friedenskuß. Der Kaiser ergriff hierauf die rechte Hand des Papstes und führte ihn an den Altar, an dessen Stufen Friederich den päpstlichen Segen empfing *). Am folgenden Tage, dem Feste des heiligen Jacobus, hielt, auf den Wunsch des Kaisers, der Papst in eigener Person und mit der größten kirchlichen Pracht das Hochamt, welchem Friederich, nach Ablegung alles kaiserlichen Schmuckes, mit Andacht beiwohnte. Nach Beendigung des feierlichen Gottesdienstes führte der Kaiser den Papst wieder aus der Kirche heraus, und als Alexander jetzt seinen weißen Zelter bestieg, hielt Friederich ihm nicht nur den Steigbügel, sondern ergriff hierauf auch den Zügel des Pferdes und leitete es durch die endlosen Reihen des andächtigen Volkes so lange, bis endlich der Papst, unter nochmaliger Ertheilung des apostolischen Segens, ihn ersuchte, sich jetzt zu entfernen.

13. Am ersten August desselben Jahres 1177 ward endlich die feierliche Schlußversammlung gehalten. In dem Palaste des Patriarchen von Venedig vereinigten sich zum letztenmale alle Parteien. Der Papst saß auf einem erhabenen Thronsessel; der Kaiser zu seiner Rechten, zu seiner Linken der Erzbischof Romuald von Salerno, als Haupt der sicilianischen Gesandtschaft. Der Papst eröffnete die Versammlung mit einer wahrhaft salbungsvollen, alle Gemüther erbauenden Rede, in welcher er gegen

*) Die äußerst abgeschmackte, erst lange nachher ersonnene Fabel, daß der Papst, als der Kaiser sich vor ihm niedergeworfen, ihm den Fuß auf den Kopf gesetzt habe, ist von allen nur einigermaßen bedeutenden Geschichtschreibern längst schon widerlegt worden, bedarf daher auch gar keiner ferneren Widerlegung mehr.

Gott seine freudige Danksagung aussprach, daß die heilige Kirche ihren verlorenen Sohn, den römischen Kaiser, wieder gefunden habe, und er, der Papst, ihn als seinen theuersten Sohn in die Arme väterlicher Zärtlichkeit schließen könne. Da Friederich der lateinischen Sprache nicht sehr mächtig war, so mußte ihm der Erzbischof Christian die päpstliche Rede verdolmetschen, worauf er ebenfalls sich von seinem Sitze erhob, den kaiserlichen Mantel abwarf und die Rede des Papstes, jedoch in deutscher Sprache, erwiederte, so daß Christian jetzt auch für den Papst dessen Dolmetscher abgeben mußte. Friederich bekannte seinen Irrthum, von dem er jetzt doch vollkommen zurückgekommen sey. Er bedauerte, daß selbst die Majestät nicht gegen Unwissenheit und Verirrung schütze. Er gestand, daß er, von übeldenkenden Menschen mißleitet, auf dem Wege der Wahrheit zu wandeln geglaubt habe, während er, wie er nun sehe, auf Irrwegen herumgeschweift sey. Jetzt aber entsage er von ganzem Herzen seinem bisherigen Irrthum, kehre in den Schooß der heiligen römischen Kirche zurück, erkenne Alexander als den rechtmäßigen Papst und als das höchste Oberhaupt der Kirche an, und verspreche demselben, als seinem Vater, alle ihm gebührende Ehrfurcht zu erweisen. Nach dieser Rede ward die Friedensurkunde vorgelesen, noch einmal von allen Seiten auf das feierlichste beschworen und jeder Uebertreter derselben mit dem Bannfluch belegt. Dem Wesentlichsten seines Inhalts nach lautet der Friedensvertrag, wie hier folgt. „Der Kaiser erkennt Alexander III. als rechtmäßigen Papst an, leistet demselben, was seine Vorgänger, die römischen Kaiser, den Päpsten leisteten, und hält treuen Frieden mit der Kirche. Dieser gibt er alle ihre Besitzungen zurück und sorgt, daß den Geistlichen ersetzt werde, was ihnen seit der Kirchenspaltung oder als

Folge derselben, oder ohne gesetzlichen Rechtsspruch ist genommen worden; die Einkünfte der Mathildischen Güter verbleiben dem Kaiser auf fünfzehn Jahre, nach deren Verfluß über den weitern Besitz derselben durch ein schiedsrichterliches Urtheil soll entschieden werden. Es tritt eine allgemeine Vergessenheit des Vergangenen und eine völlige Verzeihung für die wechselseitigen Anhänger ein, und die allenfalls noch vorhandenen, alten Streitigkeiten werden durch Schiedsrichter, jedoch unter dem Vorbehalt der Genehmigung beider Theile, verglichen. Der Papst bestätiget die Erzbischöfe von Mainz und Cöln, Christian und Philipp, in ihren erzbischöflichen Würden, so wie überhaupt alle nicht durch offenbare Gewalt gegen die rechtmäßigen Besitzer eingedrungenen Bischöfe. Conrad, der frühere Erzbischof von Mainz, erhält das Erzbisthum Salzburg. Der Gegenpapst Calixtus entsagt der päpstlichen Würde, und seine Cardinäle kehren in ihre früheren Verhältnisse zurück, so ferne sie dieselben nicht freiwillig aufgegeben oder durch Rechtsspruch verloren haben. Zur Erhaltung der Kirchen- und Reichsrechte leisten sich Papst und Kaiser wechselseitigen Beistand. Für die Lombardei tritt ein Waffenstillstand von sechs, für den König von Sicilien von fünfzehn Jahren ein. Während dieser Zeit verlangt Friederich von den Lombarden keinen Eid der Treue, verhängt keine Strafe über vernachläßigte Einlösung des Lehnscheines und hält kein Gericht über vergangene Dinge. Allenfalls neu entstehende Streitigkeiten sollen nie durch Gewalt, sondern nur durch schiedsrichterliches Urtheil ausgeglichen werden. Die Kaiserin, König Heinrich, alle Cardinäle, die römischen Edeln, die Hauptleute Campaniens, die deutschen Fürsten, die lombardischen Magistrate beschwören diesen, auch alle Nachfolger verpflichtenden Vertrag." Und so war

nun jener unselige, so viele Gewissen ängstigende und mit einem ungeheuern Aufwand von geistiger Kraft, eine lange Reihe von Jahren hindurch geführte Streit am Ende; und obgleich gegen den gewaltigsten und mächtigsten Monarchen der damals bekannten Welt kämpfend, ging doch Papst Alexander III. ohne Eisen und Gold, und blos unter dem Schilde eines lebendigen Glaubens*) rein und siegreich aus diesem Kampfe hervor. Nach allen Richtungen eilten jetzt Boten fort, um die frohe Kunde von dem zwischen der Kirche und dem Reiche geschlossenen Frieden allen christlichen Völkern des Abendlandes zu bringen.

14. Wäre es dem Kaiser gelungen, eine völlig unumschränkte Herrschaft über ganz Ober- und Mittelitalien zu gründen, so würde die Eroberung Süditaliens eine nicht mehr abzuwendende Folge davon gewesen seyn. Aber der römische Stuhl, alsdann seiner bisherigen Stütze, nämlich des Schutzes der sicilianischen Könige beraubt, hätte dann nothwendig ebenfalls dem gehorchen müssen, welchem ganz Italien mit allen seinen Inseln gehorchte. Eben so würde nun der Besitz von Italien, und besonders von jenen Ländern, die damals mit einer Gewalt beherrscht wurden, deren sich keiner aller übrigen europäischen Könige zu erfreuen hatte, auch bald einen sichern Weg zu einer unumschränkten Herrschaft in Deutschland gebahnt haben. Was würde aber alsdann Europa gegen eine neue, so sehr zu fürchtende Uni-

*) Ja wohl vollkommen rein ging Papst Alexander aus diesem Kampfe; denn während dessen ganzer Dauer hatte er nie zu irgend einer jener Künste der Arglist und der Täuschung seine Zuflucht genommen. Wahrheit lag stets in seinem Munde, wie in seinen Gesinnungen und allen seinen Handlungen.

versalmonarchie geschützt haben, wenn Friederich alle deutschen Provinzen unter seinem unumschränkt gebietenden Scepter, und alle deutschen Völkerstämme zu einem und demselben mächtigen, offenbar durch seine eignen inneren Kräfte schon vorherrschenden Volk vereinigt hätte? Das damals noch so schwache Frankreich und das bald darauf durch innere Zwiste und Unruhen erschütterte und zerrüttete England vermochten kein Gegengewicht zu bilden, besonders da es Friederich, nunmehr Herrn von den vielen reichen, ausgebreiteten Seehandel treibenden italienischen Seestädten, nicht mehr an Flotten hätte fehlen können, deren Flaggen bald auf allen, Europa umgebenden und oft so tiefe Einschnitte in dasselbe bildenden Meeren drohend und gebietend geweht haben würden; und was endlich die nordischen Reiche Dänemark, Schweden und Norwegen betraf, so standen diese, obgleich blos dem Scheine und dem Namen nach, doch schon in einem gewissen Abhängigkeitsverhältniß von dem Reiche, welches aber alsdann ein so gewaltiger, mit so außerordentlicher Macht ausgerüsteter Herrscher, wie Friederich, sehr bald verwirklichet, und diese Reiche, wo nicht Deutschland, doch gewiß seiner Universalherrschaft einverleibt haben würde *).

---

*) Eine, den Geist erdrückende, über das ganze christliche Abendland sich erstreckende Universalherrschaft wäre unabwendbar gewesen, wenn es Friederich gelungen wäre, seine Entwürfe in Italien, so wie er sich dieselben gedacht hatte, auszuführen. Aber eine Universalmonarchie lag nicht und liegt nicht in dem Plane einer ewigen Vorsehung, und daher mußten die Ereignisse in Italien auch gerade die Wendung nehmen, die sie wirklich genommen; und so verschwindet auch hier wieder aus der Geschichte aller Zufall, und sichtbar und unumwölkt erscheint dafür eine, die Schicksale

15. Dieß waren wirklich die rosenfarbenen Träume, in welchen Friederichs ganzes jugendliches und männliches Leben sich so sanft und lieblich eingewiegt hatte. Aber um so mehr hätte man glauben mögen, daß er, jetzt aus denselben auf einmal und so unfreundlich aufgeweckt, auch ein Land, das für ihn nichts mehr Anziehendes mehr haben konnte, nun so bald als möglich verlassen würde. Aber davon geschah gerade das Gegentheil, beinahe noch ein ganzes Jahr blieb er in Italien. Am Ende des Monates September hatte der Kaiser Venedig verlassen. Aber wir finden ihn hierauf in Thuscien, wo er wahrscheinlich wegen der ihm auf fünfzehn Jahre zugesprochenen Einkünfte der Mathildischen Erbschaft das Nöthige verordnete. Gleich im Anfange des folgenden Jahres 1178 erblicken wir den Kaiser in Pisa, bald darauf in Genua, wo er mit seiner Gemahlin und seinem Sohne, dem jungen König Heinrich, zusammenkam. Hier weilte er bis zum Frühlinge, beehrte hierauf die ihm stets so treue Stadt Pavia noch einmal mit seinem Besuche und ging hierauf nach Turin, wo er sich wieder mehrere Wochen aufhielt und in der Mitte des Junius sich noch befand. Von Turin ging er nach Burgund, ließ in Arles, der Hauptstadt dieses Reiches, sich und seine Gemahlin krönen, hielt hierauf zu Besançon einen sehr zahlreich besuchten öffentlichen Tag, auf welchem er alle inneren Angelegenheiten Burgunds ordnete und kam erst Ende Septembers 1178, nach einer abermaligen vierjährigen Abwesenheit aus dem Vaterlande, in Deutschland wieder an, und zwar früher, als seine Feinde es gewünscht und mächtiger, als seine Freunde es zu erwarten sich erlaubt hätten.

---

aller Völker und Reiche nach weisen Gesetzen lenkende Allmacht.

16. Gleich nach der Abreise des Kaisers aus Venedig verließ auch der Papst diese Stadt und kehrte nach Anagni zurück. Kaum allda angekommen, ward er ganz unerwartet auf eine nichts weniger als unangenehme Weise überrascht. Eine römische Gesandtschaft nämlich kam an, um im Namen der Geistlichkeit der römischen Kirche, so wie auch des Senats und Volkes von Rom, ihn einzuladen, wieder in seine Stadt, in die ewige Roma zurückzukehren. Durch den, so viele Jahre fruchtlos ersehnten, und nun durch die Weisheit des Papstes zu Stande gebrachten Frieden war Alexander bei allen christlichen Völkern ein Gegenstand der höchsten Verehrung und Liebe geworden; in allen Städten, besonders Italiens, ward sein Name gefeiert; in allen Sprachen und Zungen mit Bewunderung und Dankbarkeit von ihm gesprochen. Aber um so mehr fühlten die Römer sich von Schaam und Reue durchdrungen, einen so erhabenen, allgemein bewunderten, und der Liebe so würdigen Papst durch ihre Unarten und ihren Trotz aus den Mauern ihrer Stadt vertrieben zu haben; sie fühlten, wie sehr sie sich in den Augen der ganzen Christenheit erniedrigen und welche Schmach und Verachtung sie sich zuziehen würden, wenn Alexander noch länger sie seiner Gegenwart nicht würdigen sollte. Daher also jetzt diese außerordentliche Gesandtschaft, die im Ganzen genommen dem heiligen Vater auch nichts weniger als mißfällig war. Er versprach demnach den Abgeordneten, die Bitte der Römer zu erfüllen, jedoch nur unter folgenden zwei Bedingungen. Erstens sollten alle römische Senatoren dem Papste nicht nur den Eid der Treue, sondern auch den Diensteid schwören; zweitens sollten die Römer die Peterskirche und alle Regalien, deren sie sich bemächtiget hätten, wieder in die Hand des Papstes zurückgeben.

Mit dieser Antwort eilten die Abgeordneten zurück, und die Römer waren nun mit den ihnen vorgeschriebenen Bedingungen so zufrieden, daß unverzüglich sämmtliche Senatoren mit mehreren der edelsten und angesehensten Einwohner sich nach Anagni begaben, um vor dem Papste die zwischen ihm, dem heiligen Vater, und den Römern getroffene Uebereinkunft eidlich zu beschwören. Alexander zögerte nun nicht der Einladung der Römer zu folgen. Am 12. März des Jahres 1178 zog er wieder in die ewige Roma ein. Sein Einzug war ein wahrer Triumph. Schon vor den Thoren der Stadt ward er von allen Klassen der Einwohner mit den größten Ehren- und Freudenbezeugungen empfangen, und unter ununterbrochenen frohen Zurufungen und Segenswünschen begleitete ihn das jubelnde Volk bis zum lateranischen Palast, wo er abstieg und seine gewöhnliche Wohnung wieder nahm. Gleich im folgenden Jahre hielt Papst Alexander in Rom das berühmte eilfte ökumenische Concilium, welchem drei Patriarchen und mehr als 300 Erzbischöfe und Bischöfe nebst einer außerordentlichen Menge Aebte aus allen Reichen des Abendlandes und selbst aus dem entfernten Syrien beiwohnten. Mehrere schon längst bestehende, aber zum Theil in Vergessenheit gerathene, obgleich höchst heilsame kirchliche Satzungen und Verordnungen wurden bestätiget und auf das neue in Kraft gesetzt, und zur Verhütung aller Spaltungen bei künftigen Papstwahlen und des dadurch stets nothwendig entstehenden großen Aergernisses, ward für die Zukunft zum Gesetze gemacht, daß zur Gültigkeit einer Papstwahl eine Stimmenmehrheit von zwei Drittheilen erfordert werde, und daß ein Gewählter, der, ohne diese Stimmenmehrheit zu haben, sich des Papstthums anmaße, sammt seinen Wählern für immer aus der Kirche ausgeschlossen

seyn solle. Endlich wurden auch alle Ordinationen der falschen Päpste für ungültig erklärt und die von ihnen Beförderten, wie alle, welche freiwillig — ohne allen äußern Zwang — im Schisma zu beharren geschworen hatten, abgesetzt.

17. Der bisherige Schattenpapst, der sich Calixt nannte, dieser unbegreiflich verblendete und bethörte Mann, hatte auch nach geschlossenem und wiederhergestelltem Kirchenfrieden, trotz allen, sowohl von Seiten des Papstes als des Kaisers, an ihn ergangenen Aufforderungen, dennoch in seiner usurpirten Würde sich zu behaupten gesucht. Alexander mußte endlich dem Erzbischof Christian von Mainz, den der Kaiser in Italien zurückgelassen hatte, theils um das kaiserliche Interesse in Mittelitalien zu wahren, theils auch um überall den Frieden zu erhalten, den Auftrag geben, den Ungehorsamen mit Gewalt zu seiner Pflicht zurückzuführen. Mit einer hinreichenden kriegerischen Mannschaft rückte also der Erzbischof vor Viterbo, in welcher Stadt der Afterpapst sich befand. Als dieser aber sah, daß der Erzbischof Vorkehrungen treffe, die Stadt förmlich zu belagern und ihn hierauf als Gefangenen nach Rom zu schicken, verlor sich endlich sein bisheriger Trotz. Er erklärte, der päpstlichen Würde entsagen und dem rechtmäßigen Papst sich unterwerfen zu wollen. Zu Tusculo, wohin sich Alexander zur Feier des Festes der Enthauptung des großen Täufers begeben hatte, nahete sich Calixt in der Weise eines Büßenden dem heiligen Vater, fiel ihm zu Füßen, bekannte reumüthig sein unter der Autorität des Kaisers begangenes Verbrechen gegen Gott, dessen heiligen Kirche und deren rechtmäßiges Oberhaupt, bat demüthig um Gnade und Verzeihung und unterwarf sich gänzlich dem apostolischen Willen; und Alexander, nicht dem

Beispiele eines seiner Vorfahren, sondern dem sanftern Zuge seines milden Herzens folgend, hob den Gedemüthigten von der Erde auf, gab ihm den Friedenskuß, zog ihn sogar noch an demselben Tage an seine Tafel und übertrug ihm die Statthalterschaft von Benevent.

18. Einige Jahre darauf starb Papst Alexander, nämlich am 30. August des Jahres 1181, und hatte zu seinem Nachfolger den, dem Leser schon bekannten, aber in Jahren sehr weit vorgerückten Cardinal Hubald Allucingolo, Bischof von Ostia, der den Namen: Lucius III. sich beilegte. An Gelehrsamkeit, Frömmigkeit, Lauterkeit des Wandels und kirchlicher Gesinnung stand Lucius seinem großen Vorgänger keineswegs nach; ob aber auch an Entschlossenheit, Festigkeit und Stärke des Charakters, darüber läßt sich nichts entscheiden; indem Lucius während der kurzen, nur fünfjährigen Dauer seiner Regierung von dem Letztern viele Beweise zu geben keine Gelegenheit fand. Indessen hatte er doch, drei Jahre nach seiner Erhebung, zu Verona mit dem Kaiser eine Unterredung, bei der es ihm wahrlich weder an Entschlossenheit noch Festigkeit fehlte. — Unstreitig gehört Alexander III. zu den größten und weisesten Päpsten, durch die der Sohn Gottes bisher seine Kirche und durch diese seinen Namen verherrlichet hatte. Mit einer seltenen Stärke des Charakters verband er ein ungemein mildes und sanftes Herz, und bei der unerschütterlichen Festigkeit, mit der er bei Allem beharrte, was er für gut, gerecht und zugleich nothwendig erachtete, gab er doch, wo es nur immer, ohne eine seiner Pflichten zu verletzen, geschehen konnte, nicht minder auffallende Beweise von einer, oft wahrhaft zu bewundernden Nachgiebigkeit, die offenbar nur die Frucht einer ungeheu-

christlichen Demuth seyn konnte. Alexander liebte den Frieden, besonders den Frieden in der Kirche, scheuete aber auch nicht den Kampf gegen deren, wenn auch noch so mächtige und gewaltige Feinde. Aber während des langjährigen Kampfes mit Friederich bemerkte man an ihm nie die mindeste Spur eines persönlichen Hasses; auch in seinem ärgsten Feinde ehrte er das, was wirklich Großes und Lobenswerthes in demselben lag. Die schonungslosen, höchst unanständigen, oft bis in das Niederträchtige sich verlierenden Reden, die Friederich und dessen Genossen, besonders der Erzbischof Rainald von Cöln, sich gegen ihn erlaubten, ertrug er jederzeit mit Großmuth und Geduld, und seiner hohen Würde stets eingedenk, erniedrigte er sich nie, dieselben auf eine ähnliche, gleich inhumane Weise zu erwiedern. Endlich hat Alexander dadurch, daß er mit der Freiheit der lombardischen Städte ein Bündniß schloß, auch dieser Freiheit eine gewisse religiöse Weihe ertheilt und sie, als in dem Christenthum begründet, öffentlich anerkannt. Wenn nun selbst spätere, aber glückliche Ereignisse jedesmal dem großen Manne, der sie vorbereitet, von weitem herbeigeführt und den Werth derselben der Welt offenbart hat, ganz unbedenklich als dessen eigene Verdienste können zugerechnet werden, so darf man auch mit Wahrheit sagen, daß Papst Alexander III. es war, der in dem ganzen christlichen Abendlande das auf demselben schon so lange und so schwer drückende Joch der Dienstbarkeit gebrochen hat. Nichts vermag den Ruhm dieses großen und weisen Papstes zu verdunkeln. Seine Thaten haben seinen Namen verewiget. Corpus ejus in pace sepultum est, et memoria illius vivit in generationem et generationem! (Eccl. 44, 15.)

19. Dem heiligen Vater folgte ein paar Jahre darauf auch der Erzbischof Christian von Mainz in das Grab. Die letzten Lebensjahre dieses seltenen Mannes haben etwas Eigenthümliches, das unserer Beachtung nicht unwerth ist. An den Friedensverhandlungen in Ferrara, Chioggia und Venedig hatte der Erzbischof bekanntlich sehr thätigen und einflußreichen Antheil gehabt, und um das endlich in Venedig zu Stande gekommene Friedenswerk sich sehr wesentliche Verdienste erworben. Als der Kaiser im Begriffe stand, nach Deutschland zu gehen, ließ er den Erzbischof in Italien zurück; und Christian äußerte nicht das mindeste Verlangen, weder dem Kaiser, seinem Herrn, zu folgen, noch auch wieder nach Deutschland zurückzukehren. Aber desto enger schloß er sich jetzt dem römischen Stuhle an. Er folgte dem Papste nach Rom, trug für denselben die Waffen und bekämpfte Alle, von welchen dem heiligen Vater Anerkennung und Gehorsam verweigert ward. Aber nun geschah es, daß Christian in einer Fehde mit dem Markgrafen von Montferrat, deren Veranlassung und nähere Umstände uns unbekannt sind, das Unglück hatte, nach einem unglücklichen Treffen in die Gefangenschaft des Markgrafen zu gerathen, der ihn länger als ein Jahr in sehr strenger Haft hielt, auch endlich ihm erst gegen ein ungeheueres Lösegeld die Freiheit wieder gab. Aber nun hatte Christian, wie wir wissen, eine lange Reihe von Jahren hindurch in der höchsten Gunst des Kaisers gestanden, dessen ganzes Vertrauen besessen, auch ihm sowohl durch seine kriegerischen Talente, als auch geschickte Behandlung der wichtigsten Reichsangelegenheiten sehr große und wesentliche Dienste geleistet; und dessen ungeachtet sehen wir jetzt, daß der Kaiser um seinen alten treuen

Diener und Freund, als derselbe in Gefangenschaft gerathen war, sich nicht im mindesten bekümmerte, obgleich es ihn, da der Markgraf sein Vasall war, gewiß wenig Mühe gekostet hätte, dem edeln Gefangenen sogleich wieder seine Freiheit zu verschaffen. Dieses seltsame Betragen des Kaisers führt nothwendig zu der gewiß nicht ungegründeten Vermuthung, daß Friederich, damals schon die Möglichkeit eines neuen Zwistes mit dem Papste voraussehend, dem Erzbischofe nun gerade wegen dessen jetziger Anhänglichkeit an den römischen Stuhl abhold geworden war, ihn daher lieber in der Gefangenschaft, als an der Seite des Papstes in Rom zu sehen wünschte. — Nachdem Christian seine Freiheit wieder erhalten hatte, gab er sogleich wieder neue Beweise seines Eifers für den apostolischen Stuhl und seiner treuen Anhänglichkeit an denselben. Die unbeständigen, wetterwendischen Römer waren schon wieder mit dem Nachfolger Alexanders, dem Papste Lucius III., in argen Zwist verfallen. Die Ursache davon war die Stadt Tusculum. An den Einwohnern wollten die Römer wieder ihren alten, unversöhnlichen Groll auslassen und zürnten dem Papste, weil er diese Stadt in seinen Schutz nahm. Lucius mußte endlich Rom verlassen und nahm seinen Sitz in Velletri. Gleich nach der Entfernung des Papstes fielen den Römern sechsundzwanzig Einwohner von Tusculum in die Hände. Mit unerhörter Grausamkeit ließen sie diesen sämmtlich die Augen ausstechen, setzten einem jeden eine, aus Pergament verfertigte und mit dem, mit den gröbsten Schmähungen umgebenen Namen eines Cardinals bezeichnete Krone auf. Aber einem derselben, dem man eines seiner Augen gelassen hatte, setzten sie sogar die päpstliche Krone auf, die eine ungemein schmachvolle, für den Papst höchst beleidigende Aufschrift

trug. Nun mußte dieser Einäugige wie alle übrigen sich eidlich verbindlich machen, in diesem scandalösen Aufzug sich in Velletri dem Papste vorzustellen. Aber nun säumte auch Erzbischof Christian nicht, diesen unerhörten Frevel an den bis zur Gottlosigkeit frechen und ausgelassenen Römern, wie er es verdiente, zu rächen. Theils in dem päpstlichen Gebiete, theils in andern Gegenden Mittelitaliens brachte er in aller Eile ein kleines Heer zusammen, zog damit gegen die Römer, schlug sie in mehreren Gefechten, tödtete viele derselben, machte noch eine ungleich größere Anzahl zu Gefangenen und zwang das unbändige römische Volk wieder zur Unterwerfung und zum Gehorsam, starb aber leider nur gar zu bald darauf, nämlich am 25. August des Jahres 1183; und durch seinen Tod ward nun auch der Papst den Launen und frechen Anmaßungen der Römer auf das neue wieder blosgestellt. Christian war mehr Feldherr und Staatsmann als Bischof gewesen; sein ganzes Leben hatte er dem Dienste der Welt geweihet und, wie wir so eben gesehen, nur schlechten Lohn dafür erhalten. Aber um so mehr können wir hoffen, daß der Allerbarmer ihm seine, in den letzten Jahren seines Lebens gegen den heiligen, apostolischen Stuhl bewiesene Treue desto reichlicher und vollständiger gelohnt haben wird. Auch nur ein einziges Jahr, dem Dienste Gottes würdig geweihet, bringt herrlichern Lohn, als hundert Jahre im Dienste der Welt gefröhnt. Wer der Welt dient, dient auch ihrem Zwingherrn in Raum und Zeit, der stets alle seine Diener so dahin fahren läßt und bisher auch immer so dahin fahren ließ, wie auch die Welt sie fahren zu lassen pflegt. Aber welches traurige Erwachen alsdann aus einem, meistens nicht minder müheseligen, schweren, wenig oder gar nicht befriedigenden, gewöhnlich vol-

lig inhaltsleeren Traume! O, der Thorheit des Nachruhms der sogenannten Helden und großen Männer dieser Welt! Ihre Thaten erzählen Blätter, die alle, die einen früher, die andern nur später, wieder verstieben, bis zuletzt auch der Schauplatz, auf welchem dieselben geschehen, sich in dem Alles verschlingenden Ocean der Ewigkeit verliert und alsdann aller Nachruhm aufhört.

XI.

Achtserklärung Herzog Heinrichs des Löwen. — Friede von Constanz. — Großer Reichstag in Mainz.

1. Während der Abwesenheit des Kaisers aus Deutschland war die Feindschaft der schon seit mehreren Jahren gegen Heinrich den Löwen verbündeten Fürsten einigemal zum Ausbruch gekommen, dem jedoch der Herzog mit seiner gewöhnlichen Entschlossenheit entgegentrat und so diesen Fehden, und zwar stets zum Nachtheil derer, die sie begonnen hatten, eben so schnell wieder ein Ende machte. Aber kurz vor der Ankunft des Kaisers in Deutschland hatte der Erzbischof Philipp von Cöln einen äußerst verheerenden Streifzug *) durch einen großen Theil

*) Mit leidenschaftlicher Wildheit ward auf diesem verheerenden Streifzuge wahrhaft gewüthet. Städte, Burgen und Dörfer wurden niedergebrannt, überall ward schrecklich geraubt und geplündert, selbst der Kirchen nicht geschont, das Heilige auf die schandhafteste Weise mit dem Gemeinen vermischt; und alles dieß unter der Anführung eines — Erzbischofes. Aber wie tief in Trauer gehüllt mußte damals nicht die Kirche Deutschlands seyn, da sie Bischöfe hatte, wie ein Rainald von Cöln, ein Philipp von Cöln, und ein, wenigstens bis zu den letzten Jahren seines Lebens, Erzbischof Christian von Mainz; die endlich Bischöfe hatte, wie jene auf dem berüchtigten Reichstage in Würzburg, unter denen, obgleich in so großer Anzahl

von Sachsen bis an die Weser gemacht, jedoch bevor Heinrich mit Heeresmacht ihm entgegenrücken konnte, sich schon wieder zurückgezogen. Wenige Tage darauf kam der Kaiser aus Burgund wieder am Rhein an, und sogleich eilte der Herzog nach Speier, um den Monarchen, wie es der Anstand erforderte, zu bewillkommen, aber zugleich auch um gegen den Erzbischof zu klagen und wegen des von demselben ihm und seinen Unterthanen zugefügten Schadens Genugthuung zu fordern. Diese Klage vernahm jedoch der Kaiser nur mit Kaltsinn, und es soll bei dieser Gelegenheit zwischen Friederich und Heinrich zu einem eben so bittern als heftigen Wortwechsel gekommen seyn. Der Kaiser ging in die Beschwerden des Herzogs gar nicht ein, sondern setzte einen öffentlichen Tag in Worms an, wo Beide, er, der Herzog, und auch sein Gegner der Erzbischof von Cöln gehört werden sollten. Aber noch unangenehmer ward der Herzog überrascht, als er bald darauf selbst als ein Angeklagter eine Ladung erhielt, auf dem öffentlichen Tage in Worms zu erscheinen, dort Rede zu stehen und wegen der vielen,

---

allda vereint, es doch nur zwei gab, die keine Miethlinge waren, sondern als wahre Oberhirten der ihnen anvertrauten Heerden, mit dem einem Fürsten der Kirche geziemenden Muth hervortraten, laut zu dem rechtmäßigen Papst Alexander sich bekannten, und Friederichs Afterpapst im Angesicht des Kirchentyrannen verwarfen; die keine Gefahr scheueten, die der Verlust ihrer sämmtlichen zeitlichen Güter nicht schreckte, und die, weil ihre Pflicht es jetzt so von ihnen forderte, nur mit Verachtung auf alles Irdische und Vergängliche blickten, und gleich ächten Nachfolgern der heiligen Apostel blos an das Unvergängliche und Göttliche sich hielten. — Man sieht, die freie Wahl der Kapitel hat auf die erzbischöflichen und bischöflichen Stühle nicht gerade sehr oft auch heilige Männer gesetzt.

von den Fürsten gegen ihn erhobenen Beschuldigungen sich zu rechtfertigen.

2. Heinrich konnte nicht daran zweifeln, daß der Kaiser seit dem Tage zu Chiavenna und der ihm dort von dem Herzog gewordenen Demüthigung ihm völlig abhold geworden sey, vielleicht sogar ihn hasse. Da er aber jetzt, er, der den Frieden nicht gebrochen, im Gegentheil ihn, während der vierjährigen Abwesenheit des Kaisers, dem Reiche erhalten hatte, eine Vorladung erhielt, als ein Angeklagter vor dem Hoftage in Worms zu erscheinen; so glaubte er sich nun auch überzeugt, daß, um ihn zu Grunde zu richten, der Kaiser selbst mit den gegen ihn, den Herzog, feindlich gesinnten Fürsten in einem geheimen Einverständniß stehe, daß er demnach von dem Hoftage in Worms weder Gerechtigkeit noch eine unparteiische Untersuchung, sondern blos Kränkungen und Beschimpfungen zu erwarten habe. Zornig verließ er daher das kaiserliche Hoflager, fest entschlossen, weder auf dem öffentlichen Tage in Worms, noch auf irgend einem andern, ihm als einem Angeklagten gesetzten Tage zu erscheinen. Der Hoftag in Worms fand im Anfange des folgenden Jahres 1179 statt. Der Herzog blieb jedoch aus; aber in desto größerer Anzahl fanden sich seine Feinde ein; und da jetzt der Kaiser selbst mehrere Beschwerden gegen den Herzog vorbrachte, so wurden jene nur noch mehr ermuntert und ermuthiget, und das Anklagen, Beschuldigen und Beschwerdeführen gegen den Herzog hatte beinahe gar kein Ende *). Heinrich wurde nun auf einen neuen Hoftag nach Magdeburg be-

*) Des Herzogs größtes Verbrechen war dessen Macht, und seine heftigsten Ankläger der Neid der übrigen Fürsten.

schieden; aber er kam auch dahin nicht, und sein Ausbleiben vermehrte nur die Zahl und Heftigkeit seiner Ankläger. Indessen, wie es scheint, gab jetzt Heinrich doch dem klugen Rath einiger seiner Freunde Gehör. Er schrieb an den Kaiser und bat um eine persönliche Zusammenkunft mit demselben, die auch wirklich ganz in Geheim in Haldensleben statt hatte. Da aber der Kaiser mehr als bloße Worte und Versprechungen verlangte, für erlittenen Schaden und den ihm von Heinrich in Italien verweigerten Lehndienst fünf tausend Mark begehrte, und überdieß, wie es freilich seine Würde erforderte, auch noch die Entscheidung der zwischen dem Herzog und dessen Gegnern schwebenden Streitigkeiten sich vorbehielt; so fand Heinrich diese letztere Bedingung, die ihm gar keine Sicherheit darbot und ihn blos auf das Ungewisse hinwieß, viel zu hart, erklärte demnach, lieber das Aeußerste wagen zu wollen, als in solche Forderungen einzugehen. Der Herzog ward nun, und zwar zum dritten Male, nach Goslar vorgeladen, und da er, wie der Kaiser erwarten konnte, auch hier nicht erschien, so legte Friederich den versammelten Fürsten die Frage vor: „Was das Recht gegen Den festsetze, der, in gehöriger Form dreimal geladen, zu erscheinen sich weigere und das Gericht verachte?" Die Antwort der Fürsten war: „Ein Solcher sey geächtet, aller Lehen und Würden verlustig und diese an Andere zu ertheilen." Dieses Urtheil zögerte jedoch der Kaiser zu bestätigen; theils war bei ihm die Erinnerung an jene Tage, an welchen Friederich und Heinrich sich Freunde nannten, noch nicht völlig erloschen, theils auch, weil nach erfolgter kaiserlicher Bestätigung kein milder Ausweg mehr möglich und ein schwerer, verderblicher Krieg unausbleiblich war. Offenbar wollte der Kaiser den Herzog nicht völlig zu Grunde richten, blos dessen

Macht schmälern, ihn, der schon damit umging, ein eigenes, unabhängiges Königreich zu gründen, wieder in die Schranken eines Vasallen des Kaisers und des Reiches zurückführen. Gegen alles Herkommen forderte also Friederich den Herzog zum vierten Male auf: er möge sich, wo nicht in Person, doch durch Stellvertreter verantworten. Als jedoch sogar diese vierte Vorladung ohne Erfolg blieb, auch der Herzog die Frist, binnen welcher er sich aus der Acht hätte ziehen können, unbenutzt vorüber gehen ließ, durfte der Kaiser nicht mehr zögern, das von den Fürsten gegen Heinrich gefällte Urtheil zu bestätigen.

3. Mit Vollstreckung der Acht ward nun nicht lange gesäumt. Heinrich ward seiner beiden Herzogthümer, sowie, jedoch mit Ausnahme seiner, unter dem Namen Braunschweig und Lüneburg begriffenen Haus- und Stammländer, auch aller seiner übrigen Besitzungen, die er als Lehen von dem Reiche oder den Bischöfen erhalten hatte, beraubt, und der Raub von dem Kaiser sehr klug unter lauter solche Herren vertheilt, die an sich schon mächtig in jenen Gegenden, nun, wenn sie ihre Kräfte vereinten, das gegen den Herzog gefällte Urtheil desto schneller und leichter in Vollziehung würden setzen können. Das Herzogthum Sachsen erhielt Bernhard von Anhalt, der Sohn des berühmten Albrecht des Bären, und das Herzogthum Bayern der tapfere Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, der bisher dem Kaiser schon so viele treue und wichtige Dienste geleistet hatte. Damit aber auch diese neuen Herzoge nicht zu mächtig werden möchten, wurden beide Herzogthümer bedeutend geschmälert, aber ganz besonders von Sachsen sehr ansehnliche Stücke abgerissen. Was von Heinrichs Besitzungen in Westphalen und Engern lag, ward dem Erzbischof von Cöln, unter der Be-

nennung eines eigenen Herzogthums, mit allen herzoglichen Rechten verliehen; andere einzelne Stücke erhielten die Bischöfe von Magdeburg, Bremen, Paderborn, Hildesheim, Verden und Minden, die nun auch die, dem Herzog bisher überlassenen Kirchenlehen wieder zurücknahmen; endlich ward auch die Stadt Lübeck zu einer kaiserlichen Reichsstadt erklärt. Eben so, obgleich nicht auf ganz ähnliche Weise, verfuhr man auch in dem Herzogthum Bayern, das jedoch bei weitem nicht so vieles, als Sachsen, an seinem Umfange verlor. Einiges davon ward den Bischöfen gegeben; ein, aber nicht sehr bedeutendes Stück erhielt der Graf Berthold von Andechs mit dem Titel eines Herzoges von Meran, endlich behielt auch der Kaiser Etwas davon für sich, und die Stadt Regensburg, die bisherige Residenz der Herzoge, ward ebenfalls zu einer kaiserlichen Reichsstadt erhoben.

4. Die Vertheilung der Länder des Herzogs war unstreitig etwas ziemlich Leichtes, aber desto schwerer und gefährlicher die Besitzergreifung derselben. Herzog Heinrich war auf jeden Fall schon vorbereitet und gefaßt, wartete daher den Angriff seiner Feinde nicht ab, sondern begann selbst zuerst, und zwar mit dem größten Nachdrucke, den Krieg. Er belagerte und eroberte die kaiserliche Stadt Goslar, zerstörte alle Schmelzhütten in der ganzen Gegend, und drang verheerend bis nach Nordhausen vor. Schnell wandte er sich hierauf gegen das, ganz zuchtlos sich wieder nahende Heer des Erzbischofes Philipp von Cöln, schlug es in die Flucht, zerstreute es gänzlich, und stand dann, ehe der Bischof von Halberstadt es erwarten konnte, auch vor dieser Stadt; eroberte dieselbe im Sturm und nahm selbst den Bischof gefangen. Indessen hatte Philipp von Cöln

wieder ein neues Heer gesammelt, kam herangezogen und belagerte, in Verbindung mit den übrigen Feinden des Herzogs, die Stadt Haldensleben. Aber der Graf von der Lippe, den der Herzog zum Befehlshaber der Stadt geordnet hatte, vertheidigte sie mit der größten Hartnäckigkeit, ließ endlich das dürre Gras und den im Moorgrunde verborgenen Torf ganz heimlich anzünden. Bald erreichte die Flamme die Gegend, wo die Belagerungsmaschinen stunden, und brannte dabei den Boden dergestalt aus, daß jene zusammenstürzten und selbst Feuer fingen. Philipps ganzes Heer gerieth darüber in Unordnung; viele liefen davon, und der Erzbischof, mit Schmach bedeckt, mußte mit großem Verlust die Belagerung aufheben, und eiligst dahin, woher er gekommen war, wieder zurückkehren. Heinrich drang jetzt in Thüringen vor, verbrannte Nordhausen, schlug das vereinte Heer des Herzogs Bernhard und der beiden Grafen Ludwig und Hermann von Thüringen auf das Haupt und machte auch die beiden Letztern zu seinen Gefangenen; kurz, Heinrich der Löwe stand seinen Feinden am Ende des ersten und zweiten Feldzuges eben so furchtbar oder noch furchtbarer gegenüber, als er im Anfange des Krieges gestanden hatte.

5. Aber ungeachtet dieser, durch sein bisher stets siegreiches Schwert errungenen Vortheile, feierte dennoch Heinrich mit seiner liebenswürdigen Gemahlin, der edeln Mathilde und deren Kindern, zum letzten Male ruhig das Weihnachtsfest in Braunschweig. Seine Glückssonne fing an sich zu verfinstern. Tage der Trauer und des Unglückes naheten sich, und das neuanbrechende Jahr 1181 war für ihn ein äußerst verhängnißvolles Jahr. Zuerst brachen Zwist und Streitigkeiten unter seinen eigenen Freunden und

Anhängern, und zwar nicht ohne die Schuld des Herzogs, aus. Die Folge davon war der Abfall verschiedener derselben, die ihn verließen und in die Reihen seiner Feinde traten. Noch schmerzlicher war der Verlust für Heinrich, als auch jetzt Ludwig VII. von Frankreich starb, und dessen Tod einen von dem Könige von England entworfenen und schon zur Reife gebrachten Plan vereitelte, dem zu Folge der König von Frankreich und der Graf von Flandern dem Kaiser den Krieg ankündigen und dadurch dem Gange der Dinge in Deutschland eine andere Wendung geben sollten. Eben so starb jetzt auch der Herzog Casimir von Pommern, der mit ganz besonderer Treue und Redlichkeit zu dem Herzog hielt, plötzlichen Todes, worauf Bogeslav, Bruder des Verstorbenen, sich sogleich von dem Kaiser gewinnen ließ, und dessen Sache mit dem größten Eifer ergriff. Endlich fand auch sein treuester Freund und Vasall, der Obotritenfürst Pribislav, gleich im Anfange dieses Jahres bei einem Turniere in Lüneburg seinen Tod. Inzwischen hatten auch die gegen Heinrich verbündeten Fürsten ihre Rüstungen zu einem neuen Feldzug vollendet, und fielen mit noch größerer Heeresmacht, als in den vorigen Jahren, von mehreren Seiten in die Besitzungen des Herzogs ein. Dadurch ward jedoch Heinrich noch nicht sehr geschreckt; aber weit gefährlicher ward seine Lage, als der Kaiser selbst an der Spitze eines gewaltigen Heeres in Sachsen einrückte. Sehr klug vermied jedoch Friedrich eine entscheidende Schlacht mit Heinrich, war aber um so eifriger bemüht, dessen Vasallen zum Abfall von ihm zu bewegen. Dieses gelang ihm über alle Erwartung; besonders als auf dem von dem Kaiser zu Werla gehaltenen Hoftage ein Beschluß gefaßt ward, kraft dessen alle Anhänger Heinrichs, die nicht binnen einer Frist

von ein paar Monaten dem Herzoge entsaget und dem Kaiser sich unterworfen haben würden, alle ihre Güter, Lehen wie Allodien, verlieren, auch alle, welche im offenen Felde die Waffen für den Herzog führten, als Straßenräuber betrachtet, und als solche, wenn sie in Gefangenschaft gerathen würden, bestraft werden sollten. Dieser Beschluß that die gehoffte Wirkung, und als der Kaiser bald darauf nach Goslar kam, eilten von allen Seiten Heinrichs Vasallen herbei, um ihrem bisherigen Herrn zu entsagen, sich dem Kaiser zu unterwerfen und die Städte, Burgen und Schlösser, über die der Herzog sie gesetzt hatte, ihm zu übergeben.

6. Der Abfall so vieler Männer, an deren Treue er nicht gezweifelt, und die auch in den Tagen seines Glückes mit Treue zu ihm gehalten hatten, erschütterte den Herzog auf das Tiefste. Er begab sich nach Stade. In dieser auf das Beste befestigten Stadt zog er alle seine noch übrigen Streitkräfte zusammen, und wollte hier die Ankunft des Kaisers und dessen Heeres erwarten, nicht ohne Hoffnung, durch einen kühnen, gewagten und gelungenen Streich vielleicht seiner Sache plötzlich eine andere, bessere Wendung zu geben. Aber der Kaiser richtete seinen Marsch nicht auf Stade, sondern gegen Lüneburg, schlug vor dieser Stadt sein Lager auf und drohete sie förmlich zu belagern. Aber in Lüneburg befand sich Heinrichs, von ihm auf das zärtlichste geliebte, auch jeder Huldigung so würdige Gemahlin Mathilde mit ihren Kindern. Als Heinrich die Nachricht erhielt: der Kaiser stehe vor Lüneburg und treffe alle Anstalten, diese Stadt förmlich zu belagern, brach ihm das Herz. Das, was ihm auf der ganzen Welt das Theuerste war, wollte er nicht den mannigfaltigen Gefahren einer harten und

schweren Belagerung, oder gar einer endlich im Sturm eroberten Stadt aussetzen. Aengstliche Besorgniß um das Schicksal seiner Familie verscheuchte nun bei ihm jeden Gedanken an ferneren Kampf, überwog bei weitem alle übrigen Rücksichten. Er gab alsogleich Befehl, die beiden Landgrafen Ludwig und Hermann, Neffen des Kaisers, die er gefangen genommen hatte, ihrer Haft zu entlassen. Sie sollten sich für ihn bei dem Kaiser verwenden. Er selbst schrieb an denselben, bat um sicheres Geleit und die Erlaubniß vor ihm erscheinen zu dürfen. Beides ward ihm sogleich gewährt. Als er aber im kaiserlichen Lager ankam, ließ Friederich ihn nicht vor sich, sondern ihm sagen: seine Sache sollte auf einem öffentlichen Tage von den Fürsten entschieden werden. Dieser öffentliche Tag hatte im November desselben Jahres 1181 in Erfurt Statt. Heinrich erschien vor dem Kaiser, der auf dem Throne sitzend von den Fürsten des Reiches umgeben war, warf sich demselben zu Füßen und bat, auf den Knieen liegend, um Gnade und Verzeihung. Es war eine ungemein rührende Scene, einen Fürsten, dessen Macht noch vor Kurzem jener eines Königs ähnlich war, dessen Ansehen mit jenem des Kaisers beinahe auf gleicher Linie stand, und der durch seine Siege diesseits und jenseits der Alpen sich so viele und herrliche Trophäen errichtet hatte, nun auf den Knieen liegend und um Gnade flehend zu sehen! Selbst dem Auge des Kaisers entlockte dieser Anblick einige Thränen, und in dem unverfälschten Tone wirklicher Wehmuth und aufrichtiger Theilnahme brach Friederich in die Worte aus: „O, Heinrich, nur Du selbst, nur Du allein bist Schuld an Deinem Unglück!“ Eine Milderung des gegen Heinrich gefällten Urtheils konnte jedoch der Kaiser für jetzt noch nicht eintreten lassen. Das Einzige

was er vermochte, war, daß dem Herzoge der fernere, ungestörte Besitz seiner Allodialgüter, nämlich Braunschweigs und Lüneburgs nebst Allem, was dazu gehörte, nun förmlich und rechtskräftig zugesprochen ward. Da jedoch die Fürsten, unter welche der dem Herzog abgenommene Raub war vertheilt worden, so lange Heinrich der Löwe in Sachsen wäre, sich nicht sicher glaubten, so ward derselbe jetzt genöthiget, sich eidlich zu verpflichten, weil die Ruhe des Reiches es erfordere, auf sieben Jahre sich aus Deutschland zu entfernen und in freiwillige Verbannung zu gehen. Auf die Vermittelung des Papstes, des Königs von England und des Grafen von Flandern ward jedoch bald darauf die Verbannungsfrist von dem Kaiser auf drei Jahre herabgesetzt, und zwar zu nicht kleinem Verdruß der gegen Heinrich feindlich gesinnten und vor dessen Namen schon zitternden Fürsten.

7. Von Erfurt begab sich Heinrich nach Lüneburg, wo er in den Armen seiner Gemahlin und seiner Kinder Linderung seines Schmerzes und Trost über seinen erlittenen schweren Verlust fand. Er ordnete nun hier und in Braunschweig Alles, was er für die Zeit seiner Abwesenheit jetzt noch ordnen zu müssen nothwendig fand. Im folgenden Jahre 1182 trat er in Begleitung seiner würdigen Gemahlin, seiner Kinder und nicht ohne ein anständiges Gefolge von Edeln, die ihm, besonders in Braunschweig und Lüneburg, die Treue bewahrt hatten, die Reise nach England an. Als er jetzt durch das Land zog, das er ehemals beherrscht hatte, fand er jedoch nicht überall jene Theilnahme, welche jede edle Seele an dem Schicksale eines Fürsten nimmt, der lange Zeit so erhaben, so mächtig, so hervorragend, endlich dennoch in dem Kampfe mit

einem mächtigen Schicksale hatte unterliegen müssen. Als er z. B. in der ihm ehemals gehörigen Stadt Bardewick sein Nachtlager nehmen wollte, verschloß man ihm die Thore und verhöhnte ihn auf eine höchst unedle und unwürdige Weise von den Mauern herab. Aber da schwur Heinrich in gerechtem Zorn, daß, wenn einst das Glück ihm wieder günstiger werden sollte, er die Einwohner Bardewicks in einen Stand setzen wolle, daß sie nie mehr einen Fürsten auf eine so grobe Weise zu beleidigen sich erkühnen würden. Diese Drohung, wie wir zu seiner Zeit sehen werden, ging wirklich in Erfüllung, und zwar auf eine furchtbarere Art, als selbst Heinrich sie ausgesprochen hatte. Der erlauchte Verbannte ging mit seiner liebenswürdigen Familie zuerst nach der Normandie, wo sich gerade sein Schwiegervater, König Heinrich II., befand, ward von demselben auf das Liebevollste empfangen und segelte mit ihm hierauf nach England. Aber was hätte Herzog Heinrich in seiner Seele empfinden müssen, wenn er damals auch nur von weitem hätte ahnen können, daß denselben Thron, an dessen Stufen er jetzt Schutz und Hülfe suchte und sie auch fand, einst, ungefähr nach fünfhundert Jahren, seine eigene Nachkommenschaft besteigen und von demselben herab das bis dahin zum mächtigsten Reiche Europas sich erhobene England beherrschen werde.

8. Aber was die Gegenwart eines einzigen großen Mannes vermag und wie schmerzhaft dessen Verlust sogleich allgemein und tief gefühlt wird: darüber legt der Zustand Sachsens und des Nordens Deutschlands nach der Entfernung Heinrichs des Löwen ein merkwürdiges Zeugniß ab. Der Abt Arnold von Lübeck, ein Wahrheit liebender, ganz partheiloser Chroniker jener Zeit, macht von

dem Zustande Sachsens nach der Entfernung Heinrichs folgende Beschreibung: „In jenen Tagen war kein König in Israel mehr. Jeder that, was ihm vortheilhaft, mithin ihm auch in seinen Augen recht schien. Nur Herzog Heinrich hatte allein mächtig im Lande gewaltet und stets den tiefsten Frieden erhalten. Er hatte nicht nur die benachbarten, sondern auch die entferntern und noch barbarischen Gegenden so zu fesseln und zu leiten gewußt, daß ein Jeder ohne Furcht in Ruhe lebte und das Land wegen der großen Sicherheit, deren es genoß, sich aller Güter im Ueberfluß zu erfreuen hatte. Aber nach Heinrichs Entfernung verfuhren alle Herren und Grafen, selbst die unbedeutendsten, bloß nach Willkür und nach ihren tyrannischen Launen. Alle übten Gewaltthätigkeiten und mußten dann ebenfalls wieder Gewaltthätigkeiten erdulden. Der neue Herzog Bernhard von Sachsen, früher in seiner Grafschaft der rüstigste unter allen seinen Brüdern, erwies sich, zum Herzog von Sachsen erhoben, so schwach wie ein Eingeschobener, und suchte seine Schläfrigkeit und Nachläßigkeit unter dem Vorwande der Liebe zum Frieden zu verhüllen.“ Ob dieser dem Herzog Bernhard gemachte Vorwurf gegründet war oder nicht, dieß läßt sich nicht entscheiden, aber gewiß ist es, daß der neue Herzog Bernhard, ohnehin an Kraft des Geistes Heinrich sehr weit nachstehend, nun bei so sehr geschmälerter Macht bei weitem das nicht leisten konnte, was sein Vorfahrer geleistet hatte. Doch dies, wie es scheint, ward nicht berücksichtiget, und des neuen Herzogs Ansehen sank nicht nur bei dem Kaiser, sondern sogar auch bei den sächsischen Großen, und bei diesen so sehr, daß der Graf Adolph, Vasall des Herzogs, sich weigerte, demselben den Eid der Treue zu leisten und durchaus seine eigenen Wege ging, als wenn es gar kei-

nen Herzog in Sachsen gebe, und da auch die Andern dasselbe thaten, so gerieth bald ganz Sachsen in einen völlig anarchischen Wirrwarr; überall Kriege, wilde Fehden, Ränke und Gewaltthätigkeiten jeder Art. In dieses krause Getümmel schauete der Kaiser ganz ruhig hinein. Friederich hatte, um den Sturz Heinrichs des Löwen herbeizuführen, einige Jahre alle seine Kräfte angewandt und in Spannung gehalten und wollte nun, wie es scheint, sich ebenfalls einige Ruhe gönnen. Aber das Ende davon war, daß alle slavischen Fürsten der Oberhoheit des deutschen Reiches entsagten und dem Könige von Dänemark huldigten, und daß Dithmarsen, das ganze Land der Obotriten, Mecklenburg, Pommern und die Insel Rügen für Deutschland verloren gingen.

9. Indessen rückte auch das letzte Jahr des mit den Lombarden geschlossenen Waffenstillstandes seinem Ende entgegen. Auf beiden Seiten gab es bedeutende, aber auch kriegslustige Männer, welche der Meinung waren, daß die Erneuerung des Krieges größere Vortheile gewähren würde, als man jetzt von einem unter den gegenwärtigen Umständen geschlossenen Frieden erhalten könnte. Zum Glück behielten die Ansichten der Friedeliebenden die Oberhand, besonders bei den Lombarden, bei denen der frühere Bundesgeist jetzt schon wieder beinahe völlig erloschen war. Der Kaiser begab sich nach Constanz und hielt in dieser Stadt einen großen, ungemein zahlreich besuchten öffentlichen Tag, auf welchem auch die Abgeordneten beinahe aller lombardischen Städte erschienen. Und nun ward am fünfundzwanzigsten Junius des Jahres 1183 zwischen dem Kaiser und den Lombarden der Friede wirklich und feierlich abgeschlossen, und zwar mit dem Vorbehalte, daß auch die Städte, welche keine Abgeord-

teten gesandt, nicht von dem Frieden ausgeschlossen seyn sollten, wenn sie innerhalb zweier Monate demselben beitreten würden. Die Einleitung zu dem Friedensvertrage war dergestalt abgefaßt, daß man hätte glauben mögen, Friederich habe die Lombarden gänzlich besiegt und überwunden und räume nun den Ueberwundenen aus bloßer Gnade einige ihrer verlangten Punkte ein; aber doch werden wir sogleich sehen, daß den Lombarden mehr zugestanden ward, als sie je gehofft und erwartet hatten. Folgendes ist das Wesentlichste dieses Vertrages: „Der Bund der lombardischen Städte ward anerkannt; derselbe sollte fortbestehen und so oft erneuert werden dürfen, als es den Longobarden beliebte.“ Die Städte erhielten das Recht sich zu befestigen, wie sie wollten, und auch außerhalb ihrer Mauern auf ihrem Gebiete Festungswerke zu errichten. Sie behielten alle Regalien, die sie gehabt hatten, und erhielten zurück, was ihnen während des Krieges abgesprochen und einem andern ertheilt worden war. Die Wahl ihrer Consuln ward ihnen überlassen, die Verwaltung aller ihrer innern Angelegenheiten ihnen zugestanden, auch sollten alle ihre Rechte und Gewohnheiten, wie diese von Alters her bestanden, ihnen ungeschmälert gelassen werden. Dafür erkannten ihrerseits die Städte den Kaiser als ihren Herrn und König an, und von dem funfzehnten bis zu dem siebenzigsten Jahre sollte Jeder dem Kaiser den Eid der Treue leisten. Die Lombarden verpflichteten sich, wenn der Kaiser nach Italien käme, die Wege und Brücken in guten und brauchbaren Stand zu setzen, für Ihn und seinen Hof die vormals üblichen Lieferungen zu leisten und zum Unterhalte des kaiserlichen Heeres die erforderlichen Lebensmittel herbeizuschaffen, jedoch so, daß keine Stadt dadurch zu sehr belästiget würde. Der zum Consul Erwählte

sollte das Consulat da, wo der Bischof herkömmlich die Graffschaft habe, von dem Bischof, aber von dem Kaiser in allen übrigen Städten empfangen, wovon jede nach Verlauf von fünf Jahren einen Abgeordneten an den kaiserlichen Hof schicken solle, um sich auf das Neue mit dem Consulat investiren zu lassen. Was die Regalien betrifft, welche die Städte nicht von den Kaisern erhalten haben, so soll der Bischof des Ortes, und nebst diesem sowohl aus dem Bisthum als aus der Stadt selbst einige Männer von untadelhaftem Wandel gewählt werden, die, tauglich zu einem solchen Geschäfte und weder gegen den Kaiser noch gegen die Stadt übelgesinnt, alsdann schwören sollen, daß sie aufrichtig und unpartheiisch diese Regalien aufsuchen und dem Kaiser zurückgeben würden. Wollte eine Stadt von dieser Untersuchung sich zu befreien suchen, so sollte sie zweitausend Mark jährlichen Zinses zahlen; doch verspricht der Kaiser, auch diese Summe nach Lage der Umstände zu mäßigen. In Appellationssachen, wenn der Gegenstand des Rechtsstreites die Summe von fünf und zwanzig Pfund Kaisergeldes überschreitet, soll die Appellation an den Kaiser gehen; die Partheien sollen jedoch nicht gezwungen seyn nach Deutschland zu gehen, sondern, wenn der Kaiser nicht in Italien anwesend ist, soll dessen Bevollmächtigter, welchen der Kaiser in jeder Stadt, oder in jedem Bisthum anzustellen habe, den Streit binnen zweien Monaten, nach den Gesetzen und Gewohnheiten der Stadt, entscheiden. Endlich verspricht der Kaiser sich nie zu lange, oder ohne Noth, in einer und derselben Stadt, oder in einem und demselben Bisthum aufzuhalten." Man sieht, daß, obgleich den Lombarden sehr vieles zugestanden ward, doch auch der Kaiser noch sehr wichtige Rechte und Prärogative behielt, und daß Friederichs Nachfolger noch

sehr große Vortheile aus Italien hätten ziehen können, wenn sie im Stande gewesen wären, den Constanzer Frieden in seiner vollen Kraft aufrecht zu erhalten.

10. Der Abschluß des Friedens verbreitete in ganz Italien eine ungemeine Freude, und beinahe eine eben so große auch in Deutschland, indem die Fürsten wenigstens die Gewißheit gewonnen hatten, nicht so bald wieder zu einer ihnen stets höchst verdrießlichen Heerfahrt über die Alpen genöthiget zu werden. Auch selbst der Kaiser wollte gleichsam zur Feier des Friedens Deutschland ein großes und glänzendes Nationalfest geben, wozu die feierliche Wehrmachung seiner zwei ältesten Söhne Heinrich und Friederich eine erwünschte Gelegenheit darbot. Beide befanden sich in einem Alter, in welchem sie mündig und wehrhaft erklärt werden konnten, was von jeher stets mit der größten Feierlichkeit und unter einer Reihe von Festlichkeiten geschah. Zum Ort, wo das große Fest sollte gegeben werden, wählte der Kaiser Mainz, dieselbe Stadt, die er einst wegen des am Erzbischof Arnold begangenen Mordes so schwer gezüchtiget, der er aber indessen, wie es sich jetzt ergibt, seine Gnade und Aufmerksamkeit wieder zugewandt hatte. Dahin schrieb also Friederich auf das Pfingstfest des folgenden Jahres 1184 einen Hoftag aus, zu welchem alle geistlichen und weltlichen Fürsten, alle größern und kleinern Vasallen Deutschlands eingeladen wurden. Da dem Kaiser die Stadt Mainz zu einem solchen Feste nicht groß genug zu seyn schien, so ließ er auf der rechten Seite des Rheins, Mainz gegenüber, eine neue Stadt erbauen, zwar nur aus Holz, aber mit solcher Kunst gezimmert und geschmückt, daß jedes Auge getäuscht ward. In dieser neuen, ungemein freundlichen Stadt sollten die geistlichen

und weltlichen Fürsten und Herren, deren Dienstgefolge aber so wie Leute niederen Standes in der alten Stadt ihre Wohnungen nehmen. In der Mitte der neuen Stadt erhob sich ein kaiserlicher Palast, zwar ebenfalls nur von Holz aber geräumig, auf das bequemste eingerichtet und auf das prachtvollste geschmückt, und neben demselben eine große Kirche, an deren Enden man aufgeschlagene Zelte für das gemeine Volk erblickte. Als die Tage des Festes endlich herannaheten, ward ein solcher Ueberfluß von Lebensmitteln und auch Futter für die Pferde herbeigeschafft, daß selbst bei der ungeheuersten Volksmenge kein Mangel zu befürchten war. Auch Alles, was an feinern Genüssen des Lebens die beiden so fruchtbaren und lachenden Rheinufer liefern konnten, ward ebenfalls in Ueberfluß herbeigebracht und auf jene Tage sorgfältig aufbewahrt. Damit aber in einer so großen und zahlreichen Versammlung und unter der, wie es vorauszusehen war, von allen Seiten herbeiströmenden Volksmenge die nöthige Ordnung erhalten und alle Störung des Festes vermieden werde, auch Niemanden Etwas fehle, übernahmen große Fürsten, Herzoge und Markgrafen die Aemter und Verrichtungen als Truchsesse, Schenken, Kämmerer und Marschälle. Natürlicher Weise erregten diese außerordentlichen Anstalten und Vorkehrungen überall die Aufmerksamkeit der Menschen und nicht blos in Deutschland, sondern selbst jenseits der Grenzen desselben, daher auch eine nicht mindere Anzahl von Fremden zu erwarten war. Endlich fehlte es auch nicht an Dichtern und Sängern, die in ihren Gedichten und Gesängen die Feier des Festes verherrlichen und das Andenken an dasselbe viele Jahrhunderte hindurch auch den spätesten Nachkommen aufbewahren sollten.

11. Aber lange Zeit vorher schon mit so vielem Aufwand, so großer Mühe und so großem Geräusch vorbereitete Feste, von denen jeder nichts als Lust und Vergnügen erwartet, entsprechen selten diesen Erwartungen, und die Freude und fröhlichen Genüsse, denen man entgegen zu gehen glaubt, verwandeln sich sogar bisweilen in Trauer und düstern Mißmuth. Dieß ist nun leider auch wieder die Geschichte dieses glänzenden Kaiserfestes. Schon in der ersten Nacht des ersten Tages, nämlich in der Nacht auf den heiligen Pfingstsonntag, erhob sich plötzlich ein furchtbares Ungewitter; ein schrecklicher, Bäume entwurzelnder Sturm riß alle Zelte hinweg, warf eine Menge der so schön verzierten hölzernen Gebäude um und stürzte selbst die große, mit dem kaiserlichen Palaste zusammenhängende Kirche zusammen. Fünfzehn Menschen fanden unter den Trümmern ihren Tod. Der Kaiser selbst war der größten Gefahr ausgesetzt, der er jedoch mit den Seinigen glücklich entging. — Nach der damaligen Denkweise ward dieser Unfall als eine höchst üble, nur Unglück verkündende Vorbedeutung angesehen *). Auch am fol-

*) Und zwar nicht ganz mit Unrecht. Diese beiden Söhne des Kaisers starben sehr frühzeitig; der jüngere Friederich als ein kaum noch vollendeter Jüngling, und fünf Jahre nachher auch sein älterer Bruder Heinrich im zwei und dreißigsten Jahre seines Lebens, mithin in der ersten Blüthe des männlichen Alters, und der Segen der von ihm beherrschten Völker folgte ihm nicht in das Grab. Seine Regierung war nichts weniger als preiswürdig. In Unteritalien befleckte er sein Leben und seinen Charakter durch wiederholte, unerhörte, jede Brust empörende Grausamkeiten, und von seinem eckelhaften, schmutzigen und niederträchtigen Geize liefert die gottlose, völkerwiderrechtliche lange Hafthaltung des edeln Königes Richard von England, dem er eine ungeheure Geldsumme auf die ungerechteste Weise abpreßte, einen sprechenden, aber auch seinem

genden Tage trat ein anderes, zwar an sich nicht so tragisches, aber das Herz des Kaisers nicht minder kränkendes und auch die Freude der versammelten Fürsten nicht wenig störendes Ereigniß ein. Der Kaiser nämlich begab sich in die Kirche und ließ sich auf seinem gewöhnlichen Sitze nieder, zu seiner Rechten den Erzbischof von Mainz, zur Linken den Erzbischof Philipp von Cöln, ihm gegenüber ringsumher die übrigen geistlichen wie weltlichen Fürsten. Aber alsobald trat jetzt der Abt von Fulda hervor und bat um Gehör. Als der Kaiser ihm dieses gewährte, sprach er: „Die Kirche von Fulda hat von den frühern Kaisern das Vorrecht erhalten, daß, so oft in Mainz ein allgemeiner Hoftag gehalten wird, der Herr Erzbischof dieses Stuhles dem Kaiser zu Rechten und der Abt von Fulda zu dessen Linken sitzen soll; ich bitte daher dem Erzbischofe von Cöln heute nicht den Sitz zu gestatten, der nicht ihm, sondern mir gebühret." — Im Vertrauen auf die Willfährigkeit des Erzbischofes Philipp, den er bisher so sehr begünstiget hatte, bat nun der Kaiser denselben, um das Fest nicht zu stören, dem Abt den Sitz, den er in Anspruch nehme, zu lassen. Halb wüthend sprang sogleich Philipp mit den Worten von seinem Sitze auf: „Wie Ihr wollt, Herr Kaiser, der Abt mag sich setzen, ich aber gehe nach Hause." Aber alsobald erhob sich jetzt auch der Bruder des Kaisers, der Pfalzgraf Conrad, und sagte: „ich bin des Cölners Mann und werde also mit Eurer Erlaubniß, Herr Kaiser, ihm folgen." Auf ähnliche Weise erhoben sich nun auch der Graf von Nassau, der Herzog von Brabant und noch mehrere Andere und wollten sich entfernen. Spöttisch rief jetzt der

---

Andenken eine unvergängliche Schandsäule errichtenden Beweis.

Landgraf von Thüringen, der ein Mann des Abtes von Fulda war, dem Grafen von Nassau zu: „Heute habt Ihr eure Lehen wohl verdient." Aber trotzig erwiederte der Graf: „Ja, ich habe es verdient und wenn es heute erforderlich werden sollte, so werde ich es noch mehr verdienen." — In der Kirche, an dem Altar und unter den Augen des Kaisers drohete sich jetzt der Zwist in einen blutigen Streit zu verwandeln. Geschreckt durch den Gedanken an die weitern, selbst mörderischen Folgen, die dieser ohnehin schon so scandalöse Auftritt noch haben könnte, warf sich der junge König Heinrich dem Erzbischof an den Hals, ihn schmeichelnd und flehentlich bittend, seine Freude doch nicht in Trauer zu verwandeln. Auch der Kaiser bat ihn, sich nicht zu entfernen; was ich gesagt habe, fügte Friederich hinzu, habe ich in voller Unschuld meines Herzens gesagt und nichts Arges dabei gedacht. Aber auch diese Erklärung besänftigte noch nicht den hochmüthigen Erzbischof. „Ich hätte nicht geglaubt," erwiederte er, „daß Ihr mir im Angesicht der Fürsten eine solche Schmach anthun könntet. Ich bin in Euerm Dienste grau geworden. Mit Gefahr meines Lebens habe ich für Euch gekämpft; und was noch mehr ist, ich habe Gewissensangst für euch ausgestanden. Von meiner Treue und Ergebenheit habt Ihr in der Lombardei, bei der Belagerung von Alexandrien und in Sachsen Beweise gesehen und sie auch anerkannt. Bei allen und den größten Gefahren bin ich nie irgend Jemand nachgestanden und nun soll ich heute dem Abt von Fulda nachstehen. Ja ich muß wahrhaftig gar glauben, daß Ihr Selbst die Anmaßung des Abtes veranlaßt habt; denn hätte er nicht gewußt, daß Ihr mich demüthigen wolltet, würde er nie gegen mich sich zu erheben gewagt haben." — Nun erhob sich der Kaiser: „Wir erklären," sprach er, „noch einmal un-

sere Unschuld, und wenn man unsern Worten nicht glauben will, so nehmen Wir keinen Anstand, sie durch einen Eid zu bekräftigen," und erst, als der Kaiser schon die Hand ausstreckte, um sie auf das Evangelium zu legen, kam endlich der Erzbischof wieder zur Besinnung und erklärte, daß ihm das Wort des Kaisers so viel gelte, als ein Eid. Zugleich ersuchte auch Friederich den Abt, er möchte auf das von ihm in Anspruch genommene Recht für heute verzichten. Der Bitte eines Kaisers vermochte der verständige Abt nicht zu widerstehen. Er stand von seinem Sitze auf, neigte sich vor dem Kaiser und überließ dem grämigen Bischofe seinen Platz. Dem Aeußern nach war die Ordnung nun wieder hergestellt, aber die durch diesen ungeziemenden Auftritt in mancher Brust erregten Leidenschaften waren nicht erstickt und verscheuchten vollends Freude und Fröhlichkeit von mehr, als einer Stirne. Der Kaiser selbst schien die Mißstimmung seiner Gäste zu theilen und eilte daher dem Feste so schnell, als möglich ein Ende zu machen. Schon am andern Tage hatte die Wehrmachung seiner beiden ältesten Söhne Statt. Nach einigen Waffenspielen, an denen auch der Kaiser Theil nahm, und in welchen seine beiden Söhne ihre ritterliche Gewandtheit bewiesen, umgürtete sie Friederich im Angesicht der zahlreichen und glänzenden Versammlung mit dem Schwerte, und erklärte sie mündig und wehrhaft und damit hatte nun auch das ganze Fest ein Ende. Bischöfe, Fürsten, Herren und Volk kehrten theils schon an demselben Tage, theils an dem folgenden wieder in ihre Heimath zurück und die meisten wahrscheinlich mit dem gekränkten Gefühl gänzlich getäuschter Hoffnung und Erwartung. Aus diesem Hergange möchte man vielleicht schließen, daß Friederichs Ansehen damals schon ziemlich in Deutschland gesunken gewesen wäre. Aber

man würde sich trügen. Beinahe alle Zeugnisse stimmen darin überein, daß Friederich seit dem geschlossenen Kirchenfrieden weit weniger auffahrend und viel milder und nachgieber geworden, als er in frühern Zeiten gewesen war. Zudem werden wir auch bald sehen, daß in wichtigern und ernstern Sachen, besonders als Friederich auf das neue wieder in einen Conflict mit dem römischen Stuhle gerieth, sein Ansehen in einer Versammlung von Fürsten und Bischöfen noch eben so groß und überwältigend war, wie auf dem im Jahre 1165 in Würzburg gehaltenen Reichstage, verdammlichen Andenkens, und die Bischöfe, obgleich der Papst deren eigene Sache vertheidigte, sich dennoch nach dem Willen des Kaisers lenkten und den heiligen Vater, wie dieser gehofft hatte, zu unterstützen sich keineswegs erkühnten.

XII.

Friederichs letzter Aufenthalt in Italien. — Vermählung dessen ältesten Sohnes, Heinrichs VI., mit der sicilianischen Prinzessin Constanze. — Neue Zwiste zwischen dem Kaiser und dem römischen Stuhl. — Niederlage der Christen in Palästina und Eroberung Jerusalems von den Türken. — Dritter Kreuzzug. — Tod Kaiser Friederichs des Ersten. —

1. Begreiflicher Weise hatte der Kaiser in Folge des zu Constanz abgeschlossenen Friedens noch Manches in Italien zu ordnen und festzustellen. Er ging also im August desselben Jahres 1184 noch einmal, und zwar zum letzten Male nach Italien. Da er sich aber jetzt den Lombarden nicht als Eroberer, sondern als ein, alles milde schlichtender Friedensfürst zeigen wollte, so führte er diesmal kein Heer mit sich über die Alpen, hatte aber ein desto größeres und glänzenderes Gefolg. Nach dem Empfang zu urtheilen, der jetzt Friederich in allen lombardischen Städten zu Theil ward, hätte man schließen mögen, es wäre

zwischen dem Kaiser und den Lombarden nie etwas Unangenehmes, viel weniger Feindliches vorgefallen. Aber Friederich schlug auch jetzt einen ganz andern Weg ein und suchte, was er durch Waffengewalt nicht hatte erreichen können, nun durch Güte und Milde und durch die Liebe der Nation selbst zu gewinnen. Seine Herablassung, sein freundliches und doch würdevolles Wesen, und seine lieblichen anziehenden Manieren, in Verbindung mit der ungemeinen Liebenswürdigkeit der Kaiserin, seiner Gemahlin, gewannen ihm nun bald wieder das Herz aller Italiener. Da aber Friederich stets alle seine Schritte mit vieler Klugheit zu berechnen wußte, so zeigte er sich auch jetzt ganz besonders huldreich gegen die, damals sich schon wieder zur Königin aller lombardischen Städte erhebende Stadt Mailand. Er gab ihr verschiedene, ihr früher entzogene und durch den Constanzer Friede ihr nicht wieder zugesprochene Rechte und Freiheiten zurück, überließ ihr, gegen den ganz unbedeutenden, jährlichen Zins von 300 Lire, alle Hoheitsrechte in einem weit größern Umfange als bisher, versprach nie einen gegen sie gerichteten Bund zu fördern und zu begünstigen; erlaubte endlich auch wieder die Auferbauung der Stadt Crema, wofür die Mailänder ihrerseits ihm versprachen, aus allen Kräften dahin zu wirken, daß der Besitz sämmtlicher Mathildischer Güter ihm und seinem Hause auf immer verbleibe. Andern Städten erwies er wieder andere Gnadenbezeugungen, gewann durch einen milden Lehnbrief die Freundschaft und Anhänglichkeit des Hauses Este und kurz, nach welcher Stadt er sich jetzt wandte, kamen ihm überall alle Einwohner, der Adel wie das Volk, jubelnd und freudig entgegen. — Aber Friederich hatte seiner jetzigen Reise nach Italien noch ein höheres Ziel gesetzt. An Italien hing noch immer seine Seele. Die ganze, lange, schöne und reiche

Halbinsel, wo nicht für sich selbst, doch für sein Haus zu gewinnen, war noch immer sein Lieblings- und vorherrschender Gedanke. Durch die bisher von ihm angewandten Mittel sein Ziel zu erreichen, davon sah er die Unmöglichkeit ein; aber sich demselben auf einem weit mildern Wege immer mehr und mehr zu nähern, dazu gaben ihm die Familienverhältnisse des sicilianischen Hauses die gegründetsten Hoffnungen.

2. Robert Guiscards Stamm war schon im Jahre 1027 mit seinem Enkel, dem Herzog Wilhelm von Apulien, ausgestorben, und nach dessen Tode Apulien an Guiscards Bruder, Roger, den Eroberer Siciliens, gekommen. Die Nachfolger desselben waren: Roger I., Wilhelm, Roger II., welcher sämmtliche normannische Staaten vereinigte, zuerst von dem Gegenpapste Anaclet II. und hierauf auch von Innocenz II. damit belehnt ward, und sich, wie unsere Leser schon wissen, zum Könige von Sicilien krönen ließ. Auf Roger II., nunmehr König von Sicilien, folgte Wilhelm I. und auf diesen Wilhelm II., der jetzt auf dem Throne von Neapel saß. Aber außer Wilhelm dem Ersten hatte Roger II. noch einen ältern Sohn, der ebenfalls Roger hieß und eine Tochter, Namens Constanza, gezeugt; der Sohn starb jedoch vor dem Vater und die Tochter kam erst nach dem Tode ihres Vaters auf die Welt. Rogers II. Nachfolger war demnach Wilhelm I., welcher nur einen einzigen Sohn hatte, der ihm auch unter dem Namen Wilhelm II. in der Regierung folgte. Aber dieser, obgleich schon vor mehreren Jahren mit Johanna, einer Tochter König Heinrichs II. von England, und Schwester der holden Mathilde, Gemahlin Heinrichs des Löwen, vermählt, hatte noch keine Erben. Zwar war Wilhelm damals noch ein sehr rüstiger Herr und

seine Gemahlin eine junge Fürstin; demungeachtet ward allgemein vermuthet und geglaubt, daß diese Ehe völlig kinderlos bleiben werde; trat aber nun dieser Fall wirklich ein, so war nach Wilhelms Tod die Prinzessin Constanza die einzige, rechtmäßige Erbin des Thrones von Sicilien; denn obgleich Wilhelms I. älterer Bruder, nämlich der vor seinem Vater als Graf von Apulien gestorbene Roger einen natürlichen Sohn, Namens Tancred, hinterlassen hatte, so ward doch dieser, seiner unehelichen Geburt wegen, des Thrones für unfähig gehalten. Diese Umstände und Verhältnisse erzeugten nun in dem Kaiser den Gedanken, seinen ältesten Sohn, den jungen König Heinrich, mit Constanza zu vermählen, einer Prinzessin, die ihrem Gemahl nicht nur eine glänzende Königskrone, sondern auch ein sicheres Unterpfand künftiger, noch weit größerer Macht und Hoheit zur Mitgift bringen würde. Die diesfallsigen Unterhandlungen wurden nun bei dem sicilianischen Hofe ganz in geheim und mit der größten Thätigkeit geführt und König Wilhelm fand sich durch einen solchen Antrag von Seite des größten und mächtigsten Monarchen des Abendlandes so sehr geschmeichelt, daß die Verlobung schon im Sommer des Jahres 1185 abgeschlossen ward.

3. Mehr als hundert und fünfzig Saumthiere, beladen mit Gold, Silber, Sammt, reichen Stoffen, prachtvollen Gewanden und andern kostbaren Sachen zogen nun nach dem obern Italien und überbrachten Constanzens reichen Brautschatz. Friederich hatte während seines gegenwärtigen Aufenthalts in Italien die Liebe der Mailänder so sehr zu gewinnen gewußt, daß diese sich es jetzt als eine besondere Gnade und Begünstigung von dem Kaiser erbaten, die Vermählungsfestlichkeiten innerhalb der Ringmauern ihrer

Stadt zu feiern. Gerne bewilligte ihnen Friederich diese Bitte. In der Kirche des heiligen Ambrosius zu Mailand ward demnach die Trauung des erlauchten Paars, am 27. Januar 1186, mit ganz ungewöhnlicher Pracht vollzogen. Der Erzbischof von Vienne krönte bei dieser Feierlichkeit den Kaiser, der Patriarch von Aquileja setzte dem König Heinrich eine Krone auf das Haupt, und die Königin Constanze ward von der Hand eines deutschen Bischofes gekrönt. Diese Krönung hatte jedoch keine besondere Bedeutung; denn alle Kaiser und deren Gemahlinnen pflegten stets an hohen Festen und bei großen Feierlichkeiten mit der Krone geschmückt zu erscheinen, die sie sich gewöhnlich von Bischöfen aufsetzen ließen. Mehrere Tage nach einander folgten nun Feste auf Feste jeglicher Art, wozu Bühnen für die Zuschauer errichtet waren. Ueberhaupt war der Andrang von Fremden so groß, daß die Consuln von Mailand in aller Eile hölzerne Wohnungen von außerordentlichem Umfange mußten errichten lassen. Deutsche und italienische Fürsten, normannische Barone und Edle, lombardische Consuln und Abgeordnete verherrlichten in großer Anzahl durch ihre Gegenwart die Feier des Festes. Alles athmete nur Freude und Wohlwollen, selbst der jüngsten Vergangenheit ward nicht mehr gedacht, und als der Kaiser nun auch eine allgemeine und völlige Vergessenheit aller frühern Verbrechen und Vergehungen für ganz Italien bekannt machen ließ, verbreitete sich Freude und Fröhlichkeit auch auf alle übrigen Theile und selbst in die entferntesten Gegenden des Reiches. Was den Anstrengungen Friederichs durch eine lange Reihe von Jahren hindurch mißlungen war, hatte er jetzt und gleichsam unter lauter Festen und auf einem, selbst von den Lombarden mit Blumen bestreuten Wege erreicht. Der Erwerb so großer, reicher und unum-

schränkt beherrschter Provinzen schien ihm die Unterwerfung von ganz Italien zu verbürgen, und diese den sichersten Weg zu einer gleich unumschränkten Herrschaft auch in Deutschland zu bahnen. „Wenn aber," sagt ein neuerer Geschichtschreiber, „bei einer Vermählung sich jemals günstige Aussichten gezeigt und zu den größten Hoffnungen berechtiget haben, und dann jemals eben diese Aussichten und Hoffnungen schrecklich getäuscht und betrogen haben, so war dieses jetzt der Fall bei Heinrichs und Constanzens Vermählung; denn gerade Sicilien ward der Schlund, der Friederichs ganze Nachkommenschaft und alle Größe und Herrlichkeit des Hohenstaufischen Hauses auf immer verschlang."

4. Aber nicht so glücklich wie in seinem Verkehr mit den lombardischen Städten und dem sicilianischen Hofe, war Friederich in seinen Verhandlungen mit dem Papste. Ueberhaupt hatte das gute Vernehmen zwischen dem Kaiser und dem römischen Stuhl nach Alexanders des Dritten Tod schon sehr bald wieder ein Ende. Die aufrührerischen, weder zu herrschen noch zu gehorchen fähigen Römer hatten Alexanders Nachfolger, Lucius III., nicht nur aus Rom vertrieben, sondern nach dem Tode des Erzbischofes Christian wieder auf das neue angefangen, gegen den heiligen Vater so sehr zu wüthen, daß dieser sich in der Nähe von Rom nicht mehr sicher glaubte, daher nach Oberitalien ging und in Verona seinen Sitz nahm. Dahin begab sich auch der Kaiser gleich nach seiner Ankunft in Italien. Man hätte glauben mögen, daß jetzt bei dem Zusammentreffen der beiden höchsten Häupter der Christenheit auch die bisher zwischen dem römischen Stuhle und dem Kaiserthum bestandene Einigkeit auf das neue würde befestiget werden. Man hätte glauben mögen, daß der Kaiser

die Sache des von den Römern so sehr beleidigten, so unwürdig behandelten Papstes zu seiner eigenen Sache machen und, da er jetzt kein Heer bei sich hatte, ihm wenigstens versprechen werde, die Aufrührer so bald als möglich wieder zur Unterwerfung zu zwingen. Aber allem Anschein nach kümmerte den Kaiser nicht im mindesten die traurige Lage des heiligen Vaters, im Gegentheil wollte er, wie es scheint, dieselbe benutzen, um die Bewilligung verschiedener Forderungen von ihm zu ertrotzen. Der Kaiser begehrte, daß der Papst alle Geistlichen, welche während des Schisma von schismatischen Bischöfen ihre Weihe erhalten hatten, in ihren Würden bestätigen und zweitens auch seinen Sohn, den König Heinrich, zum römischen Kaiser krönen sollte. Beides lehnte der Papst ab, das Erstere, weil er einen Artikel des Friedens von Venedig und einen Beschluß eines ökumenischen Conciliums ohne Zustimmung der Cardinäle nicht umstoßen könne, und das Andere, weil das römische Reich nicht zwei Häupter zu gleicher Zeit haben könne; verlange also Friederich seines Sohnes Krönung zum römischen Kaiser, so müsse er selbst vorher die kaiserliche Würde niederlegen. Um den Forderungen des Kaisers ebenfalls Forderungen entgegen zu setzen, begehrte Lucius die Zurückgabe der Mathildischen Güter an den römischen Stuhl. Die Einkünfte davon sollte der Kaiser zwar noch beziehen, bis die in dem Frieden festgesetzten Jahre verflossen wären, aber mit den Gütern selbst nicht, wie bisher, nach Willkür schalten, und mit denselben nicht wie mit einem ihm bleibenden Eigenthum verfahren. Diese Forderung des Papstes wieß jedoch der Kaiser aus dem Grunde zurück, weil diese Güter, wie er, jedoch irrig, behauptete, eine von der Markgräfin dem Reiche gemachte Schenkung wären.

5. Man sieht, daß es an Stoff zu Zank und Streit zwischen dem Papste und dem Kaiser keineswegs gebrach. Aber noch um vieles ward die Mißstimmung zwischen Beiden durch Friederichs eigenmächtiges Verfahren in dem Trierischen Wahlstreit erhöhet. In Trier hatte nämlich nach dem Tode des Erzbischofes Arnold eine getheilte Wahl Statt gehabt, die eine Parthei den Dechanten, die andere den Probst dieser Kirche zum Erzbischof gewählt. Der Dechant hieß Volkmar, der Name des Propstes war Rudolph. Der Erstere, in dem Bewußtseyn seiner gerechten Sache, wandte sich an den Papst, der Andere an den Kaiser. Natürlicher Weise behielt sich der Papst die Untersuchung vor, welcher von Beiden auf canonischem Wege erwählt worden sey. Aber der Kaiser, der sich alsogleich für den Propst entschieden hatte, belehnte, ohne die päpstliche Entscheidung abzuwarten, den Rudolph mit allen Regalien der Kirche und setzte ihn in den Besitz derselben. Volkmar begab sich hierauf zu dem Papste, der nun auch den Rudolph vorladen ließ vor ihm zu erscheinen. Der Vorgeladene kam nach Verona. Beide vertheidigten ihre Sache, ein Jeder so gut er vermochte. Indessen erfolgte doch jetzt noch keine päpstliche Entscheidung. Aber in der Kirche von Trier ward die Verwirrung immer größer. Die beiden Partheien wütheten mit der größten Heftigkeit gegen einander, so daß der König Heinrich, den der Kaiser in Deutschland zurückgelassen hatte, einzuschreiten genöthiget war. Aber der junge König, der jetzt zum ersten Male eine Gelegenheit erhielt, sich öffentlich der Welt als Regent zu zeigen, benahm sich dabei auf eine eben so unbesonnene als tyrannische Weise, fiel mit leidenschaftlicher Wildheit auf die zahlreichen Anhänger Volkmars los und erlaubte sich gegen dieselben die unerhörtesten Gewalt-

thätigkeiten. Als die Kunde davon nach Verona kam, entschloß sich der Papst nun unverzüglich den Volkmar in der erzbischöflichen Würde zu bestätigen; aber der Kaiser, der dies erfuhr, ließ dem Papste wissen, daß, wenn er seinen Entschluß ausführte, auch für die Zukunft gar keine Gemeinschaft mehr zwischen ihnen Beiden Statt haben könne. Der Papst, schon in so verdrießliche, ihn kränkende Verhältnisse mit den Römern verwickelt, wollte nicht auch noch mit dem Kaiser brechen, that also jenen Schritt nicht und starb bald darauf im November des Jahres 1185.

6. Der fromme Papst Lucius hatte zu seinem Nachfolger Uberto Crivelli, der sich Urban III. nannte, und nebst der päpstlichen Würde auch das Erzbisthum Mailand beibehielt. Da Urban ein geborner Mailänder war und er und seine Familie während des mailändischen Krieges vieles hatte leiden müssen, so vermuthete man bei ihm eine persönliche Abneigung gegen den Kaiser. Wirklich trat auch Urban sogleich weit entschiedener und schärfer als sein Vorfahrer gegen den Kaiser auf. Die Vermählung Heinrichs mit Constanza brachte in die Stellung des Papstes zu dem Kaiser neue Verwickelungen hinein; denn Urban sah sehr wohl ein, daß, wenn die Kronen von Deutschland, Italien und Sicilien mit der Kaiserkrone vereint, das Haupt eines Hohenstaufen schmückten, es nicht nur um die Freiheit der lombardischen Städte geschehen wäre, sondern auch der römische Stuhl seiner festesten Stütze beraubt, von einer gänzlichen knechtischen Abhängigkeit von der weltlichen Macht bedrohet würde. Indessen konnte er diese Verbindung nicht mehr verhindern; der Familienvertrag war noch vor dem Tode des Papstes Lucius abgeschlossen und wenige Wochen darauf, als Urban

noch kaum den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, auch die Vermählung in Mailand vollzogen worden. Aber wie unzufrieden der Papst damit war, davon gab er alsogleich einen auffallenden Beweis. Den Patriarchen von Aquileja, der bei der Vermählungsfeier dem König Heinrich eine Krone aufgesetzt und dadurch, wie Urban behauptete, sich einen Eingriff in die Rechte des Erzbischofes von Mailand erlaubt hatte, suspendirte er, nebst sämmtlichen dem Patriarchen dabei assistirenden Prälaten und Geistlichen von allen ihren kirchlichen und geistlichen Functionen. Eben so schnell entschied jetzt auch Urban den Trierischen Wahlstreit und zwar gegen den Kaiser, indem er dem Volkmar die erzbischöfliche Weihe ertheilte, und Rudolphs Wahl für uncanonisch und daher ungültig erklärte. Aber außerdem hatte der Papst gegen den Kaiser noch eine Menge Beschwerden, die er jetzt alle in Anregung brachte. Er machte es demselben zum Vorwurf, daß er mit den Mathildischen Gütern ganz wie mit seinem Eigenthum schalte; daß er die Verlassenschaft der Bischöfe sich aneigne, Nonnenklöster unter dem Vorwande schlechten Wandels aufhebe und deren Güter sich bemächtige, endlich auch geistliche Zehnten an Weltliche vergebe und die Freiheit der Bischofswahlen beeinträchtige. Die Spannung zwischen dem Papst und dem Kaiser nahm mit jedem Tage zu. Ein völliger Bruch zwischen den beiden Häuptern der Christenheit schien abermals unvermeidlich, und da der Kaiser jetzt erfuhr, daß mehrere Bischöfe in Deutschland, besonders der Erzbischof von Cöln auf die Seite des Papstes sich zu neigen schienen, rief er unverzüglich seinen Sohn, den König Heinrich nach Italien und übergab ihm die Verwaltung des Landes; er selbst kehrte nach Deutschland zurück, ließ aber alle über das Gebirg führende Pässe stark besetzen und so vollkommen

sperren, daß zwischen Deutschland und Italien keine Verbindung, zwischen dem Papste und den deutschen Bischöfen kein Verkehr mehr möglich war.

7. Gleich nach seiner Ankunft in Deutschland schrieb Friederich einen allgemeinen Hoftag aus, der in Gelnhausen sollte gehalten werden und wozu er sämmtliche Bischöfe des Reiches berief, nur mit Ausnahme des Erzbischofes von Cöln, mit welchem er kurz vorher eine sehr lebhafte Unterredung gehabt und endlich ihm sogar verboten hatte, auf dem Reichstage in Gelnhausen zu erscheinen. Mit anscheinender Offenheit und in der Sprache eines gehorsamen Sohnes der Kirche setzte nun Friederich die versammelten Bischöfe von den zwischen ihm und dem Papste obwaltenden Streitigkeiten in Kenntniß, überging aber dabei gerade die wichtigsten Gegenstände des Streites, hob jedoch dafür einige andere Forderungen des Papstes hervor, denen wirklich ein uraltes Herkommen offenbar entgegenstand. Friederich klagte, daß, nachdem seine Vorfahren schon so viele ihrer Rechte der Kirche abgetreten hätten, man nun die Kaiser auch des Wenigen, was ihnen geblieben wäre, berauben wolle. Er erinnerte hierauf an Christi Gebot: „Gott, was Gottes ist, und dem Cäsar, was des Cäsars ist, zu geben" und stellte endlich den Bischöfen die Frage: ob sie hierin mit ihm gleichen Sinnes wären und was er von ihnen zu erwarten habe? Die durch des Kaisers Gegenwart und Ansehen eingeschüchterten Bischöfe hatten nicht den Muth ihre Meinung zu sagen. Auf die von dem Kaiser ihnen vorgelegte Frage antwortete daher der Erzbischof Conrad von Mainz: „Die Sache ist wichtig und uns geziemt es nicht, solche große Streitigkeiten zu entscheiden. Wir sind dem Papste, unserm geistlichen Vater, der über Allen ist,

in allen Dingen Gehorsam schuldig; aber auch Euch, den Gott zum Fürsten und Kaiser des deutschen Reiches erhoben hat, dem wir den Diensteid geschworen haben, von dem wir unsere weltlichen Besitzungen haben, sind wir schuldig beizustehen zur Wahrung und Erhaltung aller Eurer Rechte. Deswegen wollen wir Bischöfe insgesammt, wenn Ihr es gestattet, an den Papst schreiben, um ihn zu ermahnen, daß er mit Euch nach dem Frieden strebe und Euch die Gerechtigkeit gewähren möge, die Ihr von ihm zu fordern habet." Da dieser Antrag von dem Kaiser und allen Anwesenden beliebt ward, so wurde auch das Schreiben an den heiligen Vater also erlassen. Während dieses in Deutschland geschah, verfuhr in Italien König Heinrich, von den Römern unterstützt, übermüthig durch seine Jugend und von Natur aus hart, streng und roh, auf das Trotzigste gegen den Papst, rächte sich an ihm durch Verwüstung verschiedener, dem römischen Stuhle gehörigen Provinzen und ließ sogar einen Diener des heiligen Vaters, der ihm in die Hände gefallen, verstümmeln. Urban, von den Römern vertrieben, von den Lombarden vernachlässiget, von Deutschland und den deutschen Bischöfen abgeschnitten und mit den übrigen christlichen Reichen noch in schwacher Verbindung, wagte es auch jetzt noch nicht den letzten entscheidenden Schritt gegen den Kaiser zu thun. Als er aber bald darauf die Nachricht erhielt: der Kaiser habe die Bischöfe von Metz und Verdun blos deswegen von ihren Kirchen vertrieben, weil sie einer von dem Erzbischof Volkmar zusammenberufenen Synode beigewohnt und ihn dadurch als ihren Metropoliten anerkannt hätten; da ward er auf das Höchste aufgebracht und entschloß sich nun, unverzüglich die ganze Macht seiner geistlichen Waffen gegen Friederich zu gebrauchen. Für den Kai-

genblick ward er jedoch davon jetzt durch das flehentliche Bitten der Veroneser abgehalten. Sie stellten dem heiligen Vater vor, daß sie Vasallen des Kaisers wären und demnach dessen ganzer Zorn über Verona ausbrechen würde, wenn sie geschehen ließen, daß er in ihrer Stadt mit dem Banne belegt werde. Der Papst gab der Aengstlichkeit der Einwohner von Verona nach, verließ aber sogleich ihre Stadt und begab sich nach Ferrara, und zwar mit dem nun nicht mehr wankenden Entschluß, dort sogleich den Bannstrahl gegen den Kaiser zu schleudern, welches jetzt auch unfehlbar geschehen seyn würde, wenn Urban nicht gleich bei seiner Ankunft in Ferrara von einer Krankheit befallen und in Folge derselben durch den Tod der Welt und der Kirche wäre entrissen worden (1187).

8. Auf dem päpstlichen Stuhle folgte Urban dem Dritten der Cardinal Albert Mora von Benevent, der den Namen Gregor VIII. annahm, aber schon im zweiten Monat nach seiner Erhebung in Pisa starb und den Cardinal B. Paul von Präneste, einen gebornen Römer, zu seinem Nachfolger hatte. Indessen war aber die Stellung des Papstes dem Kaiser gegenüber ganz die nämliche geblieben; die gegenseitige Gesinnung hatte sich nicht geändert, vielleicht kaum hie und da eine Leidenschaft sich abgekühlt. Daß dieses jedoch nicht so bleiben könne, lag klar am Tage; aber Niemand konnte auch nur von ferne ahnen, auf welche Weise diese Wirrungen sich entwickeln würden, als auf einmal alle, auch die schreiendsten Dissonanzen sich plötzlich von selbst in die freundlichsten Accorde wieder auflößten. In dem fernen Oriente trug sich nämlich ein Ereigniß zu, das jetzt ganz unerwartet dem ganzen Abendlande einen Impuls gab, dem Niemand zu widerstehen

vermochte. Jerusalem war gefallen und die heilige Stadt wieder von den Türken erobert worden. Gleich einem Alles zerschmetternden und zermalmenden Blitz durchflog die Nachricht davon ganz Europa von einem Ende bis zum andern. Es übersteigt alle Begriffe, welchen Eindruck auf alle christlichen Völker diese traurige Kunde machte; sie verschlang jedes andere Interesse; was man kurz vorher noch für das Wichtigste hielt und dem man seine ganze Aufmerksamkeit und alle seine Kräfte zuwandte, erschien jetzt als gleichgültig und unbedeutend. Alle Blicke waren nur gen Himmel gerichtet, alle Herzen sehnten sich nur nach Buße und Versöhnung und selbst die erklärtesten Feinde vergaßen den Gegenstand ihres Zwistes und reichten sich friedlich die Hände. Bei dieser allgemeinen Aufregung aller christlichen Gemüther in dem ganzen Abendlande näherte sich nun auch der Papst wieder dem Kaiser, besonders da Clemens erfahren hatte, daß Friederich der im Orient so hart gedrückten Kirche in eigener Person zu Hülfe zu eilen gesonnen sey. Ueber mehrere der streitigen Punkte ging man nun flüchtig hinweg, andere wurden durch weise Mäßigung von beiden Seiten eben so friedlich verglichen. In Ansehung der die Kirche bisher so sehr betrübenden Spaltung in Trier kam man überein, daß der Papst den Volkmar und der Kaiser seinen Rudolph aufgeben sollte. Beide wurden also beseitiget und an ihrer Stelle Johann, der Kanzler des Kaisers, auf den erzbischöflichen Stuhl von Trier erhoben, und so war nun trotz aller bisherigen banger und ängstlicher Erwartungen der Friede zwischen dem römischen Stuhle und dem Kaiserthum vollkommen wiederhergestellt und die allgemeine Freude darüber auch noch dadurch erhöhet, daß die Römer ebenfalls auf das Neue dem Papste sich unterwarfen, ihm den Eid

der Treue leisteten und Clemens hierauf wieder nach Rom zurückkehrte.

9. Im folgenden Jahre 1188 nahm Kaiser Friederich auf einem großen Reichstag in Mainz aus den Händen des Cardinalbischofes Heinrich von Albano, päpstlichen Legaten und des Bischofs von Würzburg das Kreuz. Dem Beispiele des Kaisers folgte auch dessen Sohn Friederich nebst einer Menge anderer Fürsten und Bischöfe. Der Aufbruch des Kreuzheeres ward auf das nächstfolgende Jahr 1189 festgesetzt und zum Sammelplatz ward die Stadt Regensburg bestimmt. Damit während seiner Abwesenheit die innere Ruhe in Deutschland nicht gestört würde, beschied der Kaiser den Herzog Heinrich den Löwen, der indessen, da die Zeit seiner Verbannung zu Ende war, auch wieder nach Deutschland zurückgekehrt war, auf einen Hoftag nach Goslar und ließ ihm hier die Wahl, entweder dem Kreuzzuge beizuwohnen oder bis zur Rückkehr des Kaisers Deutschland wieder zu verlassen und nach England in freiwillige Verbannung zurückzukehren. Heinrich der Löwe wählte das Letztere. Seine bei dem letzten Kreuzzuge unter seinem Oheim, dem König Konrad, gemachten Erfahrungen benutzend, traf Friederich nun verschiedene sehr weise Vorkehrungen, die nicht nur das Unternehmen erleichterten, sondern auch den glücklichen Erfolg desselben schon einigermaßen verbürgen konnten. Im Mai des Jahres 1189 brach der Kaiser mit dem Heere bei Regensburg auf. Er selbst schiffte die Donau hinab, das Heer folgte zu Lande. Dasselbe soll nach Einigen 150,000, nach Andern 90,000 Mann stark gewesen seyn. In Ungarn ward der Kaiser und dessen Heer von König Bela auf das Freundschaftlichste und Zuvorkommendste empfangen. Aber auf den Gren-

zen des oströmischen Reiches angekommen, gab der Wankelmuth des griechischen Kaisers schon wieder reichen Stoff zu sehr gerechten Klagen. Friederich mußte mit dem Heere in Griechenland überwintern. Erst im März des folgenden Jahres 1190 schiffte Friederich bei Kalipolis mit seinem Heere nach Asien über. Als er aus dem Schiffe trat, rief er aus: „Liebe Brüder und Gefährten! jetzt ist ganz Asien unser!" Wirklich folgte auch jetzt von Seite Friederichs eine Reihe von Heldenthaten, in denen er wahrhaft sich gleichsam selbst übertraf, aber leider nur zu bald darauf noch in demselben Jahre seinen Tod in den Fluthen des Flusses Kalikadnus fand*).

---

*) Da Friederichs Heerfahrt nach dem Orient eigentlich zur Geschichte des dritten Kreuzzuges gehört, so wird auch davon erst in dieser, die jedoch schon für den folgenden Band unsere Aufgabe seyn wird, eine weit vollständigere, vollkommen genügende Erwähnung gemacht werden.

dessen Erfolgen erscheint Petrarch aber immer noch ehrwürdig genug, um unserer zerfahrenen und verweltlichten Zeit als ein Spiegel und Vorbild vorgehalten zu werden. Unter allen Heroen der christlichen Kirche hatte ihn besonders der heilige Augustinus angezogen. Die Bekenntnisse dieses Heiligen, in welchen der gelungenste Gegensatz der göttlichen Schönheit und menschlichen Leidenschaft uns vorgehalten, und die Ueberwindung der letzteren durch die siegende Macht der ersten gezeigt wird, waren frühe eine Lieblingslectüre Petrarch's. Es war vermöge seiner Bildung und christlichen Anschauung auch nicht leicht Jemand so geeignet, in das Verständniß dieser Bekenntnisse einzudringen, als eben Petrarch. Er begriff vollständig den erhabenen Geist des mächtigen Kirchenvaters, sein Herz war, wenn auch nicht in der Gewaltigkeit, doch in der Zartheit dem des Heiligen nahe verwandt. Fand sich Augustinus als Beobachter und Mitbeherrscher einer Welt, welche fiel und einer andern, die sich neu erhob, entgegengestellt, so stand Petrarch von der Röthe des neuen Morgens, welcher den Studien dieser vergangenen Welt tagte, angeleuchtet und im Besitze des Glaubens der damals neu gestalteten Welt. Wie bei Augustinus durchdringen sich bei ihm classische Gelehrsamkeit und christlicher Geist. Allein bei Augustinus ist der Geist ein emporschwebender adlerkühner, im Petrarch ein gemäßigter, dem neuen gelehrten Heidenthume schon fast allzunahe gleitender. Ihm war die Natter noch nicht sichtbar, welche in den classischen Blättern sich verbarg. Auch er hatte, wiewohl mit geringerer Ausdauer und minderm Ernste, die Schmerzensbahn durch die Oede menschlichen Glückes und menschlichen Wissens zurückgelegt. Allerdings aber hatte er sich nicht mit derselben erhabenen Macht aus der Eitelkeit weltlicher Verhältnisse und menschlicher Beziehungen herausgerungen, als der große Bischof von Hippo. Er hatte auch nicht in dem Grade die Lieblichkeit Gottes geschmeckt als der Heilige, weil er für das Bewußtseyn des allgemeinen menschlichen und seines persönlichen Elendes kein so scharfes Erkennungsorgan besaß als Augustinus. Indem er in Gottes Freundschaft zu leben brünstig begehrte, vermochte er es doch nicht überall und durchgängig mit der Welt zu brechen, welche ein Hinderniß jener Freundschaft ist. Deßhalb besitzt er in seinen Bekenntnissen auch nicht jene heroische Beherrschung Augustin's, dessen Seele den Schmuck und Purpur, mit denen sie in der Welt unvergänglich glänzen konnte, muthig von sich wirft und in ihrer vollen, ganz enthüllten Blöße in aller Nichtigkeit ihrem Schöpfer gegenüber tritt. Nur zaghaft ziehet er die lieblichen Hüllen ab, welche seine sittlichen Schwächen bedecken und sucht im Abziehen gewissermaßen nach anderen Deckmitteln. Das Bedürfniß aber, sich selbst zu schauen in seiner Niedrigkeit vor Gott, hatte Petrarch so gut als Augustinus. Er hat auch herzhafte Versuche gemacht, sich und der Welt hierin klar zu werden. Neben vielen einzelnen Andeutungen, welche seine zahlreichen Schriften hierüber enthalten, sind aber zwei seiner Werke ausdrücklich diesem Zwecke gewidmet, und können als seine Bekenntnisse betrachtet werden. Es sind: sein Brief an die Nachwelt und seine drei Unterredungen mit dem heiligen Augustinus über die Verachtung der Welt. Ich trage daher kein Bedenken, beiden Schriften jenen gemeinschaftlichen Titel beizulegen und dieselben solchen deutschen Lesern, welche christliche Andacht und Erbauung suchen, darzubieten. Möchte die Absicht des Uebersetzers, den Ertrag dieses Büchleins den barmherzigen Schwestern zuzuwenden, demselben recht viele Käufer und Leser zuführen!

Druck von Florian Kupferberg.

